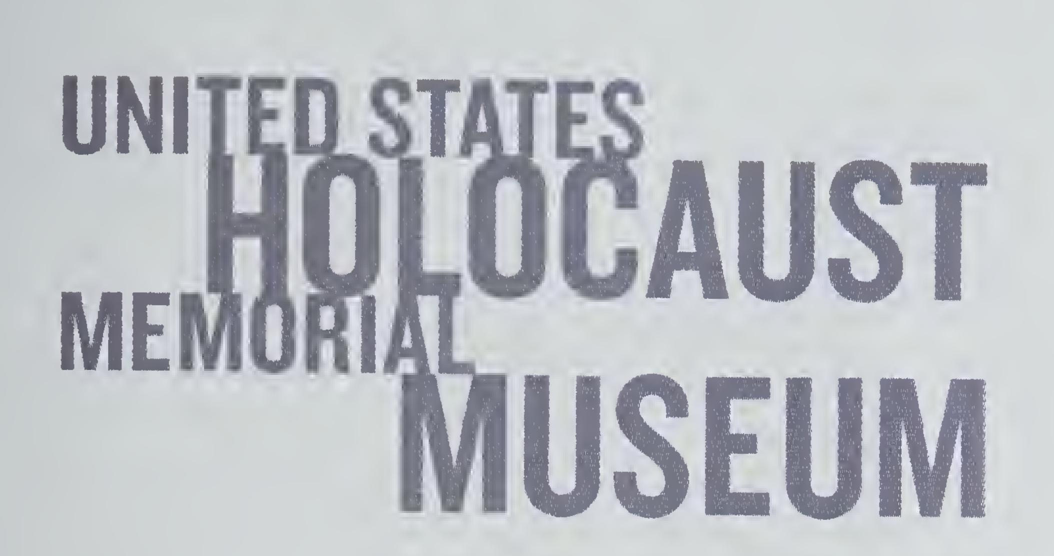
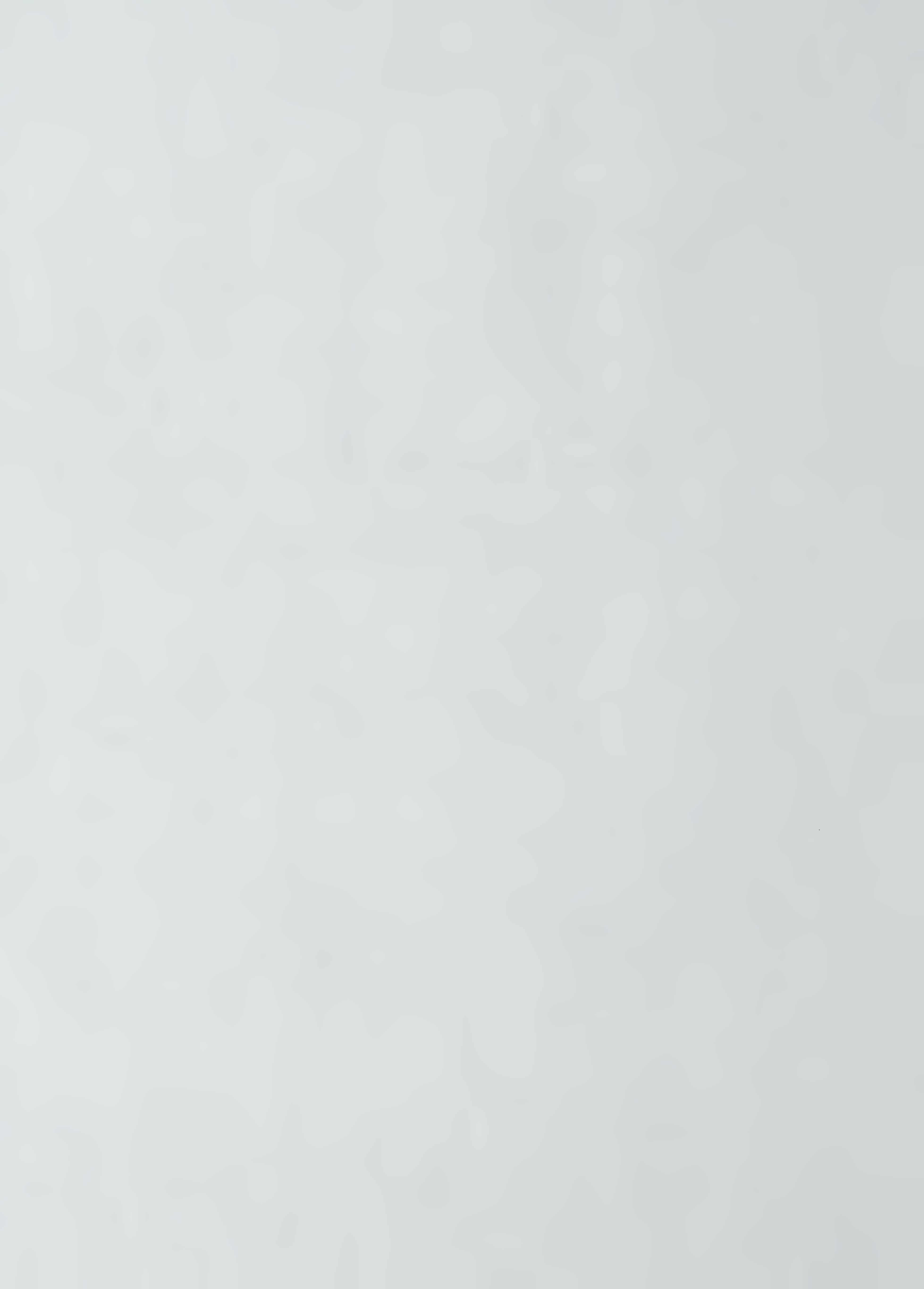




Claims Conference Holocaust Survivor Memoir Collection

Access to the print and/or digital copies of memoirs in this collection is made possible by USHMM on behalf of, and with the support of, the Conference on Jewish Material Claims Against Germany.



Jehuda L. Stein

Die Steins

Jüdische Familiengeschichte aus Krakau
1830-1999



Herausgegeben
von Erhard Roy Wiehn

Hartung-Gorre Verlag
Konstanz



Jehuda L. Stein Die Steins - Jüdische Familiengeschichte aus Krakau



Jehuda L. Stein

Die Steins

Jüdische Familiengeschichte aus Krakau
1830-1999

Herausgegeben
von Erhard Roy Wiehn

Hartung-Gorre Verlag
Konstanz

Titelfoto: Im ‘Tal der (zerstörten) Gemeinden’, Yad Vashem, Jerusalem (Foto Wiehn); Rückseite: Dr. Jehuda L. Stein (Foto privat); Umschlagsatz: Heide Fehringer; Druck: Copy-Druck, Heimsheim.

1939-1999
60 Jahre Beginn des Zweiten Weltkrieges
und der Schoáh in Polen



Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Stein, Jehuda L.:
Die Steins : Geschichte und Untergang einer jüdischen Familie aus Krakau 1830 - 1998 / Jehuda L. Stein. Hrsg. von Erhard Roy Wiehn. - 1. Aufl. - Konstanz : Hartung-Gorre, 1999
ISBN 3-89649-417-1

Erste Auflage 1999
Hartung-Gorre Verlag Konstanz Germany
ISBN 3-89649-417-1

Inhalt

für meine Enkelkinder
Esther und Sophie Didisheim

Jehuda L. Stein

Eine Familiengeschichte

Einen tatsachenbezogenen Bericht über meine väterlichen Vorfahren - von denen ich früher nur wenig wußte - wollte ich schreiben. Für meine zwei Enkelkinder, die - in der Schweiz geboren - in einem Lebenskreis aufwachsen werden, der weit entfernt sein wird von der Welt der Vorfahren ihres Großvaters, in der Annahme, daß sie, wenn sie erwachsen sein werden, Interesse an dieser Geschichte haben könnten.

Zum Schreiben angeregt wurde ich durch die Angaben über die früheren Generationen meiner Familie, die ich in zwei Publikationen über die Geschichte des Chassidismus von Jitzhak Alfasi (1974 und 1986) gefunden habe: Von Rabbi Chaim Pinchas Derbarimdiger (gest. im Alter von 90 Jahren), dem letzten Nachkommen von drei Rabbinergenerationen, beginnend mit meinem Urgroßvater Rav Hagaon Gerschon Stein (1830-1911), erhielt ich im Jahre 1988 in Bne-Brak einen ausführlichen schriftlichen Bericht über die Geschichte meiner Vorfahren.

An die Wiedergabe meiner eigenen Lebensgeschichte und meiner Erlebnisse während der Kriegszeit hatte ich früher zwar öfter gedacht und auch mehrmals versucht, diese zu Papier zu bringen. Ich mußte jedoch feststellen, daß ich nicht imstande war, meine Erlebnisse geistig so zu bewältigen, daß ich diese in geordneten Sätzen niederschreiben konnte. Die Erinnerungen an die erlebten Geschehnisse rührten bei mir Gefühle auf, die ich im Interesse der Erhaltung meines psychischen Gleichgewichts in meinem privaten und Berufsleben vermeiden mußte und auch wollte.

Im Zuge der Niederschrift des Berichtes über meine väterlichen Vorfahren merkte ich beim Versuch, die Familiengeschichte fortzusetzen, daß ich zwar immer noch mit Mühe, jedoch leichter als bei früheren Versuchen die Erinnerungen an meine ermordeten Eltern, meine Kindheit und an meine Jugenderlebnisse während der Kriegszeit zu Papier bringen konnte. Öfter mußte ich jedoch das Schreiben für Tage oder Wochen unterbrechen, bis sich mein Gemüt soweit beruhigt hatte, daß ich über bestimmte Ereignisse schreiben konnte.

Ich nehme an, daß es vor allem die Zeit und die Umstände waren, die letztlich den Zeitpunkt der Niederschrift meiner Erinnerungen bestimmten. Darunter subsumiere ich das Alter, den Zeitabstand zwischen den Ereignissen und ihrer Wiedergabe und die Muße, die ich in meinem Ruhestand fand, um meine

Erinnerungen und Erlebnisse anders zu verarbeiten, als dies früher und während meiner berufsaktiven Zeit möglich gewesen wäre.

An die Publikation meines Berichtes dachte ich zuerst nicht. Eine Familiengeschichte sollte es werden, und in der Familie sollte sie bleiben - das war meine Absicht. Darüber hinaus zögerte ich mit der Veröffentlichung eines Berichtes, der für meine langjährigen Freunde und Bekannten mein "coming out" sein wird, weil ich konsequent vermieden habe, über meine Erlebnisse während des Krieges zu berichten.

So war ich mir auch über den Wert oder Unwert der Veröffentlichung meiner Familien- und Lebensgeschichte längere Zeit nicht im klaren.

Ermutigt durch Herrn Professor Dr. Erhard Roy Wiehn, dem ich auch für seine Hilfe bei der Veröffentlichung dankbar bin, habe ich meinen Bericht zur Publikation freigegeben. Herrn Emil Dreifuss aus Bern danke ich für die ersten Korrekturen.

Erhard Roy Wiehn

Schwarzes Polenmosaik

Mit Dr. Jehuda L. Steins vorliegender zweiter gewichtiger und diesmal zeitgeschichtlicher Schrift (9) in unserer Reihe weist unser schwarzes Polenmosaik nun folgende 10 Titel auf: 1. Erhard Roy Wiehn, 'Kaddisch - Totengebet in Polen. Reisegespräche und Zeitzeugnisse gegen Vergessen in Deutschland' (Darmstadt 1984, 2. Aufl. 1987); 2. Erhard Roy Wiehn, 'Ghetto Warschau - Aufstand und Vernichtung 1943 fünfzig Jahre danach zum Gedenken' (Konstanz 1993); 3. Jacques Stroumsa, 'Geiger in Auschwitz - Ein jüdisches Überlebensschicksal aus Saloniki 1941-1967' (Konstanz 1993, englisch 1996); 4. Erika Myriam Kounio-Amariglio, 'Damit es die ganze Welt erfährt - Von Saloniki nach Auschwitz und zurück' (Konstanz 1996); 5. Josef Goldkorn, 'Im Kampf ums Überleben - Jüdische Schicksale in Polen 1939-1945' (Konstanz 1996); 6. Joachim Kalter, 'Eine jüdische Odysee/A Jewish Odyssey - Von Leipzig nach Polen abgeschoben und deutsche Lager überlebt. Ein Bericht' (Konstanz 1997); 7. Jehuda L. Stein, 'Juden in Krakau - Ein geschichtlicher Überblick 1173-1939' (Konstanz 1997); 8. Leah Shinar, 'Wie ein Becher Tränen - Jüdische Familiengeschichten aus Krakau. Leben und Leiden in Polen 1939-1945' (Konstanz 1999); in Vorbereitung ist 10. Inka Waisbort, 'Im Angesicht des Todes - Erinnerungen eines jüdischen Mädchens in Polen 1939-1945.' - Herzlich zu danken ist Verena Boos für das Skannen des Textes, ihr und Hannah Müller fürs Korrekturenlesen sowie Heide Fehringer für die umfangreichen Text- und Korrekturarbeiten. - Was nicht aufgeschrieben und veröffentlicht ist, wird so vergessen, als ob es nie geschehen wäre. 60 Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkriegs und der Schoáh in Polen ist gerade auch diese Schrift ein Manifest gegen Vergessen.

im Juni 1999





Jehuda L. Stein

Die Steins

Jüdische Familiengeschichte aus Krakau 1830-1999



Der Familienname *Stein*

"This Ashkenazi name, with numerous variants ranging from Steinherz and Steinfeld to Steingraber, Steinbach etc., is borne by many Jewish families in Germany, Austria, Hungary, Boehmia, Poland, Switzerland, France, England and the U.S.A. There are several possible origins of 'Stein' as a Jewish family name in its own right, as a part of names comprising this word. Localities called Stein (the German for 'Stone' and/or 'Rock') are situated near Nürnberg (Bavaria), Krems (Niederösterreich) and Schaffhausen (Switzerland). Kamnik in Slovenia, Yugoslavia. 'Stein' in German, and the name of a number of places in Poland called Kamień has been translated by the Jews into the Yiddish Shteyn or written in polish Sztajn. Like all Jewish names comprising the word Stein, it also carries the meanings from the symbolical allusions and values found in the bible. On his way to Haran, Jacob stopped at Luz in the Judean Hills for the night using a stone for his pillow. It was there he had his dream in which he saw a ladder reaching to heaven and God confirmed his covenant with Abraham and Isaac, promising him 'the Land whereon you liest' (Genesis 28, 10-22). Stone was used to build the House of David (2 Samuel 5, 11) and the House of the Lord (1 Kings 5, 31-32). The ten commandments God gave to Moses were written on 'Tables of Stone' (Exodus 31, 18) and the world itself rests on a cornerstone laid by the Lord (Job 38, 1-7). The prophets used the term stone and rock as symbol for Israel and its destiny (Isaiah 51, 1-2; Daniel 2, 44-45) and rock is equated with God himself (Deut. 32, 18; 32, 4). Documented since the 18-th century as a Jewish family name, Stein is also a widespread non-Jewish name, whose representatives include Goethe's friend Charlotte Stein, and the statesman, historian reformer and ideologist Freiherr vom Stein. Among distinguished Jewish bearers of this name are the German philosopher Ludwig Stein (1859-1930) and the American writer Gertrude Stein (1874-1946)." (Museum of the Jewish Diaspora, Tel Aviv, 22.10.1989)

Der Familienname Stein war in diesen Teilen Osteuropas verbreitet, die früher zu Deutschland (u.a. Schlesien) oder Österreich (Galizien, Bukowina) gehört haben. Daß nicht "alle Steins" mit unserer Familie verwandt waren, habe ich zur Kenntnis genommen, als ich etwa zehn Jahre alt war und Onkel Mordche (Mordechaj Stein) aus Bielitz (Bielsko/Oberschlesien) uns wieder einmal besuchte. Als Kriegsinvalide, der in den Legionen von Marschall Piłsudski in Polens Unabhängigkeitskrieg kämpfte, mußte er sich in Krakau jedes Jahr sei-

ne Fußprothese neu anpassen lassen. Onkel Mordche, Angestellter einer großen Textilfabrik in Bielitz, reiste geschäftlich viel in Schlesien und versorgte uns immer mit den neuesten "vertraulichen" Nachrichten aus der jüdischen Welt. So berichtete er damals, daß eine "jüdische Tochter" einer Familie Stein aus Breslau (Wrocław - Niederschlesien) katholische Nonne geworden war.

Es war Edith Stein, die im Jahre 1922 zum Katholizismus konvertierte und im Jahre 1933 - als uns Onkel Mordche diese Nachricht brachte - als Schwester Teresia Benedicta a Cruce in den Karmeliterorden eingetreten war. So war mir der Name Edith Stein seit meiner Kindheit bekannt.

1942 als Jüdin in Auschwitz ermordet, wurde Edith Stein von Papst Johannes Paul II. (Karol Wojtyła) im Jahre 1987 in Köln selig und im Jahre 1998 in Rom heilig gesprochen. Edith Stein wurde, wie sie in ihrem Buch 'Aus dem Leben einer jüdischen Familie. Kindheit und Jugend' (Editions Nauwelaerts, Louvain 1965) schreibt, im Jahre 1891 an Jom Kippur in Breslau (Wrocław) geboren. Über ihren Vater Siegfried Stein, der starb, als sie zwei Jahre alt war, sagt sie nur wenig. Dem Breslauer Standesregister ist zu entnehmen, daß Familie Stein aus Danzig nach Schlesien eingewandert war (Elisabeth Enders: 'Edith Stein', Verlag R. Piper, München 1987).

Mein Vater und alle meine Verwandten väterlicherseits, die in Czernowitz (Bukowina, früher Österreich) und in Bielitz (Schlesien, früher Deutschland) lebten, kannten Deutsch in Wort und Schrift.

Mit der korrekten Aussprache des Namens Stein hatten meine polnischen Schulkameraden ihre liebe Mühe, weil in der polnischen Sprache die weiche Aussprache des Anfangs-S nicht bekannt ist (es müßte "SZ" geschrieben werden) und das deutsche "ei" nicht vorkommt (es müßte "aj" geschrieben werden). So klang der Name Stein bei denen, die deutsch nicht lesen konnten, etwa "Zteyn".

1. Vorfahren und Vorkriegszeit

1.1. Rav Hagaon Gerschon Stein 1830-1911 und die Waschkowitzer Rabbis 1861-1996

Angaben über drei Generationen der Waschkowitzer Rabbis, beginnend mit meinem Urgroßvater Rav Hagaon Gerschon Stein, habe ich entnommen aus Jitzhak Alfasi: 'Mehkarei Hassidut' (Forschungen des Chassidismus), Verlag Bnei Brith, Israel 5735 (1974) und aus 'Besadeh Hahasidut' (Im Felde des Chassidismus), Verlag Ariel, Tel Aviv 5747 (1986).

Vom letzten Waschkowitzer Rabbi, Rav Chaim Pinchas Derbarimdiger, den ich am 16. Mai, am 16. Oktober 1989 und auch in den folgenden Jahren im Altersheim der Schunath Wischnitz in Bne-Brak besuchte, erhielt ich die Kopie seines Schreibens an Rav Samuel Sperber in Jerusalem. Dieses Schreiben, in welchem die Geschichte der Waschkowitzer Rabbis geschildert wird, sollte in Israel publiziert werden. Von Rav Derbarimdiger erhielt ich auch weitere Angaben über meine väterlichen Vorfahren, die nachstehend zusammengefaßt sind. Angaben betreffend der im Schreiben von Rav Derbarimdiger erwähnten Persönlichkeiten fand ich in der Encyclopedia Judaica.

Rav Hagaon (so lautetete sein Ehrentitel) Gerschon Stein wurde im Jahre 1830 als einziger Sohn von Josef und Rysia Stein in Kosów (Österreich, 1919-1939 Polen, seit 1945 Ukraine) geboren. Der begabte Junge wurde (nach J. Alfasi) zum Schüler von Rav Chaim Hager von Kosów (gest. 1854), Vater des ersten Wischnitzer Rabbi Menahem Mendel Hager (1830-1884). Mit etwa 17 Jahren heiratete Gerschon Stein die Tochter eines angesehenen und reichen Bürgers der Stadt Skole (damals Österreich, Ostgalizien, 1919-1939 Polen, jetzt Ukraine). Sein Schwiegervater nahm ihn in sein Haus auf und sorgte für alle Bedürfnisse des jungen Paares, damit sich der junge Ehemann ungestört dem Thora-Studium widmen konnte. Der junge Gerschon wurde zum beliebten Schüler von Rav Hagaon, Schlomo Drimer, dem Stadtrabbiner von Skole. Er schätzte das Wissen des jungen Gerschon so sehr, daß er ihn holen ließ, wenn er in schwierigen Fragen Entscheide treffen mußte und er nicht in seinem Hause war, um die Meinung des damals noch sehr jungen Mannes anzuhören (Rav Derbarimdiger). Nach etwa 10 Jahren kinderloser Ehe ließ er sich von seiner Frau scheiden und ging nach Wischnitz (bis 1918 Österreich, 1918-1944 Rumänien, seit 1945 Viznycja/Ukraine), geholt vom ersten Wischnitzer Rabbi Menahem Mendel ben Chaim Hager als Lehrer und Erzieher seines einzigen Sohnes und späteren Nachfolgers Baruch.

Sieben der neun Söhne Baruch Hagers und drei seiner Schwiegersöhne wurden chassidische Rabbis in Rumänien, Polen, Ungarn und in der Slowakei, was Anlaß zur Spaltung und Kontroverse unter den Chassidim war (Encycl. Judaica). Die Wischnitzer Hager-Dynastie überlebte den Zweiten Weltkrieg. Unter Leitung von Rabbi Mosche Yehoschua Hager in Bne-Brak unterhält diese chassidische Gruppe heute zahlreiche Yeschivot und Schülerinternate in England, Belgien, USA, Kanada und Israel, ein Altersheim und ein Hotel in Bne-Brak.

Durch die Vermittlung des Wischnitzer Rabbi heiratete Gerschon Stein Rivka Perl Adam, die Tochter eines angesehenen Bürgers von Kosów, Rav Jitzhak Adam, genannt "der Menschele", ein Schüler des Zaddiks von Kosów (Chaim Hager), Verfasser von "Torath Chaim". Im Hause von Rav Jitzhak Adam hielt sich auf seiner Flucht aus Rußland der berühmte Rabbi von Ruschin auf (Ruschiner Rabbi, Israel Friedmann, gest. 1850). Von ihm erzählte die spätere Rabbanith, Rivka Perl Stein, daß nach der Begrüßung des Rabbis im Hause ihres Vaters ein kleiner Junge im Begrüßungsraum zurückblieb und aufmerksam den Rabbi anschaute. Auf die Frage des Rabbi, was denn sein Wunsch sei, sagte der Junge, daß er gehört habe, wie alle Leute den Rabbi "Gottesengel" riefen; im Cheder (Knabenschule) hatte er gelernt, daß Engel sechs Flügel hätten, die er gerne sehen würde. Daraufhin ließ der Ruschiner Rabbi durch seinen Gehilfen seine sechs Söhne holen und sagte zu dem kleinen Jungen: "Das sind meine Flügel."

Um das Jahr 1860 wurde in der Kreisstadt Waschkowitz (bis 1920 Österreich, 1920-1945 Vascauti/Rumänien, seit 1945 Vaskivici/Ukraine) am Flusse Tschermosch (Czermosz, Grenzfluß zwischen Polen und Rumänien) in der Nähe von Wischnitz (heute Viznycja/Ukraine), etwa 30 km von Czernowitz (heute Cernivici/Ukraine) entfernt, die Stelle eines Gemeinderabbiners frei. Auf Empfehlung des Wischnitzer Rabbi wählten die Einwohner von Waschkowitz, die zum großen Teil seine Anhänger waren (Wischnitzer Chassidim), den damals etwa 30-jährigen Gerschon Stein zum Rabbiner der Stadt und des Kreises Waschkowitz (später rumän. Vascauti). In der Stadt Waschkowitz lebten damals etwa 250 und in den umliegenden Dörfern weitere 150 jüdische Familien.

50 Jahre lang stand mein Urgroßvater Rabbi Gerschon Stein seiner Gemeinde Tag und Nacht zu Diensten. Er befaßte sich vor allem mit religiösen Fragen wie Kaschrut, Beachtung der Familien-, Schabbat- und Jom-Tov-Vorschriften, aber auch mit Kindererziehung und der Bildung von Erwachsenen. Bekannt waren seine Halacha-Vorträge (gesetzlicher Teil der mündlichen jüdischen

Überlieferung). Er führte ein offenes Haus für alle, die bei ihm essen oder übernachten wollten. Er kümmerte sich um die Armen und Schwachen und half ihnen, so oft er nur konnte. Er besaß eine sehr schöne Stimme, und als Vorbeter erschütterte er an den Hohen Feiertagen die Herzen der Betenden. Noch viele Jahre nach seinem Tod erinnerten sich die Einwohner von Waschkowitz mit Nostalgie an die wunderschöne Stimme ihres Rabbis und an seine Gebete, die ihre Herzen bewegten (aus dem Schreiben vom Rabbi Derbarimdiger an Rabbi Schmuel Sperber in Jerusalem).

Rabbi Gerschon Stein hatte zahlreiche Schüler. Zu den begabtesten, die später berühmt wurden, zählten Rav Hagaon David Sperber (Vater von Rabbi Schmuel Sperber in Jerusalem), der Rabbiner von Rzeszów (Polen) wurde, und Rav Hagaon Meschullam Rath (1875-1963), der Oberrabbiner von Czernowitz und spätere Richter am Oberrabbinat in Jerusalem. Rav Meschullam Rath war ein Schüler von Rav Hagaon Abraham, Menachem ha-Levi Steinberg (1847-1928), Rabbiner von Śniatyń und Brody in Polen und Verfasser von Mahazeh Avraham. Rabbi Steinberg hatte den jungen Rath zur Weiterbildung und Überprüfung seines Wissens an Rabbi Gerschon Stein nach Waschkowitz gesandt. Rabbi Gerschon Stein stand in brieflichem Kontakt mit Rabbi Israel Hornik von Drohobycz (Polen) und Rav Hagaon Isaac Judah Schmelkes (1828-1906), Rabbiner von Lemberg und Verfasser von Beit Yizhak (sechs Bände über den Schulchan Aruch).

Sie alle rühmten die Weisheit und Thora-Kenntnisse Rabbi Gerschon Steins (Rabbi Derbarimdiger); er verfaßte zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiet der Halacha, Agada und Kabbala (nach Alfasi 1974) und Werke über Brachot (Segen) und Mikwot (Ritualbäder) (nach Rabbi Derbarimdiger im Brief an Rabbi Sperber).

Ein Teil der druckfertigen Manuskripte, die Rabbi Gerschon Stein seinem Sohn und Nachfolger Rabbi Josef Stein hinterlassen hatte, verbrannten, als die Einwohner von Waschkowitz im Ersten Weltkrieg die Stadt in Eile verlassen mußten, um nach Böhmen zu fliehen. Als sie zurückkehrten, lag die Stadt niedergebrannt da, und die Handschriften waren nicht mehr zu retten. "Ich sehe noch vor meinen Augen den großen Bücherschrank mit den verbrannten Manuskripten, die wir trotz unserer Bemühungen nicht mehr zusammensetzen konnten", schrieb Rabbi Derbarimdiger in seinem Brief an Rabbi Sperber.

Rabbi Gerschon Stein wurde oft gefragt, warum er keine der ihm angebotenen Rabbinerstellen in größeren Städten angenommen habe. Darauf antwortete er, daß eine solche Stelle seine Freiheit, sich dem Thora-Studium zu widmen, eingeschränkt und ihn seelisch zu stark belastet hätte.

An Jom Kippur des Jahres 5672 (1911) starb Rabbi Gerschon Stein im 81. Lebensjahr, betrauert von seiner Gemeinde als Gaon (Ehrentitel für einen Weisen), Zaddik (Gerechter, Ehrentitel für einen chassidischen Rabbi) und Rodejf Zedaka Wehessed (nach der Gerechtigkeit und Gnade Strebender), schreibt Rabbi Derbarimdiger.

Die Rabbanit Rivka Perl Stein hat Rabbi Gerschon Stein zwei Söhne geboren. Der ältere, Josef Stein, wurde sein Nachfolger. Der jüngere, mein Großvater Jehuda Leib Stein, wurde Dajan (Richter am religiösen Gericht "Beth Din") in Stadt und Kreis Waschkowitz.

Rabbi Josef Stein war 20 Jahre lang Stadtrabbiner von Waschkowitz und setzte die Tradition seines Vaters fort. Er war bekannt als guter und hilfsbereiter Rabbi mit umfassendem Wissen. Im Sommer 1930 fuhr er nach Wien, um sich dort einer Augenoperation zu unterziehen. Er starb am 2. November 1930 und hinterließ fünf Söhne und zwei Töchter. Mein Großvater, Dajan (Richter) Jehuda Leib Stein, den ich nicht gekannt habe, verstarb jung und hinterließ ebenfalls fünf Söhne und zwei Töchter. Seine Frau, meine Großmutter Sarah Stein, zog nach dem Tod ihres Mannes mit ihren Kindern nach Czernowitz und besuchte uns mehrmals in Krakau. Sie war eine kluge und liebe Frau, mit der ich mich gut verstanden habe. Von ihr erfuhr ich die Einzelheiten über die Jugend meines Vaters. Sie starb im Zweiten Weltkrieg in Transnistrien (Ukraine), wohin die Familie aus Czernowitz vertrieben wurde.

Nach dem Tod von Rabbi Josef Stein wurde die Stelle des Rabbiners von Waschkowitz ausgeschrieben. Gewählt wurde Rabbi Chaim Pinchas Derbarimdiger, der Enkel von Rabbi Levi Isaac ben Meir von Berditschev (Berditschever Rabbi 1740-1810), der eine der berühmtesten Persönlichkeiten der dritten Generation der chassidischen Bewegung war.

Rabbi Derbarimdiger heiratete seine Jugendfreundin Rysia Stein, die Tochter von Rabbi Josef Stein. Rabbanit Rysia Stein, die Cousine meines Vaters (wir nannten sie Tante Rysia), besuchte uns in Krakau noch vor ihrer Heirat und auch später, als sie bereits verheiratet war. Sie ist uns durch ihre Schönheit und Eleganz aufgefallen und hieß bei uns "die Lady".

Rabbi Derbarimdiger, den ich während meiner Aufenthalte in Israel in Bne-Brak mehrmals besuchte, schloß in Rumänien das Gymnasium ab und sprach nebst Ivrit und Jiddisch auch Deutsch, Englisch und Französisch. Er war Rabbiner von Waschkowitz bis 1942 und wurde dann, zusammen mit seiner Frau, nach Transnistrien deportiert. 1948 kam er nach Israel, wo er bis zu seiner Pensionierung als Abteilungsleiter im Religionsministerium tätig war. Zu seinen Aufgaben gehörten Bau, Unterhalt und Einrichtung von Synagogen in neu-

en religiösen Siedlungen. Nach dem Tod seiner Frau Rysia zog er in das Altersheim in der Schunath Wischnitz in Bne-Brak.

Rabbi Derbarimdiger war 83 Jahre alt, als ich ihn das erste Mal am 16. Mai 1989 in Bne-Brak besuchte. Er bewohnte im Altersheim ein einfach möbliertes Zimmer, in dem sich ein Bett, ein Tisch mit Telefon, 2 Stühle und Wandregale voller Bücher befanden. Er war geistig noch sehr rege, als ich ihn besuchte, ein guter Erzähler und aufmerksamer Zuhörer. Klar und geduldig beantwortete er alle meine Fragen. Unser Gespräch führten wir auf Ivrit und Jiddisch. Unaufgefordert händigte er mir bei meinem ersten Besuch die Kopie seines oben erwähnten Schreibens an Rabbi Samuel Sperber in Jerusalem aus (drei eng bedruckte Seiten in Ivrit). Unser Gespräch wurde manchmal durch das Telefon unterbrochen. Seine früheren Schüler, sagte er mir, richten noch immer "Schaales" (Fragen betreffend religiöser Probleme) an ihn. Er "lerne" noch viel (lernen bedeutet auf jiddisch Thora- und Talmud-Studium), sagte er mir, wenn ihm auch das "Lernen" infolge des fortgeschrittenen Alters immer mehr Mühe bereitete. Rabbi Derbarimdiger verstarb 1996 im Alter von 90 Jahren.

1.2. Abraham Mendel Stein 1892-1942

Über seine Kindheit und Jugend sprach mein Vater Abraham Mendel Stein (geb. 1892 als ältester Sohn von Jehuda Leib Stein, nach dem ich benannt wurde) nur wenig. Ich wußte nur, daß sein Großvater Rabbiner in Waschkowitz, und daß sein Vater - Dajan in Waschkowitz - früh gestorben war.

Seine Erzählungen von der Vergangenheit begannen mit seinem Einzug in die österreichische Armee im Jahre 1917, ein Jahr vor dem Ende des Ersten Weltkriegs. Diesbezüglich bestanden zwei Versionen. Die erste stammte von meinem Vater, der von einer normalen Aushebung in die Armee im letzten Kriegsjahr sprach. Die zweite Version erzählte mir meine Großmutter Sarah Stein, als sie - von Czernowitz kommend - uns einmal in Krakau besuchte und ich sie, in Abwesenheit meiner Eltern, nach der Kindheit und Jugend meines Vaters fragte.

Sie erzählte mir, daß ihr ältester Sohn, mein Vater, als Rabbinerkandidat vom Militärdienst befreit war, von der Yeschiva jedoch weglief und sich freiwillig zur Armee meldete, weil er nicht Rabbiner werden wollte. Der Zusammenhang wurde mir wie folgt geschildert: Es stand schon früh fest, daß aus Gründen, die für mich nicht verständlich waren, keiner der fünf Söhne des damals amtierenden Rabbi Josef Stein seine Nachfolge übernehmen konnte oder wollte. So wurde der Entschluß gefaßt, den ältesten Sohn meines Groß-

vaters und Neffen von Rabbi Josef Stein, nämlich meinen Vater Abraham Mendel Stein, auf die Übernahme des Rabbinats vorzubereiten. So begann mein Vater mit etwa 20 Jahren sein Studium an einer Yeschiva, wo er etwa fünf Jahre blieb und dann, nach der Version meiner Großmutter, beschloß, nicht Rabbiner zu werden; er meldete sich freiwillig bei der österreichischen Armee.

Die Übernahme des Rabbinats erfolgte dann - wie vorher geschildert - durch Rabbi Pinchas Derbarimdiger, der Rysia Stein, die Tochter meines Großonkels Rabbi Josef Stein heiratete.

In der österreichischen Armee hat mein Vater - wie er zu sagen pflegte - "einen guten Dienst gehabt". Er kam nach Wien, wo er bis zum Kriegsende als Ordonnanz bei einem polnischen Oberst diente. Die offizielle Aufgabe des Obersten bestand in der Betreuung der polnischen Soldaten, die in der österreichischen Armee dienten. Weniger offiziell befaßte er sich mit der Organisation der polnischen Legionen, die später unter Marschall Piłsudski für die Unabhängigkeit Polens kämpften. - Für seinen Oberst erledigte mein Vater administrative Arbeiten und die Korrespondenz in deutscher Sprache. Er fand daneben noch Zeit, an der Universität Wien Philosophievorlesungen zu besuchen. Voller Stolz erzählte mein Vater von seinem Dienst in der österreichischen Armee und zeigte uns seine Bilder: in Uniform beim Schachspiel mit seinen Dienstkollegen und Vorgesetzten.

In seiner Einstellung zum Judentum hat sich während seiner Dienstzeit eine entscheidende Wandlung vollzogen. Er wurde - wie man damals zu sagen pflegte - "frei", d.h. er wollte von der jüdischen Religion nichts mehr wissen. Statt dessen wurde er - was bei den jungen Juden damals oft vorkam - vom sozialistischen Gedankengut erfaßt.

Nach Kriegsende kam mein Vater mit seinem Oberst nach Krakau, wo er noch eine Zeitlang für ihn tätig war. Nach dem Tod seines Patrons arbeitete er eine kurze Zeit in einer Drogerie und trat später eine Stelle in einer Genossenschaftsbank in Krakau an, und zwar in der Inkasso-Abteilung. Der Beginn seiner "Bankkarriere" wurde mit einer Gefängnisstrafe von einer Woche (auf die er sehr stolz war) eingeweiht, die er für den damals in Polen noch illegalen Versuch erhielt, eine Gewerkschaft von Bankangestellten in Krakau zu gründen. Ansonsten störte dieser Zwischenfall die weitere Tätigkeit meines Vaters in der gleichen Bank nicht; er blieb dort bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs im Jahre 1939.

Um 1920 lebte somit der junge Abraham Mendel Stein als "freier Mann", d.h. nach der damaligen Definition frei von jeglichen religiösen und familiären

Bindungen und genoß das Leben eines Junggesellen der beginnenden zwanziger Jahre in der schönen Stadt Krakau.

1.3. Ela Reisel (Rózia) Stein, geb. Götzel, 1902-1942

Seit Generationen lebte die Familie Götzel in Krakau; früher im Getreidehandel tätig, verlor sie um 1921 infolge der amtlichen Restriktionen im neu entstandenen Polen die Möglichkeit, diesen Handel weiterzubetreiben.

Reb Aron Götzel, der letzte männliche Nachkomme der Familie, eröffnete im Zentrum des jüdischen Wohnbezirks der Stadt Krakau (Kazimierz), am Platz Wolnica Nr. 9 (das Haus stand noch 1998), einen Kolonialwarenladen, der nach seinem Tod bis zur Vertreibung der Juden im Jahre 1941 von seinen Töchtern weitergeführt wurde.

Reb Aron Götzel, ein altgedienter Soldat der österreichischen Armee, ein frommer und gelehrter Jude, 1 Meter 90 groß, war eine bekannte, markante Persönlichkeit in Podgórze (ein Wohnbezirk in Krakau, wo die Deutschen im Jahre 1941 das Krakauer Ghetto errichteten). Immer tadellos und sauber gekleidet, in einer für die orthodoxen Juden charakteristischen Tracht, mit einem langen, grauen und gepflegten Bart, so habe ich als kleiner Junge meinen Großvater gekannt. Im Vorstand seiner Synagoge in Podgórze betreute er den Cheder (Knabenschule). Darüber hinaus kümmerte er sich im Aufsichtskomitee der Beth-Jaakov-Schule um die Erziehung der Mädchen. (Das erste Beth-Jaakov-Lehrerinnenseminar wurde im Auftrag von Rabbi Meir Schapiro, dem Leiter der Lubliner Yeschiva, im Jahre 1917 von Sarah Schenirer in Krakau gegründet.)

Reb Aron Götzel hatte fünf Töchter. Als seine Frau starb, heiratete er wieder; eine weitere Tochter (meine jüngste und liebste Tante Hanka-Haneczka) stammte aus der zweiten Ehe. Um die Erziehung seiner Töchter kümmerte sich Reb Aron Götzel persönlich. Nicht nur besuchten sie alle die damals schon bekannte Beth-Jaakov-Schule, wo sie gemäß des polnischen Schulgesetzes auch Unterricht in der polnischen Sprache und in allgemeinen Bildungsfächern erhielten. In der damaligen Zeit bei orthodoxen Juden ungewöhnlich, absolvierten alle Götzel-Töchter auf Wunsch ihres Vaters eine Berufslehre, die in Krakau seinerzeit mit dem Besuch einer Abendberufsschule verbunden war.

So erlernte die zweitälteste Tochter Rózia, meine Mutter, den Beruf einer Modistin (Damenhutmacherin). Nach einer zweijährigen Lehre erhielt sie eine Stelle in einem Modegeschäft im Zentrum der Stadt Krakau. Das verdiente Geld gab das Mädchen bis auf ein kleines Taschengeld zu Hause ab. Gewohnt

hat sie natürlich im Haus ihres Vaters; über Mittag blieb sie jedoch im Stadtzentrum, weil der Weg nach Hause zu weit und die Straßenbahn zu teuer war. Während der Mittagszeit besuchte die junge Rózia ohne Wissen ihres Vaters - einen Tanzkurs (den Tanzlehrer habe ich später kennengelernt). In diesem Tanzkurs lernte meine Mutter meinen Vater kennen. Die jungen Leute verliebten sich ineinander und nach kurzer Zeit wollten sie heiraten. So mußte die junge Rózia zu Hause nicht nur über den Tanzkurs, sondern auch über ihre Heiratsabsichten berichten.

Das Donnerwetter im Hause Götzel wurde mir später geschildert. Für Reb Aron Götzel kam die Partie überhaupt nicht in Frage. Für ihn war der junge Mann (mein Vater) zuerst ein "Scheigetz" (einer, der die jüdischen Gesetze nicht befolgt), dann noch ein Fremdling, der ohne väterliche Zustimmung auserwählt worden war. Auf die Bitte seiner Tochter, den jungen Mann einladen und ihn vorstellen zu dürfen, wollte Reb Aron Götzel zuerst nicht eingehen. Der Überredungs- und Überzeugungskunst (die ich später kennenlernte) seiner Tochter beugte sich schließlich auch mein Großvater; der junge Mann wurde - "unverbindlich", wie meine Mutter später erzählte - zu einer Aussprache an einem Samstagnachmittag ins Haus Götzel eingeladen. Reb Aron Götzel brauchte nicht lange, um zu merken, daß der junge Mann mit seiner Yeschiva-Bildung über das Judentum und seine Gesetze vielleicht mehr wußte als er selbst. Nachdem er noch "durch seine Leute" Auskünfte über die Herkunft des jungen Mannes eingezogen hatte, willigte er in die Heirat seiner Tochter ein.

Zunächst wurde jedoch ein Vertrag geschrieben. Diesen Vertrag, in jiddischer Sprache abgefaßt, von meinem Großvater, Vater und zwei Zeugen unterschrieben, zeigte und übersetzte mir mein Vater einmal, als ich etwa 12 oder 13 Jahre alt war. Der Vertrag bestand aus zwei Teilen. Im ersten Teil verpflichtete sich mein Vater, sämtliche Gebote der jüdischen Religion, insbesondere die Kaschrut und die Schemirat-Schabbat und Jom-Tov (die Einhaltung der Schabbat- und Feiertagsvorschriften) einzuhalten. Dieser Teil des Vertrages, mit dem das orthodoxe Elternpaar eine "koschere Ehe" ihres Kindes absichern wollte, war für die damalige Zeit in Krakau beim Eheschluß zwischen orthodoxen und nicht-orthodoxen Partnern nichts Außergewöhnliches. Schwerwiegende Konseqenzen für mich, obwohl noch nicht gezeugt und nicht geboren, hatte der zweite Teil des Vertrages. Darin verpflichtete sich mein Vater für den Fall, daß ihm Söhne geboren würden, die Erziehung derselben meinem Großvater Reb Aron Götzel anzuvertrauen. Weder die Art noch die Dauer dieser Erziehung wurden in diesem Vertrag näher umschrieben. Mit der Heirat kehrte mein Vater also zum Judentum zurück. Er blieb bis zu seiner Ermor-

dung im Jahre 1942 ein rational denkender, traditioneller und toleranter Jude mit profundem jüdischem Wissen. Er distanzierte sich immer von dem, was wir damals als intolerante Orthodoxie betrachteten und vom chassidischen Judentum, zu dem er sehr kritisch eingestellt war. Er gehörte einer traditionellen Synagogalgemeinde an (Spitalgasse-Synagoge Ahavat-Reim, 1998 eine russisch-orthodoxe Kirche), deren Mitglieder gleichgesinnt waren.

1.4. Kindheitserinnerungen

Meine Erinnerungen an die Kindheit gehen ungefähr auf mein viertes Lebensjahr zurück. Es muß für mich eine markante Lebensperiode gewesen sein, weil sich bei mir die Erinnerungen an die Zeit zwischen meinem vierten und sechsten Lebensjahr stark in meinem Gedächtnis einprägten. Die Wohnung meiner Eltern an der Czarnowiejska Straße Nr. 7 bis 1940 (das Haus stand noch 1998) lag im Krakauer Wohnbezirk Piaski, wo nur wenig Juden lebten. Mit vollendetem vierten Lebensjahr begann - offenbar in Übereinstimmung mit dem vorher erwähnten Ehevertrag - meine Ausbildung im Cheder (Knabenschule) der Synagoge meines Großvaters.

Damit begann für mich "die große Reisezeit". Die Schule lag nämlich auf der anderen Seite der Weichsel im Wohnbezirk Podgórze (Czarnieckiego Straße), wo viele Juden wohnten, auch mein Großvater. Die Straßenbahnreise von unserer Wohnung zum Cheder in der Nähe des Hauses, wo mein Großvater wohnte, dauerte mehr als eine halbe Stunde, einschließlich Umsteigen auf dem Hauptmarktplatz (Rynek Główny). Jeden Morgen um 7 Uhr brachte meine Mutter mich und meinen 13 Monate jüngeren Bruder Gerschon (Jerzyk) zur Tramhaltestelle und übergab uns der Obhut des Schaffners, der für seine guten Dienste am Ende jedes Monats von Vater entschädigt wurde. An der Zielhaltestelle angelangt, wurden wir von einer der beiden Tanten, Frania oder Hanka (die jüngsten Schwestern meiner Mutter) in Empfang genommen und in den Cheder gebracht. Der Unterricht dauerte bis zum Mittag und wurde nach dem Mittagessen, das wir im Hause des Großvaters einnahmen, bis am Abend fortgesetzt. Abends wurden wir von Vater oder Mutter abgeholt und mit der Straßenbahn heimgefahren.

An den Schulraum und den Unterricht erinnere ich mich heute noch. Ein halbdunkler, langer Raum. Ein langer Tisch in der Mitte des Raumes und auf beiden Seiten zwei Bänke. Vorn an der Stirnseite des Tisches saß der Rebbe (Lehrer), ein schwarz gekleideter Mann mittleren Alters mit einem langen schwarzen Bart. Vor ihm lag ein offener "Chumasch" (die fünf Bücher Mo-

ses). Auf der langen Bank zu seiner Rechten saßen zwei "Belfer" (Behelfer, Gehilfen, Hilfslehrer), zu seiner Linken, vis à vis der Belfer, saßen auf der zweiten Bank etwa 20 Schüler im Alter zwischen vier und sechs Jahren. Einer nach dem anderen rutschten die Schüler auf der Bank zum Rebbe und lasen einen "Passuk" (Abschnitt) aus einem zweiten Chumasch, der vor ihnen lag. Der Rebbe korrigierte geduldig die hebräische Aussprache und übersetzte den Passuk auf jiddisch, worauf der Schüler die Übersetzung zu wiederholen hatte.

Da weder mein Bruder noch ich damals jiddisch sprachen, begnügte sich der Rebbe bei uns mit der korrekten Vorlesung des hebräischen Textes. Zu Hause sprachen wir unter uns und mit den Eltern nur polnisch. Jiddisch verwendeten unsere Eltern zu Hause als "Geheimsprache", wenn sie nicht wollten, daß die Kinder sie verstanden. Ich lernte Jiddisch zuerst lesen und schreiben, dann sprechen, als ich etwa 15 Jahre alt war.

Nachdem der Schüler mit seinem Abschnitt fertig war, verließ er auf ein Zeichen des Rebben seinen Platz, lief schnell um den Tisch herum (eine sinnvolle Bewegung für die Kinder während der Unterrichts), um wieder einen Platz am Ende der Bank einzunehmen. So kam jeder Schüler mehrmals dran, einen anderen Passuk aus dem Chumasch vorzulesen und zu übersetzen.

Vor jedem Schüler lag auf dem Tisch ein Bleistift und ein Stück Papier (graues oder braunes Packpapier). Während der Wartezeit, bevor sie beim Rebben an die Reihe kamen, lernten die Schüler mit Hilfe der Belfer hebräisch schreiben (die Schriftbuchstaben der hebräischen Sprache sind mit den Druckbuchstaben nicht identisch). Die Aufgabe der Belfer bestand ferner darin, in diesem System für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Oft begleiteten sie die kleinsten Schüler, die das System noch nicht begriffen hatten, auf ihren Platz am Ende der Holzbank zurück.

Rückblickend würde ich dieses Unterrichtssytem als gut organisiert und effizient bezeichnen. Woran ich mich nicht erinnern kann: Wo, wann und wie ich das Aleph-Beth (Alphabet) und das Lesen gelernt habe. Meine ersten Erinnerungen gehen eindeutig auf die Zeit zurück, als ich zwischen dem vierten und fünften Lebensjahr ziemlich fließend aus dem Chumasch vorlesen konnte. Jede Woche wurde eine neue "Parscha" gelernt, d.h. der Thora-Abschnitt, der am folgendem Schabbat in der Synagoge zur Vorlesung gelangte.

Am Freitag wurden mein Bruder und ich von unseren Eltern nicht abgeholt, sondern wir blieben über Schabbat im Hause des Großvaters. Vormittags gingen wir mit ihm in die nahe Synagoge. Nachmittags, nach dem Mittagsschlaf des Großvaters, begann "dus Verhören", so hat auf jiddisch das Verhör geheißen, die Überprüfung der während der Woche im Cheder erworbenen Kennt-

nisse. Wir mußten die vom Großvater ausgewählten Abschnitte vorlesen. Jeden von uns vorgelesenen Abschnitt übersetzte der Großvater zuerst auf jiddisch, dann auf polnisch, und fragte, ob wir alles verstanden hätten. So kam ich zu den ersten Kontakten mit der jiddischen Sprache, weigerte mich jedoch, diese Sprache zu benutzen, bis ich etwa 15 Jahre alt war.

Das Vorlesen des Wochenabschnitts aus dem Chumasch beherrschte ich nach kurzer Zeit ganz gut. Schwieriger wurde es, als nach einem halben Jahr des Unterrichts mit dem Lernen des Raschi-Kommentars begonnen wurde. Die kleinen Buchstaben der neuen, ungewohnten Raschi-Schrift bereiteten mir Mühe. Zum Glück begnügte sich der Großvater beim "Verhör" nur mit den ersten Abschnitten des Raschi-Kommentars. Später fand ich Gefallen daran, weil er den Bibeltext verständlich, anschaulich und interessant erklärte. Nach dem "Verhör" wurden wir mit Kuchen und Obst belohnt und durften den Rest des Nachmittags beim Spiel mit unseren Kameraden aus dem Cheder verbringen. Am Abend nach Schabbatausgang wurden wir von unseren Eltern abgeholt. Der Großvater begab sich dann in die Synagoge, wo er mit dem Rebben über die Schulleistungen seiner Enkel sprach und ihm das Wochenschulgeld zahlte.

Nach etwa einem Jahr wurde meiner Mutter die mit meinem Großvater vereinbarte Ausbildung zu umständlich. Der weite Schulweg, der ganztägige Unterricht, das Bringen und Abholen der noch kleinen Kinder beanspruchte die Kinder und die Eltern zu stark. Gegen den Willen meines Vaters, der sich an den Ehevertrag gebunden fühlte, suchte meine Mutter nach einer Lösung. Durch Beziehungen - wahrscheinlich auch mit einer entsprechenden Bezahlung verbunden - setzte sie meine vorzeitige Einschulung durch; der Großvater mußte den Beginn der obligatorischen Schulpflicht akzeptieren. Damit wurde auch mein Bruder Jerzyk vom Chederbesuch dispensiert, weil er - 13 Monate jünger als ich - den weiten Schulweg allein nicht zurücklegen konnte. Meinem Vater nahm mein Großvater das Versprechen ab, sich mit der jüdischen Ausbildung seiner Kinder persönlich zu befassen.

Gewissenhaft erfüllte mein Vater die übernommene Verpflichtung, wenn auch vielleicht nicht ganz im Geiste seines orthodoxen Schwiegervaters. Ein Versuch, seine beiden Söhne in einem Cheder in der Nähe unserer Wohnung unterrichten zu lassen, scheiterte, weil Vater mit den Leistungen nicht zufrieden war. Von da an übernahm er persönlich den Unterricht seiner Söhne bis zu meinem Eintritt ins Gymnasium. Jeden Morgen, Sommer und Winter, zwischen 6 Uhr und 7 Uhr 30, bevor wir in die Schule gingen, lernten wir mit dem Vater. Wir setzten das Lernen von Chumasch und Raschi fort; später kam dazu die aramäische Bibelübersetzung von Onkelos als Einführung in die Spra-

che des Talmud. Mit etwa 11 und 12 Jahren haben wir mit dem Lernen von Mischna und Gemara (Talmud) begonnen, kamen dabei jedoch infolge der immer stärker werdenden Beanspruchung durch die Schule über die Anfänge nicht hinaus.

Ich bewundere noch heute nicht nur das umfassende Wissen meines Vaters, sondern auch seine pädagogischen und didaktischen Fähigkeiten. Wir durften den Vater alles fragen, und wir fragten auch viel. Auf alle Fragen erhielten wir eine unserem Alter angepaßte Antwort. In den seltenen Fällen, wo der Vater auf unsere - manchmal kniffligen - Fragen keine Antwort wußte, notierte er sie in seinem kleinen Notizbuch. Noch am gleichen Abend, wenn er von der Arbeit kam, erhielten wir die Antwort. Oft lagen wir schon im Bett, schliefen jedoch noch nicht und warteten auf den Vater. So diskutierten wir noch zusammen vor dem Einschlafen Frage und Antwort. Als wir etwa 11 und 12 Jahre alt waren, besorgte uns Vater einen Ivrit-Lehrer. Es war der Sohn seines Freundes, er hieß Nathan und stand unmittelbar vor dem Abitur am hebräischen Gymnasium. An ein oder zwei Nachmittagen in der Woche erhielten wir Unterricht in Neuhebräisch (Ivrit). Meine Erinnerungen an Nathan sind mit vielen Hausaufgaben, mit schriftlichen Grammatik-Aufgaben und mit dem Auswendiglernen des hebräischen Vokabulars verbunden.

Jeden Samstagmorgen gingen wir schon sehr früh mit Vater in die etwa 30 Gehminuten von unserem Haus entfernte Spitalgasse-Synagoge Ahavat-Reim. Wir wollten immer am frühen Morgengebet (Shkama) teilnehmen, um über den Rest des Vormittags frei verfügen zu können. Samstag nachmittags lernten wir mit Vater die "Pirkei Awot" (Sprüche der Väter), die ich als eine interessante Lektüre in Erinnerung behalten habe.

Gegen 15 Uhr begaben wir uns auf den Sportplatz im Park Jordana (Jordan-Park) zum Fußballspiel. Mein Bruder und ich waren Mitglieder einer "wilden" (weil keinem Verband angehörenden) Quartier-Mannschaft; ich als ein mäßiger Fußballspieler, mein Bruder Jerzyk als hervorragender Torhüter und pièce de resistance der Mannschaft. Jedesmal nach dem Schabbat-Lernen machte uns der Vater darauf aufmerksam, daß das Fußballspiel am Schabbat eigentlich verboten ist; er opponierte jedoch nicht, wenn er sah, wie wir unsere Sportutensilien einpackten und zum Fußballspiel verschwanden.

Von keiner Periode meines Lebens blieb mir vom gelernten Wissen so viel in Erinnerung wie aus der Zeit des Lernens mit meinem Vater. Ich staune immer wieder, wieviel ich noch von dem damals erworbenen Wissen in Erinnerung behalten habe und wie leicht ich mich in den damals gelernten Texten

wieder zurechtfinde, auch dann, wenn ich den Inhalt des Textes in der Zwischenzeit vergessen habe.

Ist das auf die Aufnahmefähigkeit und "Speicherkapazität" des kindlichen Gehirns allein zurückzuführen? Waren es die pädagogischen und didaktischen Fähigkeiten meines Vaters? Oder hängt es mit meinen späteren Erlebnissen zusammen und mit dem damit verbundenen unbewußten Drang oder Bedürfnis, die Kindheitserinnerungen samt dem in der Kindheit erworbenen Wissen im Gedächtnis zu behalten?

1.5. Die Schuljahre

Meine Schule lag im gleichen Bezirk, in dem wir wohnten, einige Häuserblocks von unserer Wohnung entfernt. Ich war der einzige Jude in der Klasse. In der ganzen Schule (acht Klassen, z.T. parallel geführt) waren, einschließlich meines Bruders, vier jüdische Kinder. Meine christlichen Klassenkameraden kannte ich alle; wir wuchsen miteinander in der Nachbarschaft auf, spielten oft zusammen, und ich fühlte mich in ihrer Gesellschaft als Jude weder benachteiligt noch diskriminiert.

Das änderte sich schlagartig mit dem Eintritt in die Schule. Hier wurde ich von meinen Klassenkameraden isoliert und als Jude schikaniert. Von meinen drei ersten Lehrern verhielt sich einer korrekt, aber indifferent, ein anderer machte sich immer über die Juden lustig, während der dritte mich ständig vor meinen Kameraden in Schutz nahm. Mit dem letztgenannten Lehrer sprach mein Vater, um zu versuchen, die Atmosphäre in der Schule für uns Juden erträglicher zu gestalten, jedoch ohne Erfolg, trotz der Bemühungen des uns gutgesinnten Lehrers.

Damals wurde ich, mit etwa acht Jahren, zum erstenmal mit dem Vorwurf des Christusmordes durch die Juden konfrontiert. Der Pfarrer - sagten mir meine Klassenkameraden - spricht darüber sonntags in seiner Predigt. Das wollte ich damals nicht wahrhaben, weil ich meine erste Bekanntschaft mit einem katholischen Pfarrer als sehr interessant empfunden hatte. Es war ein junger katholischer Pfarrer, genannt "Pfarrer Katechet", der in der Schule den Katechismus- und Religionsunterricht erteilte. Von diesem war ich als Jude dispensiert (auch vom Samstagsunterricht) und saß während der Religionsstunde im Korridor, wo ich las oder mich auf die nächste Stunde vorbereitete.

Zu Beginn der Religionsstunde gab der Pfarrer der Klasse schriftliche Aufgaben zu lösen, ernannte einen Schüler als Aufpasser und setzte sich auf dem Korridor zu mir. Er wollte Näheres über meinen Religionsunterricht erfahren,

und so erzählte ich ihm, was ich bei meinem Vater gelernt hatte. Später brachte er das "Alte Testament" mit hebräischem Text und polnischer Übersetzung mit (die ich zum erstenmal sah). Pater Josef (poln. Józef), so hieß der Priester, konnte hebräisch kaum lesen, und seine Pentateuch-Kenntnisse waren - wie er selbst sagte - beschränkt. So lehrte ich jede Woche Pater Josef die "Parscha" (Abschnitt) vom darauffolgenden Schabbat. Von meinen Kenntnissen war Pater Josef offenbar sehr beeindruckt; er erschien einmal unerwartet in unserer Wohnung und wünschte, meinen Vater allein zu sprechen. Mein Vater erzählte mir später, daß Pater Josef meine Kenntnisse des "Alten Testamentes" sehr lobte und ihm empfahl, mich zum Rabbiner ausbilden zu lassen, woran mein Vater - wie er mir lachend sagte - nicht gedacht hatte.

Zu keinem Zeitpunkt ließ Pater Josef irgendwelche Missionsabsichten erkennen, was damals auch schon vorgekommen ist. Auch bemühte er sich, die antisemitische Einstellung meiner Klassenkameraden zu ändern, jedoch ohne großen Erfolg; der Einfluß der Familientradition und der Sonntagspredigten war zu stark.

Nach drei Jahren Schulbesuch, als es zu Schlägereien kam, weil mein Bruder und ich uns gegen die Beleidigungen und Schikanen zur Wehr setzten, beantragte Vater unsere Versetzung in eine andere Schule. So kamen wir in eine Schule, die im jüdischen Wohnbezirk lag (Miodowastraße). Es war eine Staatsschule, an welcher christliche und jüdische Lehrer unterrichteten, der Samstag unterrichtsfrei war und die Schülerschaft praktisch nur aus jüdischen Kindern bestand. Mein Schulweg wurde lang; die Schule war, sofern man nicht einen langen Anmarschweg in Kauf nehmen wollte, nur mit der Straßenbahn zu erreichen. Mit meinen neuen Klassenkameraden konnte ich keine näheren Kontakte knüpfen, weil wir weit voneinander entfernt wohnten; wir sahen uns nur während des Schulunterrichts.

Nur mit Zyga Krieg, dem Sohn eines Lehrers, der in der gleichen Schule unterrichtete und in unserer Nähe wohnte, habe ich mich angefreundet. Zyga Krieg, der in der Kriegszeit als Krankenpfleger im jüdischen Spital arbeitete, wurde 1941 im Ghetto Krakau von den Deutschen ermordet.

Von meinen Freunden aus der Kinderzeit blieben nur zwei am Leben: Rysiu (Richard) Ores, der nach dem Krieg mit mir in Bern studierte und heute als Arzt in New Jersey (USA) lebt. Er wohnte nicht weit von uns, und wir spielten als Kinder zusammen im naheliegenden Park Krakowski (Krakauer Park). Auch er arbeitete während des Krieges als Pfleger, zuerst im Ghetto Krakau und später im Konzentrationslager Krakau-Płaszów, wo ich ihn 1943 getroffen habe. Der zweite, der überlebte, war Moniek Zygiel; er wohnte in unserer

Nähe und spielte in unserer "wilden" Quartier-Fußballmannschaft. Er überlebte als einziger der ganzen Familie, weil er zu Beginn des Krieges nach Rußland geflüchtet war und in der Roten Armee gegen die Deutschen kämpfte. Er lebte in Tel Aviv, und wir trafen uns, so oft ich in Israel weilte; er starb 1999. - Aus der Schulzeit stammen noch meine Erinnerungen an die Sommerferien in Krzeszowice, einem Dorf in der Nähe von Krakau, wo unsere Eltern ein Haus gemietet hatten. Ich kann mich an die Reitstunden erinnern, die mir die Tochter des Hauses erteilte. Auch die Erinnerungen an die Reisen nach Bielsko (Bielitz) zu Onkel Mordche (Mordechaj Stein) und an eine Schulreise nach Zakopane (polnische Tatra) stammen aus dieser Zeit.

1.6. Die frühe Jugend

Die Gymnasialbildung, die seinerzeit die einzige schulische Weiterbildungsmöglichkeit darstellte, war im damaligen Polen auch für geeignete Kinder keine Selbstverständlichkeit. Die Gymnasien waren nur in den größeren Städten konzentriert, so daß Kinder, die in der Provinz wohnten, nur über beschränkte Zugangsmöglichkeiten verfügten. Ein weiteres Problem bestand in den Kosten. Zwar war der Besuch der Staatsschulen unentgeltlich; die Kosten für Bücher, Schulmaterial und die obligatorische Kleidung (Gymnasialuniform) überstiegen jedoch oft die Möglichkeiten, besonders der Familien mit mehreren Kindern. Im Vorkriegspolen lebten viele arme Leute, was sowohl für Christen als auch für Juden in gleichem Maße zutraf. Die jüdischen Kinder waren mit zusätzlichen Problemen konfrontiert. Für Kinder aus orthodoxen Häusern kam der Besuch eines Staatsgymnasiums aus prinzipiellen und eines privaten jüdischen Gymnasiums, das allgemein- oder religiös-zionistisch (Misrachi-Tachkemoni) augerichtet war, aus orthodox-religiösen Gründen nicht in Frage. An den Staatsgymnasien herrschte - nicht offiziell, aber faktisch - ein numerus clausus für Juden. Die Aufnahme in ein Gymnasium erfolgte auf Grund von Zulassungsprüfungen, die in bezug auf jüdische Kandidaten zur Erhaltung des numerus clausus manipuliert wurden. Bevorzugt aufgenommen wurden Kinder von "verdienten" Juden, d.h. von solchen, die am Ende des Ersten Weltkriegs in den polnischen Einheiten gekämpft hatten (sie nannten sich Kombatanten).

Die Entwicklung im Nachkriegs-Polen sahen die Krakauer Juden offenbar schon früh voraus, weil sie bereits im Jahre 1908 ein hebräisches Gymnasium (mit zuerst nur 35 Schülern) gegründet hatten. 1938 zählte dieses Gymnasium, untergebracht in zwei nebeneinanderstehenden Gebäuden (sie standen noch 1998) über 500 Schüler (40% davon Mädchen). Das private Gymnasium, seit

1924 mit Staatsrechten ausgestattet (Staatsnummer 365, getragen auf dem rechten Ärmel der Schüleruniform), führte drei Abteilungen: eine humanistische mit Latein, eine mathematisch-physikalische und eine biologische. 1930 wurde in einem separaten Gebäude (es stand noch 1998) die hebräische Handelsschule eröffnet, die später in ein Handelsgymnasium umgewandelt wurde. Diese, ebenfalls mit Staatsrechten ausgestattete Schule (Staatsnummer 143 H), zählte im Jahre 1939 etwa 400 Schüler (50% davon Mädchen). Der Besuch von privaten jüdischen Schulen und Gymnasien war mit beträchtlichen Kosten verbunden. Zur Zeit, als mein Eintritt ins Gymnasium bevorstand, besuchte bereits mein jüngster Bruder Josef (Josiu) eine private jüdische Schule (Mizrachi), und für meinen 13 Monate jüngeren Bruder Gerschon (Jerzyk) wurde der Besuch einer privaten Mittelschule ebenfalls in Erwägung gezogen.

Mein Vater, der mit uns auch über materielle Probleme offen sprach, erklärte mir damals, daß der Besuch privater Schulen seiner drei Söhne nur durch die Berufstätigkeit meiner Mutter möglich war. Bei der Wahl des Gymnasialtypus kam es zu Hause zu einer sachlichen Diskussion. Ich selbst wollte die humanistische Abteilung wählen, weil meine Interessengebiete sich damals vorwiegend auf Literatur und Sprachen konzentrierten. Darüber hinaus hätte mir dieser Gymnasialtypus das Medizinstudium ermöglicht (Latein-Obligatorium), womit ich auch die Wahl meinem Vater gegenüber zu begründen suchte. In meinen Absichten und Überlegungen wurde ich von der Mutter unterstützt. Mein Vater jedoch dachte rational und zeitgemäß. Ein Besuch der humanistischen Abteilung des Gymnasiums hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn ein anschließendes Universitätsstudium in Erwägung gezogen worden wäre. An allen Fakultäten der polnischen Hochschulen herrschte damals ein numerus clausus für Juden. Ein numerus nullus an der medizinischen Fakultät der Jagiellonischen Universität in Krakau stand bevor und wurde 1938 eingeführt.

Die Aussichten auf ein Universitätsstudium waren somit für Juden im damaligen Polen sehr schlecht. Jüdische Familien in Krakau, die es sich leisten konnten, begannen, ihre Kinder zum Studium ins Ausland zu schicken. Unter diesen Umständen widersetzte sich Vater meiner Absicht und der Fürsprache meiner Mutter, den humanistischen Gymnasialtypus zu wählen. Wir einigten uns schließlich auf das hebräische Handelsgymnasium, weil es sich um den neuesten, anerkannten Gymnasialtypus handelte, der neben einer soliden Allgemeinbildung auch eine Fachausbildung vermittelte. Über diesen Entscheid war ich zuerst nicht sehr glücklich, fügte mich jedoch, nachdem sich mein

Vater bereit erklärt hatte, mir private Lateinstunden zu zahlen, die ich alsdann tatsächlich während eines Jahres genommen habe.

Mit dem Eintritt ins Gymnasium begann für mich ein neuer und interessanter Zeitabschnitt. Eingekleidet in die Gymnasialuniform kam ich mir erwachsen und wichtig vor. Das Uniform-Obligatorium in den polnischen Gymnasien der Vorkriegszeit hatte u.a. den Sinn gehabt, äußerliche Unterschiede zwischen den Schülern in Herkunft und materiellen Verhältnissen ihrer Eltern aufzuheben. Diese Unterschiede, die in der Kleidung der Schüler in den Volksschulen stark zum Vorschein kamen (ärmlich gekleidete Schüler armer Eltern neben gut gekleideten Kindern aus wohlhabenden Familien in der gleichen Klasse), verschwanden in den Gymnasialklassen. Die dunkelblauen Uniformen mußten einen einheitlichen Schnitt haben; zwei vorgeschriebene Stoffqualitäten waren zugelassen (Sommer- und Winteruniform). Weißes Hemd war vorgeschrieben, dunkelblaue Krawatte im Winter obligatorisch. Die Mädchen durften zu ihren dunkelblauen Uniformjacken und plissierten Röcken von gleicher Farbe nur weiße Blusen tragen. Auf dem rechten Ärmel ihrer Uniformen mußten Schülerinnen und Schüler ein hellblaues "Schild" (ein Gymnasialabzeichen) mit der weißen Nummer ihrer Schule aufgenäht tragen. Eine charakteristische Gymnasial-Schirmmütze bei den Jungen und ein Barett bei den Mädchen (mit Gymnasialabzeichen) vervollständigten die Uniform.

All das sowie die Sauberkeit der Uniform und der Schuhe wurden durch den Klassenlehrer oder einen durch ihn benannten Schüler jeden Morgen peinlich kontrolliert. Die privaten jüdischen Gymnasien standen in bezug auf die Einhaltung des Unterrichtsprogramms und der Vorschriften bezüglich der Schulordnung und der Schulkleidung bei Androhung des Entzugs der Staatsrechte unter der besonderen Kontrolle der Schulinspektoren, welche die Schule unangemeldet besuchten. Darüber hinaus waren die Juden ständig mit dem bekannten antisemitischen Vorurteil von "schmutzigen Juden" konfrontiert; es war deshalb nicht verwunderlich, daß die jüdischen Gymnasiasten zu den gut und sauber gekleideten Schülern der Stadt Krakau gehörten.

Infolge der zahlreichen Anmeldungen mußten in meinem Jahrgang drei Parallelklassen geführt werden: eine Jungenklasse, eine Mädchenklasse und eine Koedukationsklasse. Ich wurde der letztgenannten Klasse zugeteilt, und damit begann für mich die Begegnung mit und das Kennenlernen von Mädchen. Im Gegensatz zu den nicht-jüdischen Gymnasien, wo der Unterricht bis 13 Uhr dauerte, war an den jüdischen Gymnasien der Ganztagsunterricht die Regel. Neben dem obligatorischen, vom Schulinspektorat überwachten Pensum, das an den Vormittagen behandelt wurde, folgten an den Nachmittagen die judai-

stischen Fächer: hebräische Sprache (Ivrit), hebräische Literatur, Tenach (Pentateuch, Propheten, Hagiographen), Geschichte der Juden (Toldot Israel) mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der polnischen Juden, Geschichte des Zionismus (Diwrej Jemej Hazionuth) und Palästinographie (Geographie des damaligen Palästina). Alle judaistischen Fächer wurden im ersten Jahr in polnischer Sprache unterrichtet; im zweiten Jahr ging man schrittweise zur hebräischen Sprache über, und vom dritten Jahr an wurden die judaistischen Fächer vorwiegend in Ivrit unterrichtet.

Da, wie bereits erwähnt, an den öffentlichen Gymnasien - nicht offiziell - ein numerus clausus für Juden herrschte, befanden sich unter den neu eingetretenen Schülern Kinder aus jüdischen Familien, die weder religiös noch traditionell waren oder sogar aus völlig assimilierten Häusern kamen; die hebräische Schule bot ihnen die einzige Möglichkeit, eine Gymnasialbildung zu erlangen. Für diese Schüler mußten zusätzliche Spezialkurse eingerichtet werden, um ihnen den Zugang zu den judaistischen Fächern zu ermöglichen. Dank meiner guten Vorbildung half ich in diesen Kursen meinen Klassenkameraden, vor allem jedoch den Mädchen, die im allgemeinen über bescheidenere Kenntnisse in den judaistischen Fächern verfügten als die Jungen.

Als Fremdsprachen hatten wir nebst Ivrit auch Deutsch und Englisch. Fakultativ konnte Französisch belegt werden. Bis auf den heutigen Tag leide ich unter der Ablehnung des Ratschlages meines Vaters, der mir empfohlen hatte, die französische Sprache zu lernen. Ich erinnere mich noch heute an seine Argumentation: "Deutsch", pflegte er zu sagen, "kann jeder Jude schlecht oder recht (mein Vater kannte diese Sprache gut und half mir bei den Aufgaben), Englisch lernt ein Jude irgendwann unterwegs in seinem Leben; Französisch jedoch muß ein polnischer Jude lernen, sonst kann er die Sprache nicht!"

Meine im Gymnasium erworbenen Grundkenntnisse in Ivrit, Deutsch und Englisch halfen mir später sehr. Mit Französisch, das ich nach dem Studium in Bern im Zusammenhang mit meinem Beruf und meiner Stellung lernen mußte, habe ich noch heute größte Mühe.

Ich war ein guter Schüler; übertroffen wurde ich jedoch in den nicht judaistischen Fächern von zwei Klassenkameradinnen. Ich war gut in Sprachen, besonders in der polnischen Sprache und Literatur. Im Gymnasium entdeckte ich auch mein Interesse für Chemie und Physik, nicht zuletzt dank des hervorragenden Unterrichts meines geschätzten Lehrers Dr. Barth.

Die von christlichen Nachbarskindern und meinen früheren Klassenkameraden gehörten Anschuldigungen des "Gottesmordes" durch die Juden und der Ursprung dieser Verleumdungen in den Sonntagspredigten der Pfarrer be-

schäftigten mich offenbar auch noch nach meinem Eintritt ins Gymnasium. So kam es öfter vor, daß ich im ersten Gymnasialjahr an Sonntagen (wir hatten Unterricht am Sonntag und am Samstag/Schabbat frei) später in die Schule kam und jedesmal eine andere Entschuldigung vorbringen mußte, weil ich mir unterwegs die Sonntagspredigten in der Kirche anhören wollte. Ich besuchte Kirchen, die weder in der Nähe unseres Hauses noch in der Nähe der Schule lagen, damit ich von den Nachbarn oder Bekannten nicht gesehen würde. Das war in Krakau kein Problem, zählte doch die Stadt vor dem Krieg nicht weniger als 82 Kirchen (1998 standen noch alle). Ich besuchte damals etwa zehn Kirchen an verschiedenen Sonntagen und hörte selten eine Predigt, in der die Juden nicht direkt oder indirekt des "Christusmordes" beschuldigt wurden. Damit endete meine "Forschung" über die Ursachen des polnischen Antisemitismus.

Ich war jedoch nie und bin auch heute nicht der Ansicht, daß alle Polen Antisemiten sind, weil ich viele kannte, die keine Antisemiten waren. Bis auf den heutigen Tag bewundere ich jedoch jeden Polen, der eine traditionelle polnisch-katholische Erziehung erhalten hat und kein Antisemit geworden ist.

Infolge des ganztägigen Unterrichts während sechs Tagen in der Woche und des ständigen Zusammenseins bildete sich unter den Schülern ein stark ausgeprägter Klassengeist und ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Hinzu kamen noch die gemeinsamen außerschulischen Aktivitäten wie Sport und die literarisch orientierten Interessengruppen (Kółka, Kreise), die sich je nach Interesse und Neigung der Schüler mit polnischer, hebräischer oder jiddischer Literatur beschäftigten.

Einmal im Monat fand für alle Schüler die sog. "Audition" statt, in der sie durch die von der Schule verpflichteten Musiker und Solisten in die klassische Musik eingeführt wurden. Im Schulgeld inbegriffen war auch ein monatlicher gemeinsamer Besuch des Krakauer Stadttheaters und des jiddischen Theaters. Die Aufführungen wurden vorher in der Klasse besprochen, und nachher mußten Aufsätze darüber geschrieben werden. So habe ich als Junge die damals berühmte polnische Schauspielerin Lydia Wysocka im Stadttheater bewundert, und der später berühmten Ida Kaminska durfte ich zusammen mit zwei Schulkameradinnen namens der Schule im jiddischen Theater von Krakau nach der Vorstellung Blumen überreichen (aufgeführt wurde "Mirele Efros" von Jacob Gordin).

Die gemeinsamen Aktivitäten von Jungen und Mädchen in einer Koedukationsschule führten natürlich zur Paarbildung. Begünstigt wurde dieser Vorgang durch gemeinsame Tanzveranstaltungen (Tańcówki), die zur Grammophonmu-

sik oder "Tanzstunde" im polnischen Radio mit Bewilligung, aber in Abwesenheit der Eltern in Wohnungen stattfanden. Nicht zuletzt aus räumlichen Gründen bildeten sich auch hier kleinere Gruppen mit gemeinsamen Interessen. In die ersten Tanzschritte wurde ich mit etwa 14 Jahren durch meinen "erfahrenen" Schulkameraden Chamek Straßberg eingeführt, damit - wie er sagte - meine Aktivitäten auf diesem Felde nicht mit Schäden für Schuhe und Füße meiner Tanzpartnerinnen begännen. Die beliebtesten Tänze waren damals der Tango (im damaligen Polen überhaupt sehr populär), der englische Walzer und der Slowfox. Der letzte Schrei war jedoch der frisch aus England eingetroffene "Lambeth-Walk". Die "hohe Schule" des Tanzens brachte mir später Anna Rares bei, meine erste Klassenliebe. Die Liebe endete "unglücklich" für mich und für meinen Klassenkonkurrenten Leibek Wolf, weil das sehr hübsche Mädchen nicht nur ihre Gunst raffiniert auf uns beide zu verteilen verstand, sondern zum Schluß uns beide im Regen stehen ließ. Sie verliebte sich in einen "älteren", sehr sympathischen christlichen Studenten, der mir vorgestellt wurde und der mich auf eine sehr feine Art zu trösten versuchte. Das Problem der "Klassenliebschaften" lag nicht zuletzt im gleichen Alter der Jungen und Mädchen; für "ernstere" Bekanntschaften suchten sich die Mädchen "ältere" Partner außerhalb der Klasse. Ein "Klassenpaar" überlebte: Gusta Blum und Heniek Sternberg, mit denen ich in brieflichem Kontakt stehe, lebten 1998 als Ehepaar Mansfield in Hampstead/Canada.

Bereits als Kind und später während meiner Gymnasialzeit hörte ich gerne Gesang und Musik. Als Kind verfolgte ich in unserer Synagoge mit Interesse die kantoralen Gesänge der Kantoren Borenstein und später Mandelbaum, die an den hohen Feiertagen von einem Kinder- und Jugendchor begleitet wurden. Die Chorjungen trugen eine einheitliche dunkelblaue Robe mit weißem Kragen und blauweißen Bändern, was mir sehr gefallen hat. Ich war etwa acht oder neun Jahre alt, als ich an Rosch-Haschana (jüd. Neujahr) in der Gebetspause auf den Dirigenten zukam und ihn fragte, ob ich im Chor mitsingen dürfe. Der Dirigent, ein sehr freundlicher Mann, kannte mich vom Sehen, weil ich mich immer in der Nähe des Chors aufhielt und mit Interesse zuhörte und zuschaute. Da ihm - wie ich später erfahren habe - ein Chorjunge wegen Krankheit ausgefallen war und infolgedessen einer für den Jom-Kippur-Gottesdienst fehlte, bestellte er mich am Tag nach Rosch-Haschana zur Probe in ein außerhalb der Synagoge liegendes Übungslokal. Ohne etwas zu Hause zu sagen, begab ich mich zum Vorsingen.

Die "Einzelprüfung" fiel positiv aus. Ich hatte eine gute Stimme und konnte die Jom-Tov-Melodien auswendig vorsingen. Auch die auf Anweisung des Di-

rigenten von einem Chorjungen vorgetragene Melodie, die ich nicht kannte, konnte ich fehlerfrei wiedergeben, und der mir freundlich gesinnte Mann sprach von einem "absoluten Gehör", was ich damals nicht verstand. Ich durfte mich bei der anschließenden Chorprobe in die Gruppe der Chorkinder auf dem mir zugewiesenen Platz einreihen und mitsingen. Jetzt gab es eine Katastrophe. Ich brachte es nicht fertig, im Chor zu singen und produzierte mich alle paar Takte als Solist. Mit dem Entscheid des Dirigenten, "eine gute Stimme, aber für den Chor ungeeignet" wurde ich unter allgemeinem Gelächter entlassen. Der bei der Probe anwesende Kantor Borenstein lachte herzlich und tröstete mich mit der Bemerkung, daß ich vielleicht einmal ein Chasan (Kantor) werden könnte. Ich war traurig und enttäuscht und erzählte niemandem - auch meinem Bruder nicht - von meinem Mißgeschick. Ich wollte nie mehr in einem Chor singen und blieb ein "Solist".

Als "Solist" war ich später erfolgreicher. Bei den Tanzveranstaltungen, die wir als Schüler organisierten, wurde ich zu einem geschätzten "Schlagersänger". Die Schlager lernte ich vom Radio- oder Plattenhören.

Ich war etwa 14 Jahre alt, als ich mit Chamek Straßberg und zwei anderen Klassenkameraden ein Gesangsquartett "gründete" (außer mir überlebte nur Ernest Statter, der heute in Montreal lebt, den Krieg). Spezialisiert haben wir uns auf polnische Tanzschlager und jiddische Lieder. Ich begann somit jiddisch zu singen, noch bevor ich jiddisch sprach. Wir traten bei diversen Schulfesten und Veranstaltungen mit Erfolg auf, am Klavier begleitet von unserem geschätzten Lehrer Dr. Barth, der mit Begeisterung mitmachte und uns bei der Gelegenheit das Notenlesen beigebracht hatte.

Zu unserem Repertoire gehörten die jiddischen Lieder von Mordechai Gebirtig, des letzten jiddischen Troubadours (Gebirtig wurde im Jahre 1942 im Ghetto Krakau von den Deutschen ermordet). Aus dieser Zeit stammt auch die Erinnerung an meine Begegnung mit Mordechai Gebirtig. Chamek Staßberg, der in der Nähe von Gebirtig wohnte und ihn offenbar kannte, kam 1938 auf die Idee, für unser Quartett bei Gebirtig ein Purim-Lied "zu bestellen". Wir wußten, daß er kein reicher Mann war und als Schreiner von Möbelreparaturen lebte. Als wir zu viert bei ihm eintrafen und ihn baten, gegen Bezahlung für uns ein Lied zu schreiben, lachte er herzhaft über unseren Vorschlag und belehrte uns, daß man Lieder nicht auf Bestellung komponieren kann. Er erkundigte sich jedoch interessiert nach den Aktivitäten unseres Quartetts und freute sich sehr, daß wir sein Lied "Reisele" und das Wiegenlied "Jankele" mit Erfolg aufführten. Er schenkte uns ein Notenblatt mit einem seiner Lieder. Gebirtig konnte Noten weder lesen noch schreiben. In Noten gesetzt wurden

seine später sehr bekannt gewordenen Lieder (u.a. das später als Partisanenlied gesungene "Es brennt") durch Julius Hoffmann, Dirigent und Organist im Tempel (Reformsynagoge) in Krakau.

Was die klassische Musik anbetrifft, in die wir in den vorher erwähnten "Auditionen" eingeführt wurden, hörte ich die Musik von Chopin am liebsten. Für den besten Aufsatz über Chopin und seine Musik erhielt ich im Jahre 1938 von der Schuldirektion eine Eintrittskarte für ein Chopin-Recital eines damals berühmten polnischen Pianisten, dessen Namen ich vergessen habe; es war mein erster Besuch eines öffentlichen Konzertes. Meine Liebe zur Chopin-Musik dauerte an, und heute befindet sich in meinem Besitz eine Plattensammlung sämtlicher Werke von Chopin.

Mein Interesse für die kantorale Musik (Chasanut) führte dazu, daß ich mich zwischen meinem 14. und 16. Lebensjahr bei Jugendgottesdiensten, die wir in der Schule, aber auch in den Ferien und auf Schulausflügen abhielten, mit Erfolg als Vorbeter engagierte.

Nach dem Krieg versuchte ich oft, mich während der Gottesdienste in der Berner Synagoge an die alten Krakauer Melodien zu erinnern - vergeblich. Im Gedächtnis behielt ich die Kinderlieder, die Melodien der polnischen Vorkriegsschlager und der jiddischen Lieder, nur an die Synagogalmelodien konnte ich mich nicht erinnern. Für diesen Ausfall fand ich keine Erklärung.

Es war im Sommer 1984, an einem Freitagnachmittag. Ich ging wie immer gemächlichen Schrittes den Feldweg am Rand des Bremgartenwaldes entlang nach Hause. Es war dieser Teil meines täglichen Weges von der Arbeit, wo ich auf den Verkehr nicht achten mußte und meinen Gedanken freien Lauf lassen konnte. Woran ich an diesem späten Nachmittag dachte, kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß jedoch, das mir plötzlich und unerwartet die Melodie des Freitagabend-Gottesdienstes einfiel, wie sie in der Ahavat-Reim-Synagoge in der Spitalgasse in Krakau gesungen wurde. Nach und nach konnte ich mich bei den Gottesdiensten am Schabbat oder Jom-Tov an die alten Krakauer Melodien erinnern, die ich von meiner Jugend her kannte, während Kantor Kaufmann in der Berner Synagoge nach den in Bern hergebrachten Melodien vorbetete.

Als im Sommer 1988 unser Kantor (Herr Kaufmann) in den Ferien weilte und Rabbiner Marcus ihn als Vorbeter vertrat, bat ich diesen, das "Rosch-Chodesch-Benschen" (Neumond-Verkündung) vorbeten zu dürfen, womit er einverstanden war. Zur Verwunderung der Anwesenden, die mich zwar alle gut kannten, jedoch zum ersten Mal singen hörten, sang ich - nach meiner eigenen Beurteilung - fehlerfrei das Rosch-Chodesch-Benschen in der Berner

Synagoge nach der alten Krakauer Melodie. Später erlernte ich bei Kantor Kaufmann die "Taamim" (Noten) für die "Haftara" (ein Abschnitt aus dem Buch der Propheten oder Hagiographen, vorgetragen nach der Thoralesung), die ich seither gelegentlich am Schabbat in der Synagoge vortrage. Erleichtert wird mir die Vorlesung der Haftara durch die Kenntnisse der Sprache und der Texte aus meiner Jugendzeit. Ich trage die Haftara gerne vor. Manchmal habe ich jedoch Mühe, meine Stimme zu beherrschen, wenn ich von den Erinnerungen an mein Elternhaus überwältigt werde. So empfinde ich meine Haftara-Vorlesungen als meine persönliche Hommage an meine Eltern; "Kaddisch" (Totengebet) nach meinen Eltern sage ich nicht.

Auf meine Gymnasialzeit fällt auch das Erlernen der jiddischen Sprache. Seit meiner Kindheit hörte ich diese Sprache und verstand auch manches, weigerte mich jedoch konsequent, diese Sprache zu sprechen. Es war bezeichnend für diese Zeit, daß ein Teil der jüdischen Jugend in Krakau nicht jiddisch sprechen konnte oder wollte. Dies war einerseits auf die zunehmende Assimilation und Polonisierung in vielen jüdischen Familien (trotz des wachsenden Antisemitismus) zurückzuführen und auf die Ablehnung der jiddischen Sprache durch den zionistisch ausgerichteten Teil der jüdischen Jugend andererseits. Da Krakau dafür bekannt war, daß dort orthodoxe Juden, die zu Hause nur jiddisch sprachen, sehr gut auch polnisch sprechen konnten, gab es zwischen den Generationen höchstens Meinungsverschiedenheiten, jedoch keine Verständigungsprobleme. Zu Hause abonnierte mein Vater den 'Nowy Dziennik' (das Neue Tagblatt), eine angesehene, zionistisch ausgerichtete Tageszeitung in polnischer Sprache, die ich gerne las. Jeden Freitag kaufte er die umfangreiche Samstagsausgabe der jiddischen Zeitung 'Hajnt' (Heute). Mit Interesse sah ich darin die aktuellen politischen Karikaturen und bat meinen Vater, mir die erläuternden Texte vorzulesen und zu übersetzen, was er gerne tat. Einmal sagte er zu mir: "Du kannst doch gut ivrit lesen, es sollte für dich also kein Problem sein, jiddisch lesen zu lernen." In kürzester Zeit brachte mir mein Vater bei, jiddisch zu lesen, wobei er mir noch längere Zeit viele Wörter übersetzen mußte, die ich bereits lesen konnte, aber nicht verstand. In der Zwischenzeit gewöhnte ich mich langsam an die korrekte Aussprache beim Singen der jiddischen Lieder in unserem Gesangsquartett. Hier war mein Freund und Mitbegründer des Quartetts, Chamek Straßberg, der überzeugte "Jiddischist". Von ihm ließ ich mich auch überreden, an den Zusammenkünften eines Schülerkreises (polnisch Kółko, Kreis) teilzunehmen, der sich in unserer Schule unter Leitung unseres Ivrit-Lehrers Dr. Guzik mit jiddischer Literatur befaßte. An den Zusammenkünften verfolgte ich aufmerksam die Diskussionen - das mei-

ste, jedoch nicht alles, habe ich verstanden -, nahm jedoch selbst an den Diskussionen, die nur in jiddischer Sprache geführt werden durften, nicht teil. Als ich mich jedoch einmal nicht mehr zurückhalten konnte und zum ersten Mal das Wort in jiddischer Sprache ergriff, rief Dr. Guzik, der meine Zurückhaltung in bezug auf die jiddische Sprache kannte, aus: "Die messianische Zeit kommt näher, Stein spricht jiddisch!" Jiddisch wurde zu meiner zweiten Umgangssprache während der Lagerzeit.

Meine sportlichen Aktivitäten begannen im Kindesalter mit dem Schlittschuhlaufen, einer Sportart, die in Polen mit ihren langen und strengen Wintern sehr verbreitet war. Später spielte ich mit meinem Bruder Jerzyk in der bereits erwähnten "wilden" Fußballmannschaft, in der die in unserem Bezirk wohnenden jüdischen Freunde mitspielten. Wir waren stolz auf unser einheitliches Fußball-Tenü, das wir uns von unserem gesparten Taschengeld anschafften. Gespielt haben wir gegen andere christliche und jüdische "wilde" Mannschaften aus anderen Wohnbezirken der Stadt Krakau. Während der Gymnasialzeit habe ich unter Leitung meiner Turnlehrer Dr. Julian Aleksandrowicz (Sport- und Verbandsarzt des 'Maccabi Krakau', der in unserer Schule auch Hygiene unterrichtete) und Leopold Pfefferberg, genannt Poldek (später Kompaniechef der polnischen Armee in den ersten Kriegswochen) systematisch Sport getrieben. Beide überlebten den Krieg. Dr. Aleksandrowicz, nach dem Krieg Professor an der Krakauer Universität, bekleidete eine hohe Stelle im Gesundheitsministerium Nachkriegs-Polens.

Poldek, der nach dem Krieg als Leopold Page in Beverly Hills/USA lebte, wurde bekannt durch den Film "Schindlers Liste". Die Geschichte der Rettung von 1200 Juden durch den deutschen Industriellen Oskar Schindler aus dem Konzentrationslager Krakau-Płaszów erzählte Poldek dem Schriftsteller Thomas Keneally, der 1982 ein Buch darüber verfaßte. Als ich Poldek auf dem letzten Treffen der überlebenden Schüler unserer Schule im Mai 1989 in Tel Aviv wiedersah, erzählte er mir, daß er an einem Film über diese Geschichte arbeite. Der Film, von Steven Spielberg gedreht, wurde im März 1994 als bester Film des Jahres mit sieben "Oscars" ausgezeichnet. Poldek, der spiritus rector eines berühmt gewordenen Films, dem eine wichtige Rolle im Film gewidmet war, und engster Mitarbeiter eines berühmten Regisseurs, trat in den Jahren 1993/94 in mehreren Fernsehsendungen auf.

Ich war ein fleißiger Sprinter und erwarb mir in den vorgeschriebenen Disziplinen (100-Meter-Lauf, 200-Meter-Hürdenlauf, Weit- und Hochsprung) das offizielle polnische Jugendsportabzeichen (POS - Polska Oznaka Sportowa). Im Winter spielte ich als Mitglied der Tischtennissektion im 'Maccabi'-Klublokal

Tischtennis. Auf dem Maccabi-Sportplatz (1998 noch vorhanden) begann ich im letzten Winter vor dem Krieg (1938/1939), in der jüngsten Juniorenmannschaft Eishockey zu spielen. Mein Trainer war Olek Spanlang, der älteste Schüler unserer Schule und der jüngste Spieler der Maccabi-Hockeymannschaft.

Schießen mit Mauser-Gewehren aus dem Ersten Weltkrieg lernte ich in PW (Przysposobienie Wojskowe, Militärische Vorbereitung), die obligatorisch an allen polnischen Gymnasien eingeführt war. In vorgeschriebenen Uniformen, die auf eigene Kosten angeschafft werden mußten, wurden einmal in der Woche an einem Nachmittag unter Leitung der Ausbildungsoffiziere (unsere Ausbilder waren die jüdischen Leutnants Poldek Pfeferberg und Korngold) militärische Übungen in einer Kaserne abgehalten. In der ersten Ferienwoche nach Ende jedes Schuljahres wurden - ebenfalls obligatorisch - zusammen mit den Einheiten aus anderen Gymnasien die PW-Manöver veranstaltet.

In unseren sportlichen Aktivitäten wurden mein Bruder und ich von unserem geliebten Onkel und Sportidol Max unterstützt. Max (Meyer) Stein, der jüngste Bruder meines Vaters, lebte in Nowy Targ (Podhale/Südpolen). Er war Leichtathletik-Meister des Kreises Podhale (100-Meter-Lauf, Staffellauf und Weitsprung) und zwei Jahre lang Meister der Maccabi-Polen im 100-Meter-Lauf. Er war oft bei uns zu Hause, wenn er nach Krakau kam, um an nationalen oder regionalen Leichtathletik-Wettkämpfen teilzunehmen. Der erfolgreiche Onkel informierte uns über das Sportgeschehen und versorgte uns mit guten Ratschlägen. Er versuchte immer, seinen älteren Bruder (unseren Vater) - der zwar nichts gegen unsere Sportaktivitäten einzuwenden hatte, aber ständig befürchtete, daß unsere Schulleistungen darunter leiden würden - über die Bedeutung des Sports für die jüdische Jugend aufzuklären.

Meine Gymnasialzeit behielt ich als den schönsten Abschnitt meiner Jugend in Erinnerung. Ein guter Geist herrschte in der Schule. Ich habe dort viel Freude erlebt, viel gelernt und viele Freundschaften geschlossen.

Mein bester Freund war Julek Löffler, der aus der humanistischen Abteilung in unsere Klasse kam, als sein Vater starb und seine Mutter, die ein großes Geschäft alleine führen mußte, ihren Sohn auf die Übernahme des Geschäftes vorbereiten wollte. Seine ältere Schwester Ewa hat nach dem Abitur als einzige Jüdin an der Kunstakademie in Krakau Kunstgeschichte studiert. Sie beeindruckte uns sehr durch ihre interessanten Erzählungen über Paris, wohin sie zweimal im Jahr mit ihrer Mutter reiste, die dort für ihr Modegeschäft Einkäufe tätigte. - Julek war mit Ewa Lundner, einem Mädchen aus der Parallelklasse, eng befreundet. Das sehr hübsche Mädchen, selbst nicht sehr religiös, ent-

stammte einer in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden orthodoxen Familie. Familie Löffler war sehr vermögend und areligiös, obwohl sie, um die Form zu wahren, der jüdischen Reformgemeinde angehörte. Frau Löffler war über die "Liaison" ihres Sohnes mit Ewa Lundner sehr unglücklich. Zusammen mit ihrer Tochter versuchte sie einmal, durch mich - den besten Freund von Julek - Einfluß auf ihren Sohn im Sinne der Aufgabe seiner Freundschaft mit Ewa auszuüben. Als ich das Ansinnen sofort mit der einfachen Begründung ablehnte, daß sich die beiden sehr liebten, lachte Frau Löffler herzhaft und gab ihre Bemühungen auf, das Paar zu trennen. Meine Freundschaft mit dieser lieben Familie blieb auch im ersten Kriegsjahr erhalten. - Frau Löffler und ihre Tochter wurden im Ghetto Krakau von den Deutschen ermordet. Ewa Lundner wurde deportiert und auch ermordet. Julek Löffler traf ich im Jahre 1943 im Konzentrationslager Krakau-Płaszów. Er war in der Zwischenzeit mit Linka Raschbaum verheiratet; beide wurden im Konzentrationslager Krakau-Płaszów ermordet.

Über das politische Geschehen in Deutschland ab 1933 waren wir bestens orientiert und über die Verfolgung der Juden höchst beunruhigt.

Mit der Judenverfolgung in Deutschland wurden wir direkt konfrontiert, als im Oktober 1938 Juden mit polnischen Pässen aus Deutschland ausgewiesen wurden. Viele dieser Juden waren in Deutschland geboren, assimiliert und sprachen weder polnisch noch jiddisch.

Die Polen ließen die Juden zuerst nicht einreisen und sperrten sie dann in ein an der Grenze eingerichtetes Lager in Zbąszyń. Durch die Intervention bei den polnischen Behörden gelang es, die Juden aus diesem Lager freizubekommen.

Uns jüdischen Schülern fiel die Aufgabe zu, die Transporte von Zbąszyń auf dem Bahnhof in Empfang zu nehmen und für die Unterbringung und Integration unserer Altersgenossen zu sorgen. Tag und Nacht unterhielten wir einen Bereitschaftsdienst auf dem Bahnhof in Krakau; die genauen Ankunftszeiten und die Zahl der ankommenden Juden wollten oder konnten uns die polnischen Behörden nicht bekanntgeben. Mit Taxis und Pferdedroschken (ein für Krakau charakteristisches Transportmittel, das aus der österreichischen k.u.k. Zeit stammte und bis heute als Touristenattraktion erhalten blieb) brachten wir unsere Altersgenossen in den vorbereiteten Unterkünften bei Familien mit Kindern unter, die im annähernd gleichen Alter waren wie unsere Gäste.

Für die Unterbringung von Erwachsenen und Kleinkindern waren die Vertreter der jüdischen Gemeinde zuständig. Die Unterbringung von Jugendlichen in Sammelunterkünften wurde vermieden, um sie, was befürchtet wurde, ei-

nem eventuellen Zugriff der polnischen Behörden zu entziehen. Ein Tag nach der Ankunft unserer Gäste begann die "Integration". Illegal und ohne Meldung bei den Schulbehörden brachten wir die Jungen und Mädchen, die kein Wort polnisch sprachen, in unseren Klassen unter oder plazierten sie als Lehrlinge bei jüdischen Handwerkern.

Es ging darum, unsere Gäste möglichst schnell zu "integrieren", weil man befürchtete, daß die polnischen Behörden die unbeschäftigten Jugendlichen in ein Arbeitslager einweisen würden. Bei dieser Aktion konnte ich zum ersten Mal meine Schulkenntnisse der deutschen Sprache praktisch zur Anwendung bringen.

Meine letzten Sommerferien vor Kriegsausbruch verbrachte ich mit einer Gruppe von Absolventinnen und Absolventen unser Schule nach den Abschlußexamina in polnischen, hebräischen und judaistischen Fächern - die ich als Drittbester meines Jahrgangs bestanden hatte - in Kowaniec/Hohe Tatra bei Zakopane. Trotz der bereits angespannten politischen Lage verbrachte ich dort die schönsten Ferien meiner Jugend.

Unbeschwert, befreit vom Examensdruck und zufrieden mit den Prüfungsergebnissen, verbrachten wir die Zeit bei schönstem Sommerwetter mit Ausflügen, Bergwanderungen und Tanzen. Für unsere Tanzabende engagierten wir ein kleines Zigeunerorchester, welches wir jeden Abend zu uns zum Abendessen einluden.

Am 28. August kamen wir nach Krakau zurück, drei Tage vor Kriegsausbruch am 1. September 1939.

Mein Bruder Gerschon (Jerzyk), so benannt nach unserem Urgroßvater Rav Hagaon Gerschon Stein, war damals 16 Jahre alt. Obwohl er in der Volksschule immer ein besserer Schüler war als ich, wollte er - trotz der Bemühungen unseres Vaters - keine Mittelschule besuchen. Auch der Versuch, ihn in der dem hebräischen Gymnasium angegliederten technischen Mittelschule unterzubringen, mißlang, weil Jerzyk trotz Intelligenz und hervorragender Schulleistungen von der Schule genug hatte; er wollte in die Praxis, in eine Meisterlehre. So schloß mein Vater für ihn einen Lehrvertrag mit einem bekannten Goldschmiedemeister im Zentrum der Stadt (Rynek Główny, Hauptmarktplatz) ab. Zufrieden mit dem Meister und der Lehre lernte Jerzyk fast zwei Jahre lang den Goldschmiedeberuf, bis wir Krakau verlassen mußten.

Mein jüngster Bruder Josef (genannt Josiu), so benannt nach unserem Großonkel Rav Josef Stein, wurde im Jahre 1930 geboren, als ich 7 Jahre alt war.

An seine Geburt erinnere ich mich deshalb noch gut, weil uns damals zum ersten (und einzigen) Mal unser Großvater Aron Götzel besuchte. Er besuchte uns sonst nicht, weil ihm der Haushalt seiner Tochter nicht koscher genug war. Als er meinen Bruder Jerzyk und mich, die er aus unserer "Chederzeit" gut kannte, wiedersah, sagte er - auf uns zeigend - zu meinem Vater auf jiddisch: "Aus diesen beiden Jungen werden schon Studencikis!" (Abschätzige Bezeichnung für Studenten)

Da Josiu viel jünger war als mein Bruder Jerzyk und ich, nahm er an unseren Aktivitäten nicht teil. Wir haben aber unseren kleinen Bruder sehr geliebt und nahmen ihn immer in Schutz, wenn es Schwierigkeiten zu Hause oder mit seinen Kameraden gab. Josiu besuchte bis zum Kriegsausbruch die in Krakau sehr bekannte Misrachi-Schule (die auch das Gymnasium Tachkemoni führte) und war ein sehr guter Schüler.

Seit ihre beiden älteren Söhne in die Schule gekommen waren, war meine Mutter wieder berufstätig. Zusammen mit einer Freundin eröffnete sie in der Nähe unserer Wohnung (Karmelicka Straße) ein Geschäft für Kleiderstoffe und Damenhüte. Als sich das Geschäft nicht mehr rentierte, übernahm sie die Stelle einer Geschäftsführerin bei der Firma Wächter-Kleiderstoffe. Das Geschäftslokal (Stradomstraße), wo weiterhin Kleiderstoffe verkauft werden, existierte noch 1998. Die früheren Besitzer der Firma, das Ehepaar Wächter, wurden von den Deutschen ermordet. Ob ihre Tochter Linka, die in meinem Alter war, den Krieg überlebte, konnte ich nicht erfahren.

Die Haushaltsführung meiner Mutter war hervorragend organisiert. Jeden Morgen, bevor sie ins Geschäft ging, erfolgte mit Hilfe unseres Dienstmädchens (sie hieß Marysia und war bis 1940 bei uns angestellt) die "Zubereitung". Darunter verstand man, die Speisen zum Kochen unter Beachtung der Kaschrut-Vorschriften vorzubereiten. Das Kochen selbst und das Aufräumen der Wohnung besorgte Marysia, nachdem Mutter ins Geschäft gegangen war.

Meine Mutter war eine schöne und modebewußte Frau. Wir bewunderten ihre Eleganz und ihren guten Geschmack, den sie auch ihren Söhnen beizubringen versuchte. Jeden Morgen, bevor wir in die Schule gingen, musterte sie unsere Kleider und korrigierte ihren Sitz.

Um uns, die Buben, kümmerte sich in Abwesenheit der Eltern Tante Rosa. Die ältere Schwester meines Vaters wohnte bei uns bis zu ihrer Heirat. Für einen kleinen Kundenkreis aus der Nachbarschaft nähte sie Damenkleider nach ihren Schnittmustern. Sie war unsere geliebte Tante und hatte immer Zeit für uns. Mit ihr besuchten wir zum ersten Mal das Theater, den Lunapark und den

Zirkus. Als sie uns verließ, um Zwi Horn in Wischnitz zu heiraten, waren wir sehr traurig.

Zu ihrer Nachfolgerin Chana, der jüngeren Schwester meines Vaters, hatten wir weniger gute Beziehungen. Tante Chana hatte nach kurzem Aufenthalt bei uns den Cousin meiner Mutter, Aron Götzel, in Krakau geheiratet.

Tante Rosa und ihr Mann überlebten den Krieg in Transnistrien, wohin sie aus Wischnitz deportiert wurden. Sie lebte als Großmutter von fünf Enkelkindern und mehrfache Urgroßmutter bis zu ihrem Tod im Jahre 1991 in Haifa, betreut von ihrer Tochter Bracha. Mit Hilfe von Tante Rosa habe ich im Jahre 1980 einen Stammbaum erstellt, den ich aufgrund der zusätzlichen Angaben von Rabbi Derbarimdiger später noch ergänzte.

2. Die Jahre der Verfolgung

Über meine Erlebnisse während der Kriegszeit zu schreiben, fällt mir sehr schwer. Die Erinnerungen an diese Zeit belasten mich noch immer sehr stark. Nur mit größter Mühe kann ich Fakten und Ereignisse aus dieser Zeit systematisch, chronologisch und geordnet in Worte fassen. - Es ist, als ob irgendeine Sperre in meinem Gedächtnis eingebaut wäre, die eine systematische Wiedergabe des Erlebten erschwert oder sogar unmöglich macht. Das äußert sich auch darin, daß ich viele Namen und Daten von Ereignissen aus dieser Zeit, die ich kannte und persönlich erlebte, nicht im Gedächtnis behalten kann und bei Bedarf nachschlagen muß; seit den fünfziger Jahren versorge ich mich mit einschlägiger Literatur.

2.1. Krakau 1939-1941

Am 6. September 1939 besetzten die deutschen Truppen die Stadt Krakau. Zwischen dem 1. und 6. September wurde die Stadt nur einmal bombardiert; mit gezieltem Bombenwurf wurde der Güterbahnhof zerstört. - In dieser ersten Kriegswoche saßen wir am Radio und hörten die widersprüchlichen Meldungen und Aufrufe zum Widerstand; über den Verlauf der Kämpfe und Fronten wurden wir falsch informiert.

In der Stadt herrschte Chaos. Die Zigarettenfabrik gegenüber unserem Haus (einer der größten Betriebe des polnischen Tabakmonopols) wurde von der militärischen Wachmannschaft verlassen. Die Lagerräume wurden geöffnet, so daß sich die Bevölkerung der Vorräte bemächtigen konnte. Mein Bruder und

ich transportierten Kisten mit Zigarettenpackungen in unseren Kellerraum, wobei wir uns auf die teuersten Zigarettensorten "spezialisierten".

In der ersten Kriegswoche gelang es meinem Vater, bei einem befreundeten Drogisten für sein gesamtes erspartes Geld einen größeren Posten von Toilettenseife und Eau de Cologne zu kaufen. Vom Verkauf der Zigaretten und Toilettenartikel lebte unsere Familie in den ersten Monaten des Krieges, nachdem mein Vater und meine Mutter ihre Stellen in den jüdischen Betrieben verloren hatten. - Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte mein Vater - in diesem Jahr früher als sonst - den Wintervorrat an Kohlen und Kartoffeln eingekauft, so daß wir im ersten Kriegswinter weder hungern noch frieren mußten.

Die Stadt Krakau wurde zur Hauptstadt des Generalgouvernements für die besetzten polnischen Gebiete, und das Schloß Wawel zum Sitz des Generalgouverneurs Frank erklärt. Hans Frank wurde nach dem Krieg zum Tode verurteilt und in Nürnberg gehängt.

Unmittelbar nach dem Einmarsch der Deutschen begannen in Krakau die Judenverfolgungen, die sich zuerst auf den jüdischen Wohnbezirk (Kazimierz) konzentrierten; wir, die außerhalb des jüdischen Wohnbezirks wohnten, wurden vorerst noch verschont.

Am 12. September 1939 setzten die Deutschen einen Judenrat ein, bestehend aus 24 Mitgliedern, 11 davon waren Mitglieder des früheren jüdischen Gemeinderats, der in Krakau vor dem Krieg "Kahal" genannt wurde.

Im Dezember 1939 fand die erste, groß angelegte "Aktion" statt: Kazimierz wurde von Einheiten der deutschen Wehrmacht umzingelt. Drei Tage lang raubten, mißhandelten und mordeten die SS-Mannschaften.

Mit Beginn des Winters wurden die Juden zur Zwangsarbeit eingezogen, mein Bruder und ich bei der Schneeräumung in der Stadt eingesetzt.

Zu dieser Zeit begann unsere Familie, ein Geschäft mit der Mangelware Brot zu betreiben. Jeden Morgen noch vor 6 Uhr kauften wir illegal bei einem uns bekannten christlichen Bäcker in der Nachbarschaft zu überteuerten Preisen 10 bis 20 Laibe Brot. In Taschen mit je 1 oder 2 Laiben transportierten wir das Brot in mehreren Fahrten mit der Straßenbahn in den jüdischen Wohnbezirk Kazimierz, wo auf dem Platz Wolnica unsere Tanten (zwei Schwestern meiner Mutter) noch ein Lebensmittelgeschäft führen durften. Dort wurde das Brot - illegal, ohne Lebensmittelkarten - verkauft, den Verdienst teilten sich alle Beteiligten. Jeder von uns, der an diesem Handel beteiligt war, riskierte sein Leben, sollte er von den Deutschen erwischt werden.

Bei einem weiteren illegalen "Lebensmittelgeschäft" hätte ich beinahe das Leben verloren. Onkel Józek Grossbard, der Mann meiner geliebten Tante

Hanka (Haneczka, jüngste Schwester meiner Mutter), arbeitete als Abteilungsleiter in der Krakauer Filiale der bekannten österreichischen Schokoladenfabrik Pischinger und wurde als Jude unmittelbar nach dem Einmarsch der Deutschen entlassen. Er behielt jedoch gute Beziehungen zu seinen christlichen Mitarbeitern und vermittelte mir ein lukratives Geschäft. Ich mietete mir einen Fuhrmann, zuerst mit einem Zweispänner und nach Einbruch des Winters mit Pferdeschlitten. - Zwei- bis dreimal pro Woche holte ich in der Fabrik zu einer genau vereinbarten Zeit mit gefälschten deutschen Bezugsscheinen, die ich von Onkel Józek erhielt, eine Ladung Schokolade und Confiseriewaren. Diese brachte ich mit dem Pferdewagen bzw. später mit dem Pferdeschlitten in den Lebensmittelladen meiner Tanten in Kazimierz, wo die begehrte Ware (u.a. Schokoladenriegel Marke "Aura" und "Argenta") heimlich an vertraute Kunden verkauft wurde. In diesem "Familienunternehmen" wurde ich deshalb mit Transportfunktionen betraut, weil ich nicht "jüdisch" aussah und gut polnisch sprach.

Das "Geschäft" lief reibungslos und gut, bis eines Tages (es war Winter), als meine Ware vor dem Fabrikeingang auf den Schlitten aufgeladen wurde, unerwartet ein deutscher Wehrmachts-Lastwagen auftauchte. Der begleitende Unteroffizier verlangte vom Lagerangestellten, der die Ladungen abfertigte, daß zuerst seine Ladung für die Wehrmacht abgefertigt werde. - Bei dieser Gelegenheit erschien ihm offenbar entweder meine Person oder mein Fuhrmann mit seinem Pferdeschlitten verdächtig, so daß er meine Bezugsscheine zu sehen wünschte. Ich sagte ihm, daß ich meine Bezugsscheine im Lagerbüro abgegeben habe, was auch stimmte. Er befahl mir und meinem Fuhrmann, uns mit dem Schlitten nicht zu entfernen und ging ins Büro. - Ich wurde mir der uns drohenden Gefahr bewußt, sprang auf den zur Hälfte beladenen Schlitten und gab dem Fuhrmann zu verstehen, daß wir fliehen müßten, wenn wir beide nicht erschossen werden wollten. - Mein Fuhrmann hatte die Situation begriffen. Noch nie ist wahrscheinlich ein Pferdeschlitten so schnell durch die Krakauer Straßen gefahren! Der deutsche Unteroffizier, der durch das Bürofenster unsere Flucht bemerkte, lief mit seinem Chauffeur aus dem Büro auf die Straße, und beide schossen mit ihren Pistolen auf unseren Schlitten, ohne uns jedoch zu treffen. Wir kamen zum Geschäft meiner Tanten mit halb beladenem Schlitten und kugeldurchlöcherten Schokoladenkartons. - Onkel Józek mußte noch am gleichen Tag die Stadt verlassen. Den Angestellten, die für die Abfertigung der Ware verantwortlich waren, geschah nichts, weil sie durch ihre deutschen Vorgesetzten gedeckt wurden, die an diesem Geschäft beteiligt waren. Ich mußte natürlich mein Schokoladengeschäft aufgeben.

So begann für mich die Gewöhnung an die Illegalität, an das systematische Übertreten der deutschen Vorschriften, Anordnungen und Verbote, die bereits damals als eine Vorstufe der geplanten Judenvernichtung aufzufassen waren.

Die bevorstehende "Endlösung" ahnte ich nicht. Sie war für mich auch in der Form, in welcher sie stattfinden sollte, zum damaligen Zeitpunkt unvorstellbar. Ein Akt eines bewußten Widerstandes gegen die Deutschen war es auch nicht, weil dazu alle Voraussetzungen fehlten. Es waren einfach Überlebensversuche eines Jugendlichen, wobei ich retrospektiv gesehen die Risiken bewußt oder unbewußt unterschätzte und auch unterschätzen mußte, um sie einzugehen. Die ständige Abwägung von Chancen und Risiken, die oft eher instinktiv als rational vorgenommen werden mußte, wurde während der Kriegszeit zu meiner zweiten Natur, die vermutlich auch nach dem Krieg noch öfter mein Verhalten prägte.

Als die Juden unter Androhung der Todesstrafe zum Tragen der Armbinde mit dem Davidsstern gezwungen wurden, befolgten mein Bruder Jerzyk und ich zum Entsetzen unserer Eltern etwa drei Monate lang diese Anordnung nicht, um uns freier bewegen zu können. Erst als in die Straßenkontrollen auch die polnische Polizei eingeschaltet wurde und die Denunziationsgefahr seitens der christlichen Nachbarn zugenommen hatte, legten auch wir die Armbinden an.

Im ersten Kriegswinter organisierte ich mit zwei Jungen und zwei Mädchen aus unser Schule einen Englischkurs. Den Unterricht erteilte uns in ihrer Wohnung eine ältere polnische Dame, die viele Jahre in England gelebt hatte. Entschädigt haben wir sie mit Lebensmitteln - ich mit Pischinger Schokolade.

In diese Zeit fallen auch meine regelmäßigen Besuche im Hause meines Freundes Julek Löffler. Jeden Sonntag um 9 Uhr morgens traf sich in der geräumigen Wohnung der Familie Löffler eine Gruppe von 10 oder 12 Studentinnen und Studenten der Kunstakademie, alles Christen, Kommilitoninnen und Kommilitonen von Eva Löffler. Julek und ich wurden als Jüngste in diese Gruppe aufgenommen. Frau Löffler, die unter großem Risiko diese Zusammenkünfte organisierte (es bestand ein Versammlungsverbot), servierte uns Tee-Ersatz (echter Tee war nicht erhältlich) und ein originelles Süßgebäck aus Kartoffelmehl (Getreidemehl war auch nur schwer aufzutreiben). Diskutiert wurden die politische und die militärische Lage, wobei einige der Studenten über ausländische Radionachrichten verfügten, obwohl alle Radioapparate damals bereits beschlagnahmt waren und das Abhören von ausländischen Radiosendern unter Todesstrafe stand. So waren wir über die damalige militärische Lage bestens orientiert; zu dieser Zeit der deutschen Siege an allen Fronten

bereiteten uns diese Nachrichten nur wenig Freude. In der gleichen Runde hielten abwechselnd ein Teilnehmer oder eine Teilnehmerin ein Referat aus dem Gebiet der Kunstgeschichte; so kam ich im ersten Kriegswinter mit dieser Wissenschaft in Berührung.

Bei unseren Zusammenkünften mußten wir größte Vorsicht walten lassen. Die Wohnung der Familie Löffler, die in einer abgelegenen Straße eines ruhigen Wohnquartiers lag, eignete sich für diese Zusammenkünfte bestens. Die frühe Sonntagmorgenzeit (Kirchgang-Zeit) war gut gewählt. Wir betraten und verließen die Wohnung einzeln in abgemessenen Zeitabständen, wobei Frau Löffler vom Fenster aus und Eva vor dem Haus die Straße unauffällig beobachteten. So lernte ich auch hier von Frau Löffler und von den Studenten der Kunstakademie die praktischen Grundregeln der Konspiration.

Mit Beginn des Jahres 1940 verschlechterte sich die Situation der Juden in Krakau zusehends. Mißhandlungen und Erschießungen auf der Straße waren an der Tagesordnung. In Razzien - "Aktionen" genannt - wurden Straßen oder Quartiere abgesperrt, Juden auf Lastwagen verladen und in die Arbeitslager transportiert. Die polnische Polizei, die im Dienst der Deutschen stand, kam mit Listen in die jüdischen Häuser und verhaftete die Juden, die sie der deutschen Polizei zum Abtransport in die Arbeitslager übergab.

So wurde ich (von unserer Familie stand ich allein auf der Liste) in einer Nacht im Frühjahr 1940 zu Hause verhaftet, in die Kaserne der deutschen Polizei gebracht und zusammen mit etwa 80 anderen Jungen am nächsten Tag in ein Arbeitslager nach Krzeszowice geschafft. Zwei Wochen lang arbeitete ich dort in einem Steinbruch, nachdem es mir kurz nach meiner Ankunft im Lager durch Vermittlung eines polnischen Arbeiters gelungen war, meine Eltern über meinen Aufenthaltsort zu verständigen und ihnen meine Fluchtabsicht mitzuteilen.

Das Lager wurde durch deutschen Werkschutz bewacht. In einer Nacht vom Samstag auf Sonntag (das Lager wurde in dieser Nacht durch wenige Posten bewacht) schlich ich mich aus der Baracke, überquerte den Zaun und lief in den nahen Wald. Den Wald, die Umgebung und den Weg nach Krakau kannte ich aus meiner Kinderzeit gut, verbrachte ich doch in Krzeszowice mit meinen Eltern und meinem Bruder vor dem Krieg die Ferien. Die ganze Nacht ging ich zu Fuß Richtung Krakau. Tags darauf am Rande der Stadt angekommen, suchte ich die Wohnung meiner Schulkameradin Tosia auf und bat sie, meine Eltern zu verständigen. Während ich mich in der Wohnung ihrer Eltern waschen und essen durfte, brachte mir Tosia von zu Hause saubere Wäsche und Kleider. Ich zog mich um und verschwand sofort. Etwa zwei Wochen lang

wohnte ich bei meinen ledigen Tanten in Podgórze und bei Bekannten in Kazimierz, wobei ich die Wohnungen öfter wechselte.

Die polnische Polizei war in der Zwischenzeit mehrmals bei meinen Eltern zu Hause und fragte nach meinem Aufenthaltsort, gab jedoch auf, nachdem sie meinen Vater gehörig eingeschüchtert und mit ihm eine "Geldstrafe" ausgehandelt hatte. Zum Glück ließ ich bei meiner nächtlichen Verhaftung alle meine Dokumente zu Hause zurück, so daß ich nach meiner Flucht wieder im Besitz der "Aufenthaltsgenehmigung für Juden" war und mich weiterhin in der Stadt legal aufhalten konnte.

Im April 1940 ordneten die Deutschen die Evakuierung der meisten Juden von Krakau binnen vier Monaten an. Meinen Eltern gelang es, unsere Aufenthaltsgenehmigung über den Evakuierungstermin hinaus zu verlängern. Ein weiterer Verbleib in Krakau war jedoch nicht möglich, weil nur 15.000 Juden, die in den kriegswichtigen deutschen Betrieben arbeiteten, eine Sondergenehmigung erhielten.

Darüber hinaus sprach man bereits damals davon, daß die Deutschen in Krakau ein Ghetto zu errichten gedachten. Mein Vater wollte unter keinen Umständen ins Ghetto gehen und gab seine Bemühungen um eine Sondergenehmigung auf. Das Ghetto von Krakau mit anfangs etwa 20.000 Juden wurde im März 1941 errichtet und bestand bis zur Liquidierung im März 1943, als die letzten Überlebenden in das Konzentrationslager Krakau-Płaszów eingeliefert wurden. Alle fünf Schwestern meiner Mutter mit ihren Familien wurden im Krakauer Ghetto ermordet oder von dort in das Vernichtungslager Bełżec deportiert.

Im Januar 1941, noch vor der Errichtung des Ghettos, verließen meine Eltern und meine Brüder Gerschon (Jerzyk) und Josef (Josiu) die Stadt Krakau. Was an Hab und Gut mitgenommen werden konnte, wurde auf einen gemieteten Pferdewagen verladen; unsere Möbel mußten wir zurücklassen. Meine Familie flüchtete nach Nowy Targ (Kreis Podhale in Südpolen), wo unser Onkel Max lebte. Mit meinen Eltern und meinen Brüdern haben im Januar 1941 auch Tante Chana und ihr Mann Aron Götzel mit ihrer kleinen Tochter Renata die Stadt Krakau verlassen, um nach Nowy Targ zu gelangen.

Ich selbst blieb noch zwei Wochen in Krakau zurück und versuchte, unsere Möbel zu verkaufen. Es gelang mir nur, ein paar Stühle aus dem Haus zu tragen, der restlichen Möbel bemächtigten sich unsere christlichen Nachbarn, die mir mit Denunziation bei den Deutschen drohten, falls ich die Möbel aus der Wohnung räumen sollte. Nach Nowy Targ kam ich mit der Bahn, ohne den Davidsstern, weil die Benutzung der Bahn den Juden verboten war.

2.2. Nowy Targ (Neumarkt am Dunajec) 1941-1942

In Nowy Targ lebte seit Jahren unser geliebter Onkel Max, der jüngste Bruder meines Vaters und Sportidol. Er hatte dort für uns eine Wohnung gemietet und bei deren Einrichtung geholfen.

Als kleiner Junge - er war damals etwa 12 oder 13 Jahre alt - lief Max von zu Hause (Waschkowitz) weg, schwamm über den Fluß Tschermosch (Czermosz - Grenzfluß zwischen Polen und Rumänien) und kam zu seinem Bruder, meinem Vater, nach Krakau. Das war noch vor meiner Geburt oder als ich ein sehr kleines Kind war, weil ich mich an seine Ankunft bei uns nicht erinnern kann. Weder mein Vater noch Onkel Max sprachen über diese Zeit. Erfahren habe ich die Geschichte über Onkel Max von meiner jüngsten Tante Haneczka, die mich manchmal in die "Familiengeheimnisse" eingeweiht hat.

Mein Vater nahm seinen jüngsten Bruder bei sich zu Hause auf und vermittelte ihm eine Lehrstelle bei einem Schneidermeister. Max blieb jedoch nicht sehr lange in Krakau und verließ das Haus meines Vaters, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Mittellos und allein wurde der Junge irgendwo in Südpolen von der Polizei aufgegriffen und in ein katholisches Jugendheim gesteckt. Über seine Herkunft und über die Adresse meines Vaters wollte Max keine Angaben machen. Ein katholischer Pfarrer wurde auf die sportliche Begabung des Jungen aufmerksam und meldete ihn beim Sportklub Sokół (Falke) an. Sokół, ein katholisch-nationaler Sportklub, war für seine hervorragenden Trainingsmöglichkeiten in der Leichtathletik bekannt. Dort trainierte Max offenbar fleißig, weil er in kurzer Zeit in die Gruppe der begabtesten Junioren aufstieg.

Als man in Erfahrung brachte, daß Max Jude war, wollte man den Jungen taufen. Das war dem jungen Max offenbar der Fürsorge zu viel, so daß er aus dem katholischen Jugendheim weglief. Zu Fuß kam er nach Nowy Targ, wo ihn ein außerordentlich lieber Mensch, Schneidermeister Beck, den ich später kennenlernte, in sein Haus aufnahm. Von dort nahm Max wieder Kontakt mit meinem Vater auf. Nach Rücksprache mit Meister Beck kam Max für kurze Zeit wieder nach Krakau, wo er einen Zuschneidekurs für Herrenschneider besuchte. Hierauf kehrte er nach Nowy Targ zu Meister Beck zurück und wurde dessen Zuschneider. Durch seine erfolgreiche sportliche Tätigkeit wurde Max in Nowy Targ und im ganzen Kreis Podhale bekannt und brachte seinem Meister angesehene und gut zahlende Kunden.

Als ich später in Nowy Targ in Ferien weilte, lernte ich Max' Tagesablauf kennen. Abends nach Arbeitsschluß kamen die wichtigen Kunden zu Max persönlich in die Werkstatt zum Maßnehmen oder zur Anprobe. Morgens zwi-

schen 7 und 9 Uhr besorgte Max das Zuschneiden, wobei er sich für seine Modelle - wie er zu sagen pflegte - der englischen Modejournale und Schnittmuster bediente, die er von Krakau kommen ließ. Das Nähen der Kleidung besorgte Meister Beck mit seinem Sohn und zwei Gesellen, während Max den ganzen Tag auf dem Sportplatz verbrachte. Dort trainierte er selbst fleißig und übernahm nach kurzer Zeit die Leitung und das Training der Leichtathletikmannschaft des jüdischen Sportclubs Maccabi in Nowy Targ. Max, ein ansehnlicher, sportlicher Typ, immer nach der letzten Mode gekleidet, hatte viel Erfolg bei Frauen.

Etwa ein oder zwei Jahre vor Kriegsausbruch verlobte er sich mit Hanka Grasgrün. Ihr Vater Dawid Grasgrün war ein jüdischer Bergbauer in Nowy Targ. Schweigsam, immer mit einer Pfeife im Mund, war er in seiner Bergbauerntracht von einem polnischen Bergbauern (Góral) nicht zu unterscheiden. Er hatte sich einen schönen Bauernhof gekauft. Zu Geld war David Grasgrün während und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg durch Tabakschmuggel gekommen, damals ein Nebenerwerb vieler Bauern dieses Grenzgebietes zwischen Polen und der Tschechoslowakei. Zum weiteren Nebenerwerb kutschierte Dawid Grasgrün mit seiner schönen Pferdekutsche im Sommer die Feriengäste, so auch mich und meine Freunde, als wir unsere letzten Ferien im Jahre 1939 in Kowaniec nahe Nowy Targ verbrachten.

Onkel Max wurde zusammen mit dem Sohn Meister Becks im Frühjahr 1942 durch die Gestapo in Nowy Targ erschossen. Nach seinem Tod erfuhren wir, daß die beiden in der polnischen Widerstandsbewegung tätig waren.

Dawid Grasgrün hielt sich von 1942 bis 1945 in der Hohen Tatra versteckt; kein Mensch wußte, wie er diese Zeit ohne fremde Hilfe überlebte. Er selbst wollte später nicht darüber sprechen; er wurde nach dem Krieg von den Polen ermordet, als er die Rückgabe seines Bauernhofes forderte.

Seine Tochter Hanka Grasgrün überlebte den Krieg, war nach dem Krieg mit dem Stadtingenieur von Netanja/Israel namens Hornung verheiratet und lebte 1998 als Witwe in Netanja.

Nowy Targ, nach dem Einmarsch der Deutschen in Neumarkt am Dunajec umbenannt, liegt - wie gesagt - in Südpolen am Fluß Dunajec und war die Kreishauptstadt des Kreises Podhale. In der Nähe des Sommer- und Wintersportzentrums Zakopane liegend, wurde Nowy Targ vor dem Krieg von vielen Touristen besucht, die dort günstige Unterkunftsmöglichkeiten fanden. Als Kreishauptstadt war Nowy Targ ein wichtiges Handels- und Marktzentrum des Kreises Podhale am Fuß der Hohen Tatra. Ich kannte Nowy Targ, Zakopane

und die Bergdörfer in der Umgebung aus meinen Ferienaufenthalten und Besuchen bei Onkel Max.

Als unsere Familie im Jahre 1941 nach Nowy Targ übersiedelte, lebten dort etwa 2000 Juden, die zwar mit dem Davidsstern gekennzeichnet, zu dieser Zeit jedoch weniger den Verfolgungen ausgesetzt waren als die Juden in Krakau. Insbesondere fanden hier bis zu diesem Zeitpunkt noch keine Deportationen statt. Alle Juden wurden durch den Judenrat zur Arbeit bei den in Nowy Targ stationierten Einheiten der deutschen Wehrmacht und bei der für sie tätigen "Organisation Todt" (OT, benannt nach Fritz Todt, dem "Generalbaumeister des Dritten Reiches") eingeteilt.

Bevor dort ein Arbeitslager errichtet wurde, hat man eine Gruppe von Juden jeden Tag nach Zakopane zur Zwangsarbeit in den Steinbruch der Firma "Stuag" transportiert. Stuag war die "Schweizerische Straßenbau- und Tiefbau-Unternehmung AG" mit Hauptsitz und Direktion in Bern.

Mein erster Arbeitseinsatz in Nowy Targ war Nachtschichtarbeit auf dem Bahnhof. Zusammen mit meinem Bruder Jerzyk und Onkel Aron mußte ich Kohlen aus den Waggons ausladen, überwacht von deutschen Soldaten. Nach einigen Tagen Kohlenarbeit wurde ich in das "Deutsche Haus" abkommandiert. Dieses beherbergte das "Deutsche Kulturzentrum" und das Offizierskasino für Wehrmachtsoffiziere, Chargierte der Organisation Todt und der zivilen Kreiskommandantur. Ich wurde dort im Keller des Hauses zum Kartoffelschälen einer Gruppe von sechs Personen zugeteilt. Jeden Abend vor dem Feierabend packten wir unsere Hosen- und Jackentaschen voll mit Kartoffeln, die wir nach Hause trugen. Es war ein "gutes Kommando"; so nannten wir einen Arbeitseinsatz, bei dem die Arbeit nicht zu schwer und bei der es möglich war, Eßwaren zu "organisieren". Überwacht wurde unsere Arbeit vom Kasinokoch persönlich. Es war ein fester Bayer im Rang eines Hauptfeldwebels, der uns jedoch bei der Arbeit nicht schikanierte und sich öfter mit uns Juden unterhielt; er fragte mich nach meiner Familie und wo ich Deutsch gelernt habe.

An einem Nachmittag erfuhr der Hauptfeldwebel, daß der Kellner (ein Volksdeutscher), der zusammen mit ihm das Nachtessen zu servieren hatte, erkrankt war und nicht zum Abenddienst ins Kasino kommen konnte. Vergeblich versuchte er, telephonisch bei der Kreiskommandantur Ersatz anzufordern. Darauf ließ mich der "Herr Hauptfeldwebel" (so wurde der Koch angesprochen) aus dem Keller holen und erklärte mir, daß ich am Abend mit ihm zusammen den Dienst im "Kasinosalon" versehen würde. Der Eintritt ins "Deutsche Haus", das am Eingang von zwei bewaffneten Soldaten bewacht

wurde, war Juden strikt untersagt. Die Juden, die dort im Keller arbeiteten, kamen durch den ebenfalls bewachten Kellereingang und mußten spätestens um 18 Uhr Haus und Hof verlassen.

Daß ein Jude als Kellner deutsche Offiziere bedienen sollte, war für mich unvorstellbar und, wenn erkannt, lebensgefährlich. Ich versuchte dem "Herrn Hauptfeldwebel" die Situation zu erklären. Der Mann wurde zornig, brüllte mich an und befahl mir zu gehorchen. Er drückte mir eine Schere in die Hand und wies mich an, die Nägel zu schneiden und meine vom Kartoffelschälen schmutzigen Hände zu reinigen. Nachdem er meine Hände genauestens inspiziert hatte, schickte er mich in eine Duschkabine, die wir Juden nicht benutzen durften. Dorthin brachte er mir ein weißes Hemd, einen schwarzen Schlips (er mußte mir zeigen, wie man den Schlips bindet), eine schwarze Hose und ein weißes Jackett. Geduscht und als Kellner gekleidet, ging ich mit "Herrn Hauptfeldwebel" in die Küche.

In der Zwischenzeit wurde es 18 Uhr, und alle "Arbeitsjuden" verließen das "Deutsche Haus". Um 20 Uhr sollte "der Dienst" im "Kasinosalon" beginnen. In der Küche erklärte mir der "Herr Hauptfeldwebel" das Abendmenü. Hierauf ging ich mit ihm in den Kasinosalon, in dem acht runde Tische standen. Er zeigte mir die vier Tische, die ich übernehmen sollte. An einem dieser Tische zeigte er mir, wie man den Tisch deckt und wie man die Gäste bedient. Danach machte er mit mir - wie er sagte - "Gleichgewichtsübungen". In vorgeschriebener Haltung mußte ich die bereits vorbereiteten vollen Platten von der Küche in den Kasinosalon tragen, an den Tisch bringen, abstellen und wieder in die Küche zurücktragen, wobei ich laut die mir befohlene Anzahl Schritte zählen mußte. So lernte ich an diesem Abend angstvoll den Beruf des Kellners. Vom "Herrn Hauptfeldwebel" bekam ich noch den Befehl, auf eventuelle Fragen nur zu antworten: "Ich heiße Franz, komme aus Oberschlesien und bin ein Volksdeutscher!" Die Antworten auf alle anderen Fragen werde er selbst übernehmen.

Pünktlich um 20 Uhr begann der "Dienst". Voller Angst (mit Mühe gelang es mir, das Zittern der Hände zu unterdrücken) befolgte ich genauestens die Anweisungen des "Herrn Hauptfeldwebel". Es ging alles gut, niemand richtete auch nur eine einzige Frage an mich. Die Gäste hörten, wie mich der "Herr Hauptfeldwebel" öfter laut, deutlich und im Befehlston "Franz!" rief, und riefen auch nach "Franz", wenn sie von mir etwas wollten. So wurde ich zum "Kellner Franz".

Genau um 22 Uhr verließen die Gäste den Kasinosalon und begaben sich in einen benachbarten Raum, wo der "Herr Hauptfeldwebel" Kaffee und Bier

servierte. Ich mußte in der Küche bleiben, die Gläser mit Bier vom Faß und die Tassen mit heißem Kaffee aus dem Kessel füllen. Gegen Mitternacht wurde ich entlassen. Nachdem ich das Ärmelband mit dem Judenstern von der Jacke entfernt hatte, schlich ich mich durch Nebengassen (Juden durften sich nach 20 Uhr nicht auf den Straßen aufhalten) nach Hause, das Gesicht mit einem Schal verhüllt (es war Februar). Zum Glück war es nicht weit. An drei Abenden machte ich diesen "Kellnerdienst" und war heilfroh, als der erkrankte Kellner wieder gesund war.

Den Namen des "Herrn Hauptfeldwebels" kannte ich nicht. Das galt für die meisten Deutschen, mit denen ich während des Krieges "zu tun" hatte; sie haben sich den Juden natürlich nie mit Namen vorgestellt, so daß man ihre Namen nur durch Zufall und indirekt erfahren konnte. Ich wußte nur, daß der "Herr Hauptfeldwebel" ein Bayer war und die Kasinogäste ihn mit dem Vornamen Josef ansprachen. Er war, wie wir damals zu sagen pflegten, "ein guter Deutscher".

Der Judenrat, der für die Bereitstellung von "Arbeitsjuden" verantwortlich war, versuchte - soweit möglich - bei den "leichten Kommandos" ältere oder schwächere Juden einzusetzen. Jüngere Juden wurden zu schweren Arbeiten abkommandiert.

Etwa im März 1941 (es war ein strenger Winter, und auf den Straßen lag noch viel Schnee) bekam der "Judenälteste" (Ginsberg, der vor dem Krieg ein Speditionsgeschäft geführt hatte) vom Kreishauptmann den Befehl, in einem Park direkt am Flusse Dunajec in nächster Nähe des "Deutschen Hauses" den ersten Tennisplatz in Nowy Targ anzulegen. Zusammen mit etwa zwölf anderen Juden wurde ich in das "Kommando Tennisplatz" abkommandiert. Die "Arbeitsjuden des Kommandos Tennisplatz" wurden der Organisation Todt (OT) zugeteilt. Diese zeichnete sich in Nowy Targ durch besonders grausame Behandlung der Juden aus und war mehr gefürchtet als die dort stationierten Wehrmachtseinheiten. Der dortige OT-Chef, an dessen Namen und Rang ich nicht mehr erinnere und den ich deshalb den "Todt-Chef" nenne, war besonders gefürchtet wegen seiner willkürlichen Erschießungen von Juden auf den Straßen von Nowy Targ. Als "Baumeister" des Tennisplatzes fungierte ein alter polnischer Straßenbaumeister namens Molenda, der noch nie einen Tennisplatz angelegt hatte. Nach dem Einmarsch der Deutschen gab sich Molenda - beeinflußt von seiner Tochter, wie er mir erzählte, obwohl weder er noch seine Tochter deutsch sprechen konnten - als Volksdeutscher aus und wurde von den Deutschen als solcher anerkannt. Seine Enkelkinder gingen bereits in die

deutsche Schule, welche für die Kinder der deutschen Zivilisten in Nowy Targ eingerichtet worden war.

In diesem "Tennis-Kommando" wurde ich zum "Tennisplatz-Experten". Meine Beziehungen zum Tennis gehen auf meine Schuljahre zurück. Wir wohnten in der Nähe des Krakowski-Parks (den es noch 1998 gab). Dieser Park war unser nächstgelegener und beliebter Spielplatz. Dort spielten mein Bruder Jerzyk und ich fast jeden Tag mit unseren Freunden aus der Nachbarschaft, darunter auch mit Rysiu Ores, der heute als Arzt in New Jersey/USA lebt. In diesem Park befanden sich ein Schwimmbad, ein künstlicher Bootsteich, der im Winter als Eislaufbahn diente, und die Tennisplätze der AKS (Akademicki Klub Sportowy, Akademischer Sportklub).

Ich schaute dem Tennisspiel immer gerne zu und wünschte mir, einmal Tennis spielen zu dürfen. Tennis war jedoch damals ein exklusiver und teurer Sport, und so begnügte ich mich mit Zuschauen. Ab und zu gelang es mir, mich als Balljunge zu betätigen, wofür ich von den Spielern (darunter Professoren und Studenten der Jagiellonischen Universität) etwas Geld bekam. Mit dem Geld kaufte ich mir ein Tennis-Lehrbuch, ein ziemlich dickes Buch, worin nicht nur Spielregeln und Spieltechnik beschrieben, sondern auch Angaben über den Bau einer einfachen Tennisanlage enthalten waren. Als wir Krakau verließen, mußte ich viele meiner Bücher zurücklassen, das Tennislehrbuch nahm ich jedoch mit nach Nowy Targ. Mit diesem Buch sollte ich zum Berater von Meister Molenda werden, der noch nie eine Tennisanlage gebaut hatte, was er mir erst später gestand.

Zunächst mußten wir nach Anweisungen vom Meister Molenda die alten Bäume im Park roden und sie samt Wurzeln entfernen. Aus dem noch gefrorenen Boden wurde dann die Erde ausgehoben und die Mulde mit Steinen ausgelegt, die wir aus dem naheliegenden Fluß Dunajec holen mußten (im Winter mit Lederschuhen). Hierauf wurde die Steinunterlage mit schweren handgezogenen Walzen gewalzt.

Als das Steinbeet ungefähr Mitte April mit Erde und Sand zugedeckt und gewalzt war, begann mit unerwartet starkem Regen der Frühling. Das frisch angelegte Feld, das als Unterlage für den Tennisplatz dienen sollte, verwandelte sich über Nacht in einen schmutzigen Teich mit lockerem, steinigem Boden. Gerade an diesem Tag kam die "Inspektion" - der Kreiskommandant, der dem Judenrat den Bau des Tennisplatzes befohlen hatte, der Todt-Chef und ein SS-Obersturmbannführer aus Zakopane, der für die Einteilung der Juden zur Zwangsarbeit verantwortlich war (zum Glück für die Juden in Nowy Targ war die SS nicht hier, sondern in Zakopane stationiert). - Man ließ den Judenälte-

sten Ginsberg holen, und nach "Besichtigung" der Baustelle gab uns der Obersturmbannführer mit sachlicher Stimme bekannt, daß die ganze Arbeitsgruppe "Kommando Tennisplatz" erschossen würde, sofern der Tennisplatz nicht bis zum 1. Mai (ungefähr zwei Wochen später) spielbereit sei.

Als sich die Deutschen entfernt hatten, baten wir den Judenältesten Ginsberg, die Arbeitsgruppe zu verstärken; er lehnte jedoch mit der Begründung ab, daß noch mehr Juden erschossen würden.

Jetzt holte ich von zu Hause mein Tennisbuch, und zusammen mit Meister Molenda studierten wir das Kapitel "Anweisungen zum Bau einer einfachen Tennisanlage". In den folgenden zwei Wochen schufteten wir den ganzen Tag und beim Licht von Karbidlampen bis spät in die Nacht. Zum Glück folgten auf den ersten Regen warme Frühlingstage. Aus meinem Tennisbuch entnahmen Meister Molenda und ich, daß die Steinunterlage zuerst mit einer groben und dann mit einer feinen Schotterschicht gedeckt und gewalzt werden mußte. Den groben Schotter konnten wir im Steinbruch holen, den feinen mußten wir in mühsamer Arbeit mit Hämmern selbst herstellen. Als Deckschicht war nach den Angaben meines Tennisbuches eine Mischung aus feinem Kies und Sand erforderlich, wobei das Mischverhältnis kritisch schien. Die Einzelheiten dieser Tennisplatz-Bauprozedur behielt ich wahrscheinlich deshalb im Gedächtnis, weil es damals um mein Leben ging.

Die so erstellte Unterlage bewährte sich und überstand einen Nachtregen; das Wasser sickerte durch, ohne Lachen zurückzulassen, und die Unterlage trocknete rasch. - Jetzt mußte der Tennisplatz rot gefärbt werden. Mit einem schriftlichen Befehl der Kreiskommandantur, den Meister Molenda besorgte, fuhren wir in die benachbarte Ziegelei, wo wir eine bestimmte Anzahl von Ziegeln auf die Farbe eines mitgebrachten Farbmusters brennen ließen. - Auf dem Vorplatz der Ziegelei zertrümmerten wir die frisch gebrannten Ziegel, packten die Ziegelstücke in Säcke und fuhren zur Getreidemühle. Der Müller war von unserem Vorhaben nicht begeistert, die Ziegelstücke in seiner Mühle zu mahlen, mußte sich jedoch dem schriftlichen Befehl des Kreiskommandanten fügen. - Etwa eine Woche lang aßen viele Einwohner von Nowy Targ rot verfärbtes Brot. Im gleichen Verfahren wie den roten Belag aus Ziegeln haben wir das weiße Pulver für die Linienzeichnung aus gebranntem Kalk hergestellt.

Am 1. Mai war der Tennisplatz spielbereit, umzäunt und mit verschließbarem Eingang versehen. In der letzten Nacht hatten wir, wie befohlen, den "Klubraum" eingerichtet. In einer von uns aufgestellten OT-Baracke brachten wir die Garderobe und einen Aufenthaltsraum mit weißem Tisch und Stühlen unter. In der gleichen Nacht haben wir auch mit Hilfe einer Schablone aus

Holzlatten und eines radförmigen, längs der Radkante perforierten Blechbehälters (alles nach meinem "Tennisbuch" selbst angefertigt), die weißen Linien auf den beiden Spielplätzen eingezeichnet. Zur Übernahme des Tennisplatzes erschienen nebst dem Obersturmbannführer aus Zakopane die "Platzherren", nämlich der Kreiskommandant und der Todt-Chef in Begleitung von zwei Frauen, die ich zum erstenmal sah. Sie waren mit der Arbeit zufrieden.

Meister Molenda, für den ich als Übersetzer arbeitete, befahl mir, die Schlüssel zum Tennisplatz dem Kreiskommandanten zu übergeben. Dieser wollte jedoch die Schlüssel nicht annehmen und befahl mir, mich am Nachmittag auf der Wache der Kreiskommandantur zu melden. Als ich am Nachmittag auf der Wache vor der Kreiskommandantur die Schlüssel abgeben wollte, befahl mir einer der wachhabenden Soldaten, ihm zu folgen. Er brachte mich in das Büro des Kreiskommandanten. Dieser, ein mittelgroßer Mann von kräftiger Statur mit Glatze und einer Brille mit Metallfassung, ein Zivilist mit Parteiabzeichen, war der Ranghöchste der deutschen Zivilverwaltung des Kreises Podhale. Er fragte mich nach meinem Namen, den er in ein vorbereitetes Schriftstück eintrug. Dann händigte er mir das Blatt aus und befahl mir, es laut vorzulesen. Nachdem ich den Text angstvoll abgestottert hatte, fragte er mich, ob ich alles verstanden habe, was ich bejahte. Es war ein mit deutscher Gründlichkeit und allen Einzelheiten erstelltes "Pflichtenblatt" für einen "Juden-Tennisplatzwart". Dann fragte mich der Kreiskommandant, ob ich noch Fragen habe. Darauf antwortete ich, daß die schwere Walze, mit der die Tennisplätze, wie im Blatt befohlen, am Morgen, am Abend und zwischen den Spielen gewalzt werden sollten, von einem Mann allein unmöglich in Bewegung gesetzt werden könne. Hierauf befahl er mir, den Namen eines möglichen Gehilfen zu nennen. Ich empfahl Moniek Turner, einen kräftigen Jungen, der mit mir zusammen im "Tennisplatz-Kommando" gearbeitet hatte; sein Name wurde in das Blatt eingetragen. Das Schriftstück, ein amtliches Papier der Kreiskommandantur, das - wie damals üblich - mit der Einleitung "Der Jude Juda Leib Stein" begann, mußte ich ständig bei mir tragen; u.a. stand darin, daß ich jeden Tag von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends auf dem Tennisplatz beschäftigt sei, und daß ich und mein Gehilfe dort in weißem Hemd und Turnschuhen zu erscheinen hätten. Vor dem Eingang zum Park (Juden war der Eintritt verboten) mußten wir gemäß Befehl des Kreiskommandanten unser Ärmelband mit dem Davidsstern abnehmen.

Den ganzen Sommer 1941 arbeitete ich als Tennisplatzwart. Jeden Morgen bearbeiteten wir zu zweit die Spielplätze, besserten die ausgetretenen Stellen mit Ziegelmehl aus, walzten die beiden Spielfelder, zogen die weißen Linien

mit der Schablone nach, spannten das Netz und räumten den Klubraum auf. Die Spieler trafen immer am Nachmittag ein. Es kamen stets die "Platzherren", d.h. der Kreiskommandant und der Todt-Chef, begleitet von ihren Gästen, Offizieren und deutschen Zivilisten, die in der Kreiskommandantur arbeiteten, oft mit ihren Frauen. Unsere Aufgabe bestand darin, die Türen der eintreffenden Wagen zu öffnen, Tennisschläger und Bälle aus den Autos in den Klubraum zu bringen. Während der Spiele fungierten wir als Balljungen, zwischen den Spielen walzten wir die Spielfelder. Bevor die Spieler wieder abfuhren, mußten wir die Tennisbälle mit einer Bürste reinigen und zusammen mit den Schlägern in den Autos versorgen, wobei peinlich darauf zu achten war, daß die Utensilien nicht verwechselt wurden. Wenn die Spieler fort waren, rollten wir die Netze zusammen, walzten befehlsgemäß die Spielfelder, und mit Einbruch der Dunkelheit ging unser Arbeitstag zu Ende. Es war ein guter Arbeitsplatz, "ein gutes Kommando", wie wir zu sagen pflegten, wenn ich auch bei diesem "guten Kommando" beinahe erschossen worden wäre, wie sich später herausstellen sollte.

Die "Herrschaften", alle im weißen Tennisdreß, waren darauf bedacht, auf den Tennisplätzen eine lockere Freizeitatmosphäre zu verbreiten; so wurden auch wir zwei Juden nicht schikaniert. Sogar der als Schläger und Mörder von den Juden der Stadt gefürchtete Todt-Chef benahm sich auf dem Tennisplatz auch uns gegenüber "zivilisiert", besonders in Anwesenheit von Damen.

Eines Vormittags erschien in Tenniskleidern und mit Tennisschläger ausgerüstet eine junge, etwa 20 bis 25 Jahre alte Frau, die ich nie zuvor gesehen hatte. Wie ich später erfahren habe, war das die neue Lehrerin der deutschen Schule. Sie fragte mich, ob hier am Vormittag jemand Tennis spiele, worauf ich sie informierte, daß die "Herrschaften" erst nachmittags zum Tennisspiel kämen. Darauf fragte sie mich, ob ich mit ihr Tennis spielen würde. Verdutzt antwortete ich, daß ich erstens nicht Tennis spielen könne und zweitens als Jude mit ihr nicht spielen dürfe, wobei ich ihr meinen vom Kreiskommandanten unterzeichneten Ausweis des "Juden-Tennisplatzwarts" zeigte. Sie las aufmerksam, gab mir das Papier zurück, schaute mich an und verschwand, ohne ein Wort zu sagen. Am nächsten Vormittag erschien sie wieder, diesmal mit einer Sporttasche und zwei Tennisschlägern ausgerüstet. Ich glaubte, daß sie einen Vormittagspartner gefunden habe, der wohl bald eintreffen werde, und bat Moniek Turner, das Netz aus dem Klubraum zu holen. In der Zwischenzeit kam die junge Frau auf mich zu und nahm aus ihrer Sporttasche ein Blatt Papier, das sie mir wortlos übergab. Es war eine auf den Namen von Fräulein Barthelmes ausgestellte, vom Kreiskommandanten unterzeichnete Bewilligung,

auf dem Tennisplatz auch vormittags spielen zu dürfen. Offenbar interpretierte Fräulein Barthelmes die Bewilligung, vormittags spielen zu dürfen, dahin, daß sie auch mit mir spielen dürfe, weil an Vormittagen keine Partner zur Verfügung standen. Der Name Barthelmes und vielleicht auch seine richtige Schreibweise ist einer der wenigen Namen von Deutschen, mit denen ich "zu tun hatte", den ich im Gedächtnis behielt.

Fräulein Barthelmes wußte, daß ich nicht Tennis spielen konnte, da ich es ihr einen Tag zuvor gesagt hatte. So begann sie allen Ernstes, mir das Tennisspielen beizubringen, wobei sie meine Leistungen schulmeisterlich bewertete, kritisierte oder lobte. Außer den Lehranweisungen wechselte sie mit mir kein Wort. Nur einmal erwähnte sie beiläufig, daß es ihr in Neumarkt nicht gefiel, und daß sie in Norddeutschland zu Hause sei. Norddeutschland war für mich damals geographisch kein klarer Begriff. Nach etwa einer Woche Unterricht konnte ich mit meiner Lehrerin leidlich Bälle wechseln. Sie sprach mit mir kein Wort zuviel, und ich wagte nicht, sie anzusprechen. An Nachmittagen war Fräulein Barthelmes die bevorzugte Spielpartnerin des Kreiskommandanten.

Etwa eine Woche nach meiner ersten Begegnung mit Fräulein Barthelmes an einem Samstagnachmittag, als bereits alle Spieler mit Ausnahme des Kreiskommandanten den Tennisplatz verlassen hatten und ich noch seine Bälle bürstete, rief er mich zu sich und fragte, wieviel wir für unsere Arbeit bezahlt bekämen und was wir dafür kaufen könnten. Ich nannte ihm den für Juden festgelegten Stundenlohn und den lächerlich kleinen Betrag, den wir jede Woche vom Judenrat ausbezahlt bekamen. Nur für einen Bruchteil des Lohnes konnten wir zu amtlich vorgeschriebenen Preisen die für die Juden bestimmten Lebensmittelrationen kaufen, mit denen allein das Überleben nicht möglich war. Die Lebensmittelpreise auf dem schwarzen Markt, wo wir uns versorgen mußten, um zu überleben, lagen um das Mehrfache höher als die amtlichen Preise für unsere Hungerrationen. Unser Lohn reichte jedoch nicht im entferntesten aus, um die Schwarzmarktpreise zu zahlen. Das habe ich natürlich dem Kreiskommandanten nicht gesagt. Er hat das aber sicher gewußt oder verstanden, weil er den Betrag unseres Wochenlohns auf einen Zettel notierte und mir befahl, mich am Montag morgen auf der Wache der Kreiskommandantur zu melden.

Als ich montags auf die Wache der Kreiskommandantur kam, lagen dort in zwei Umschlägen für mich und Moniek Turner Lebensmittelkarten bereit, deren amtlicher Wert ungefähr der Höhe unseres Wochenlohns entsprach. So konnten wir für unseren vollen Lohn Lebensmittel zu amtlichen Preisen ein-

kaufen. - Tags darauf wollte ich dem Kreiskommandanten auf dem Tennisplatz für die Lebensmittelkarten danken. Er schrie mich jedoch an und befahl, mich um meine Arbeit zu kümmern. Fräulein Barthelmes, die daneben stand und aufmerksam zuhörte, lächelte. Sie war im Bilde. Jeden Montag holte ich auf dem Weg zur Arbeit bei der Wache der Kreiskommandantur die Umschläge mit den Lebensmittelmarken. Während der Mittagspause ging ich mit einem kleinen Handwagen in die Einkaufsstelle, wo ich Lebensmittel, die einen großen Teil des Wochenbedarfs unserer Familie deckten, zu amtlichen Preisen kaufen konnte.

Auf dem Tennisplatz wäre ich dann beinahe erschossen worden. Es war an einem Sonntag. Seit drei Tagen hatte es ununterbrochen geregnet. Befehlsgemäß begaben wir uns auch an Regentagen an unseren Arbeitsplatz, wo wir den Klubraum aufräumten, Boden, Wände und Fenster reinigten, Netze flickten und die Walze ölten. Als Moniek Turner und ich an diesem Regensonntag früh am Morgen unterwegs zum Tennisplatz waren und bei der Kreiskommandantur vorbeigingen, sahen wir, wie unsere "Platzherren" in Begleitung der Damen in ihre Autos stiegen. Offenbar wollten sie wegfahren. Die Juden in Nowy Targ, die über den Verbleib der "Herren von Nowy Targ" immer gut informiert waren, wußten, daß sie meistens nach Zakopane fuhren, wo sie Regensonntage im Restaurant und in der Bar gemeinsam mit den dort stationierten SS-Offizieren verbrachten. Moniek und ich beschlossen, einen halben Tag freizunehmen; wir gingen in die in der Nähe liegende Wohnung der Familie von Moniek Turner, um mit Freunden Karten zu spielen. Gegen Mittag hörte es auf zu regnen. Wir wußten, daß der Tennisplatz nicht bespielbar war und unsere "Herren" am Morgen die Stadt verlassen hatten; so beeilten wir uns nicht sehr, auf unseren Arbeitsplatz zu gehen.

Plötzlich hörten wir Lärm auf der Straße. Juden liefen aufgeregt durch die Straße und schrien verängstigt: "Wo ist der Stein? Er soll sofort auf den Tennisplatz kommen!" Ich ahnte nichts Gutes und rannte zum Tennisplatz. Moniek Turner blieb zurück. Im Park vor dem verschlossenen Eingang zum Tennisplatz (die Schlüssel hatte ich bei mir) stand sichtlich betrunken der Todt-Chef in Begleitung von zwei OT-Männern, die ich nie zuvor gesehen hatte, Fräulein Barthelmes und einer anderen jungen Frau, die ich ebenfalls zum erstenmal sah. Als ich mich im Laufschritt dem Eingang zum Tennisplatz näherte, sah ich, wie der Todt-Chef seine Pistole langsam aus der Pistolentasche zog. Wäre ich erschossen worden, so wäre das damals in Nowy Targ ein alltägliches Ereignis gewesen, weil dort jeden Tag Juden erschossen wurden, darunter viele von diesem Todt-Chef. Als er die Pistole auf mich richtete, sprang Fräulein

Barthelmes auf ihn zu, und mit einem Schlag auf den Unterarm schlug sie dem betrunkenen Schützen die Pistole aus der Hand, die Pistole fiel zu Boden. Ohne die Pistole aufzuheben (das tat einer seiner OT-Begleiter), sprang der Todt-Chef auf mich zu und begann, mich mit Fußtritten zu traktieren. Ich fiel zu Boden, worauf er die Mißhandlung fortsetzte. - Als sich der Todt-Chef für einen Moment von mir abwandte und seine Pistole verlangte, schrie Fräulein Barthelmes: "Lauf weg!", was ich blitzschnell tat. Mit blutendem Gesicht und Schmerzen in allen Gliedern lief ich nach Hause, so schnell ich nur konnte. Den weiteren Ablauf des Geschehens nach meiner Flucht habe ich nie erfahren.

Am darauffolgenden Tag regnete es wieder stark. Ich ließ Moniek Turner ausrichten, daß ich nicht zur Arbeit kommen könne, denn ich konnte mich kaum bewegen. Beim Judenrat, wo der "Sonntagsvorfall" bereits bekannt geworden war, forderte er einen Stellvertreter an, mit dem er sich auf den Tennisplatz begab. An diesem Tag kam jedoch niemand auf den Tennisplatz. Tags darauf schleppte ich mich unter Schmerzen am ganzen Körper, mit geschwollenem Gesicht und blutunterlaufenen Augen auf den Tennisplatz. Mein Stellvertreter walzte noch mit Moniek Turner die Spielfelder und verschwand um die Mittagszeit. Am Nachmittag gegen 15 Uhr erschien vollzählig die Tennisgesellschaft. Als ich, wie gewohnt, die Wagentür öffnete und der Todt-Chef ausstieg, schaute er mich an und lachte laut. Das aus dem zweiten Wagen aussteigende Fräulein Barthelmes schaute mich auch an, rief den Todt-Chef zu sich und sprach kurz mit ihm; was sie sagte, hörte ich nicht. Dann kam sie auf mich zu, übergab mir einen ihrer beiden Tennisschläger und das Netz mit ihren Tennisbällen und befahl, mich in den Klubraum "zu verziehen" und ihre Tennisutensilien zu reinigen (obwohl es nichts zu reinigen gab; sowohl der Tennisschläger als auch die Tennisbälle waren sauber). So wurde ich an diesem Nachmittag - ich konnte mich kaum bewegen - vom Balljungendienst befreit, mein Partner Moniek Turner mußte es alleine schaffen.

Die Kunst des Tennisspiels konnte ich nie richtig erlernen, obwohl ich mich nach dem Krieg intensiv darum bemüht habe. Herr Schürch, mein Tennislehrer auf dem Beaumont-Tennisplatz in Bern, kommentierte einmal verzweifelt mein Spiel: "Ich verstehe das nicht: Bei ihrem guten Ballgefühl halten sie den Tennisschläger beim back-hand so, als ob sie gleichzeitig den Ball schlagen und ihren Körper schützen wollten!" Vielleicht hat er die Situation unwillkürlich erfaßt, nämlich meine Abwehrhaltung in den verschiedensten Formen, die ich als Folge meiner Erlebnisse in den Jahren 1939-1945 unbewußt oft im Leben einnehme. Immerhin reichte die mühsam erworbene, bescheidene Fertig-

keit im Tennisspiel wenigstens aus, um mit meiner Tochter Debi, als sie etwa 8 bis 10 Jahre alt war, in unseren Sommerferien in Lugano Tennis zu spielen. Auf Anweisung des Arztes mußte ich später das Tennisspielen aufgeben.

Meine Arbeitseinsätze im "Deutschen Haus" und im "Kommando Tennisplatz" in Nowy Targ prägten sich mit allen Einzelheiten in mein Gedächtnis nicht nur deshalb ein, weil ich beim letztgenannten "sportlichen" Kommando beinahe erschossen worden wäre. Vielmehr kam ich dort erstmals und völlig unerwartet mit drei Deutschen in Kontakt, deren Benehmen einem Juden gegenüber menschliche Gefühle erkennen ließ.

Da war zuerst der "Herr Hauptfeldwebel", ein bayerischer Koch, der mich bei der Arbeit nicht schikaniert und mich - unter für mich und ihn riskanten Bedingungen - in kürzester Zeit zum Kellner "ausgebildet" hat. - Der wortkarge Kreiskommandant versorgte mich regelmäßig und sicher nicht ganz legal mit Lebensmittelkarten. - Vor allem war es jedoch das junge Fräulein Barthelmes, das mir mit ihrem direkten Eingreifen das Leben gerettet hatte. - Nach dem Krieg versuchte ich, Fräulein Barthelmes ausfindig zu machen. Ich schrieb zuerst an die amerikanischen Militärbehörden in Deutschland, später an die Einwohnermeldeämter in Hamburg, Hannover und Köln und bemühte mich auch, durch die Vermittlung des IRK in Genf Fräulein Barthelmes zu finden, leider ohne Erfolg.

Im Herbst 1941 verschlechterte sich die Lage der Juden in Nowy Targ zusehends. Die "Zusammenarbeit" im Hinblick auf den Arbeitseinsatz von Juden zwischen der Kreiskommandantur und der Organisation Todt einerseits und dem Judenrat andererseits wurde eingestellt. Der Arbeitseinsatz von Juden wurde jetzt direkt der SS in Zakopane unterstellt. So haben auch Moniek Turner und ich unsere "Stellen" auf dem Tennisplatz verloren, sie wurden von zwei Polen übernommen.

Ich wurde zur Arbeit bei der Firma HOBAG (Holzbau Aktiengesellschaft Krakau - Breslau) in Czarny Dunajec abkommandiert, etwa 20 bis 30 km von Nowy Targ entfernt. Mein Bruder Jerzyk arbeitete bereits seit einigen Monaten in der gleichen Firma in Nowy Targ. Jeden Morgen versammelte sich eine Gruppe von etwa 30 Juden auf dem Bahnhof in Nowy Targ, um sich in einem für sie "reservierten" Güterwaggon unbewacht an ihren Arbeitsplatz in Czarny Dunajec zu begeben. Das Einsteigen gestaltete sich jeden Morgen zu einem Spießrutenlaufen, weil wir von den auf dem Bahnhof anwesenden Soldaten geschlagen und zu "Turnübungen" gezwungen wurden. Wir waren jedesmal

glücklich, wenn bei Abfahrt des Zuges niemand von uns verletzt war. Das gleiche Spiel wiederholte sich am Abend bei unserer Rückkehr von der Arbeit.

Das HOBAG-Werk lag direkt neben dem Bahnhof Czarny-Dunajec (existiert 1998 nicht mehr) und bestand aus einer Holzsägerei und Fabrikationshallen, in welchen Teile von Mannschaftsbaracken und Hangars für das Militär hergestellt wurden. Die vorfabrizierten Elemente wurden nach der Kontrolle in die Bahnwaggons verladen und Richtung Osten transportiert. Die Bestimmungsorte waren uns aus den Adressen an den Waggons bekannt. Im HOBAG-Werk arbeiteten etwa 100 bis 150 Polen, die in der nächsten Umgebung wohnten. Die Juden wurden zuerst ausschließlich beim Verladen der Waggons eingesetzt und von bewaffnetem deutschem Werkschutz bewacht. Später wurden sie auch anderen Arbeitsgruppen zugeteilt, wo sie zusammen mit Polen arbeiteten. So wurde auch ich beim Holzfällen im benachbarten Wald und beim Transport der Holzstämme mit Pferdegespannen in das Sägewerk eingesetzt. In der Holzsägerei transportierte ich die Holzstämme auf Loren zu den Sägemaschinen, und in den Fabrikationshallen zimmerte ich Baracken- und Hangarteile (Giebel, Dach-, Decken- und Bodenplatten, Zimmerwände und Türen).

Beim Holzfällen im Wald und beim Holztransport in die Sägerei wurden wir von Wehrmachtssoldaten bewacht. Bei diesen Arbeitseinsätzen gelang es uns, Kontakte mit den einheimischen Bauern aufzunehmen, die beim Holzfällen eingesetzt wurden. Wir tauschten mit ihnen Kleidungsstücke gegen Brot, Butter oder Wurst. Während der Arbeit erfolgte die Begutachtung der von uns getragenen Kleidungsstücke (darunter trugen wir ein zweites Hemd, Pullover oder Hose) und die Preisvereinbarung. Während der Mittagspause wurde der Tausch unauffällig vollzogen. Da das Holzfällen auf den oft steilen Waldhängen nicht ungefährlich war, hielten sich die uns bewachenden Soldaten in einer sicheren Entfernung auf, was die verdeckte Durchführung unserer Tauschgeschäfte ermöglichte.

Besonders schwer und gefährlich wurden das Holzfällen und der Transport der Holzstämme im tiefen Schnee des Winters 1941/42. Ich war deshalb froh, als ich der Arbeit in den Fertigungshallen zugeteilt wurde. Unter Bewachung von drei deutschen Zimmermeistern mußten wir dort auf Schablonentischen aus Preßholzplatten und Holzrahmen Barackenwände zimmern. Auf markierten Stellen mußten zwei oder vier Personen auf den Seiten des Schablonentisches im Takt Nägel in die Holzrahmen einschlagen. Hörte der Meister, daß sich der Takt verlangsamte oder beim Plattenwechsel zu lange ausblieb, so war er sofort zur Stelle. Von den drei Meistern begnügten sich zwei mit Fluchen und Anbrüllen, während der dritte mit einer Lederpeitsche erbarmungslos auf

die Juden einschlug. Eine bestimmte Anzahl von Barackenwänden mußte pro Tag und Arbeitstisch hergestellt werden. War die Norm nicht erfüllt, so wurden die "Delinquenten" auf die Wache geführt und dort dem Werkschutz übergeben. Dort wurden sie zuerst geschlagen und dann dem Ladekommando zugeteilt, wo einen unter Bewachung des Werkschutzes die schwerste Arbeit erwartete. Bei jedem Wetter mußten die schweren Barackenteile im Laufschritt vom Werk zu den Bahngleisen getragen und dort gestapelt werden.

Trotz dieser schweren, gefährlichen Arbeit und der Mißhandlungen waren wir im Vergleich mit anderen Juden in Nowy Targ privilegiert. Wir kamen jeden Abend nach Hause, arbeiteten am Sonntag nicht und konnten durch unsere Tauschgeschäfte mit den Polen zur Versorgung unserer Familien beitragen. Viele arbeitsfähige Juden waren schon damals im Lager von Zakopane eingesperrt, wo sie unter SS-Bewachung im Steinbruch vom STUAG unter noch viel schlechteren Bedingungen als wir arbeiten mußten.

Meine einzige Sorge und die meiner Kameraden auf unserer täglichen Rückfahrt von der Arbeit war die Frage, ob unsere Familienangehörigen in Nowy Targ noch am Leben waren. Denn dort wurden täglich Juden erschossen.

Unserer Familie ging es damals als ortsfremden und mittellosen Flüchtlingen materiell sehr schlecht. Onkel Max, der uns in Nowy Targ immer geholfen hatte, wurde im Frühjahr 1942 erschossen. Meine Mutter versuchte, durch Tauschhandel bei den Polen Lebensmittel zu beschaffen. Mit der Zeit gab es aber nichts mehr zu tauschen. Schmuck und entbehrliche Kleidungsstücke, die wir von Krakau mitgebracht hatten, waren aufgebraucht. Von der katastrophalen Situation der Juden profitierten vor allem die Bauern.

Mein Bruder Josiu (Josef), damals etwa zwölf Jahre alt, wurde für seine Dienstleistungen bei den Bauern und bei den polnischen Krämern, die noch ihre Geschäfte führen durften, mit Naturalien wie Brot oder Kartoffeln entschädigt. Er las viel und versuchte mit Hilfe seiner Schulbücher, die er von Krakau mitgebracht hatte, das seinem Alter entsprechende Schulpensum allein durchzuarbeiten.

Mein Bruder Jerzyk arbeitete in Nowy Targ bei der gleichen Firma (HOBAG) wie ich in Czarny Dunajec. Beide waren wir in der damals glücklichen Lage, jeden Tag bei der Arbeit eine bescheidene, warme Mahlzeit zu bekommen und jeden Abend zu Hause sein zu dürfen. Ab und zu, besonders vor den Feiertagen, erhielt Jerzyk von der Firma HOBAG zusätzliche Zuteilungen von Lebensmitteln, über die wir sehr froh waren.

Mein Vater, der damals 51 Jahre alt war, wurde bei Arbeiten in der Stadt (Straßenreinigung, Schneeräumung) oder auf dem Bahnhof eingesetzt (Ausla-

den von Bahnwaggons mit Kartoffeln oder Kohle). Mit Interesse verfolgte er zusammen mit anderen Juden das Kriegsgeschehen durch die Berichte in der 'Krakauer Zeitung', die man auch in Nowy Targ kaufen konnte. Aus Ungereimtheiten, zweideutigen Formulierungen und zwischen den Zeilen lesend, versuchten die Juden, die deutschen Siegesmeldungen in Rückschläge umzufunktionieren. Eine weitere Informationsquelle bildeten die "geheimen Nachrichten" unbekannter Herkunft. Aus den aufgeschnappten Gesprächsfetzen und aus dem Verhalten der Deutschen, mit denen sie täglich zu tun hatten, versuchten die Juden das weitere Geschehen oder die bevorstehenden Ereignisse in der Stadt vorauszusagen.

Nach der Rückkehr von der Arbeit müde und schmutzig haben mein Bruder Jerzyk und ich uns täglich gründlich gewaschen, was angesichts der räumlichen Verhältnisse (die ganze Familie wohnte in einem großen Zimmer) und des großen Aufwands bei der Bereitung von warmem Wasser eine zeitaufwendige Prozedur war. Unsere Mutter wärmte das Wasser für uns bereits am Nachmittag in großen Kübeln auf dem Kochherd. Die verzinkte alte Badewanne holten wir jeweils vom Hof in unser Wohn- und Schlafzimmer. Nach dem Bad und nach dem Aufräumen der Wohnung zogen wir frische Wäsche und die uns noch verbliebenen "guten Kleider" an und begaben uns zu unseren Treffpunkten (jeweils ein anderer), wo wir mit unseren Freunden Karten spielten oder diskutierten.

Ich hatte noch einen Nebenerwerb. Jeden Tag erteilte ich abwechselnd zwei Mädchen, die etwas jünger waren als ich, Unterricht in Buchhaltung und in polnischer Sprache. Die Lehrbücher, die damals in Nowy Targ nicht mehr erhältlich waren, hatte ich zusammen mit meinem Tennisbuch aus Krakau mitgebracht.

Jadwiga, eine Bauerntochter, der ich Unterricht in Buchhaltung erteilte, besuchte die Handelsschule; einige polnische Schulen waren damals in Nowy Targ noch offen. Das hübsche, freundliche Mädchen war eine gelehrige Schülerin. Der Bauer, der in der Nachbarschaft wohnte und in dessen Haus ich seiner Tochter den Unterricht erteilte, war mit den Leistungen der Tochter und mit meinen Nachhilfestunden zufrieden. Er entlohnte mich damals großzügig mit begehrten Naturalien wie Brot, Kartoffeln und manchmal auch Butter.

Klara, meine zweite Schülerin, die nicht mehr zur Schule ging, war jüdisch. Das polnische Gymnasium, das sie bis zum Kriegsausbruch besuchte, wurde geschlossen, und als Jüdin durfte sie keine andere Schule besuchen. Ihre Eltern gehörten zu den gutsituierten jüdischen Bürgern von Nowy Targ, und sie wohnten damals noch immer in ihrem schönen Haus. Der Vater, der vor dem

Krieg im Holzhandel tätig war, stand auch während des Krieges mit den Deutschen in geschäftlichen Verbindungen, worüber man nur wenig wußte. Die Mutter war krank und bettlägerig. Die Türe zwischen ihrem Zimmer und dem Wohnzimmer, wo ich der Tochter Unterricht erteilte, war immer offen, so daß die Mutter das Geschehen im Wohnzimmer verfolgen konnte. Mit der polnischen Sprache (Grammatik und Orthographie) hatte Klara in der Schule Schwierigkeiten. Im Hinblick auf die geplante Fortsetzung der Gymnasialausbildung nach dem Kriege (so naiv oder zuversichtlich waren die Juden) sollte sie sich in diesem wichtigen Schulfach verbessern.

Klara war eine verwöhnte Tochter, welche die Situation, in der sich damals die Juden befanden, nur mit Mühe wahrnehmen konnte oder wollte. Ich tat mein Bestes, um ihre Wissenslücken sowohl in bezug auf das Schulwissen als auch auf die Situation der Juden in Nowy Targ zu beseitigen. Gleichzeitig bemühte ich mich auf höfliche Art, ihre Annäherungsversuche abzuwehren; das Mädchen gefiel mir nicht. Nach der Unterrichtsstunde ging ich in das Zimmer, wo die Mutter krank im Bett lag, wechselte mit ihr ein paar Sätze über die Fortschritte der Tochter und nahm den vereinbarten Stundenlohn in Empfang. Mit den Naturalien und dem Geld für die Unterrichtsstunden half ich, das knappe Familienbudget zu ergänzen. Für meine eigene Bildung tat ich damals nichts. Vater beklagte die "Verwilderung" seiner beiden älteren Söhne.

Mein Interesse galt damals nur noch Ninka (Kosename von Janina). Sie war die Schwester von Fredek (Fryderyk) Silbiger, der mit mir zusammen bei HOBAG arbeitete. Er war in meinem Alter (damals 18 Jahre), Ninka war zwei Jahre jünger als wir. Ihr Vater, Arzt in Posen, beging nach dem Einmarsch der Deutschen in Polen Selbstmord. Die Mutter flüchtete mit den beiden Kindern nach Nowy Targ. Die Familie Silbiger war vor dem Krieg sehr vermögend. Auf unbekannten Wegen gelang es Frau Silbiger, einen großen Teil ihres Vermögens in Form ausländischer Valuta und wertvollen Schmucks nach Nowy Targ zu bringen. Dort angekommen verstand sie, das Vermögen zu verstecken, trotz mehrfacher Hausdurchsuchungen seitens der Deutschen.

Durch Beziehungen zu Stanner, einem Juden, der für die SS-Offiziere in Zakopane finanzielle Geschäfte tätigte, und durch geschickte Transaktionen veräußerte Frau Silbiger stufenweise ihr Vermögen so, daß die Familie in einer für damalige Verhältnisse komfortablen Wohnung wohnen und gut leben konnte. Sie waren total assimiliert. Sowohl Fredek als auch Ninka gingen vor dem Krieg in ein polnisches Gymnasium und hatten vom Judentum keine Ahnung.

Ninka war ein sehr schönes, blondes Mädchen. Es wäre für sie einfach gewesen, mit gefälschten arischen Papieren unterzutauchen, die ihr die Mutter bereits besorgt hatte, weigerte sich jedoch, sich auf diese Art zu retten. Nicht aus Angst. Ninka war ein sehr selbstsicheres und mutiges Mädchen, das mit Hilfe ihrer gefälschten Ausweise durch riskante Reisen und Transaktionen der Mutter bei der Abwicklung ihrer lebensgefährlichen Geschäfte half. Sowohl Ninka als auch ihre Mutter wollten Fredek nicht mit seinem Schicksal allein lassen, der durch seine jüdische Physiognomie nicht die geringsten Aussichten hatte, mit arischen Papieren zu überleben.

Seit ich mit Fredek zusammenarbeitete, trafen wir uns in einer Gruppe von nicht mehr als sechs bis acht Jungen und Mädchen (es gab Versammlungsverbot für Juden) an Samstagnachmittagen (am Samstag arbeiteten Fredek und ich bis 1 Uhr mittags) in der Wohnung der Silbigers. Frau Silbiger, die uns trotz des Risikos diese Zusammenkünfte ermöglichte, überließ uns die Wohnung an den Samstagnachmittagen (die Zeit wurde mit der Uhr genau eingehalten) für zwei Stunden und begab sich in die Nachbarwohnung, von wo sie aus dem Fenster die Straße genau beobachten konnte, um uns im Fall einer Gefahr zu warnen. Wir hatten dann die Möglichkeit, durch die Hintertür und den Hof die Wohnung unauffällig und schnell zu verlassen.

Ninka gefiel mir sehr. Ich kannte sie bereits seit meiner Ankunft in Nowy Targ, wahrte jedoch Distanz zu ihr, weil sie von allen Jungen in Nowy Targ umschwärmt wurde, so daß ich bei der starken "Konkurrenz" seitens der einheimischen Jungen keine Chancen für mich sah. Es fiel mir jedoch auf, daß Ninka kein besonderes Interesse an ihren "Anbetern" zeigte und sich ihnen gegenüber zwar korrekt und höflich, jedoch sehr reserviert verhielt.

Bei unseren Samstagnachmittags-Zusammenkünften merkte ich, daß Ninka meine Nähe suchte, und so wurde ich zuerst zu ihrem bevorzugten und dann zu ihrem "ständigen" Tanzpartner. Getanzt haben wir zur Musik eines auf Pianissimo eingestellten, sich illegal im Besitz der Familie Silbiger befindlichen Grammophons bei verdunkelten Fenstern.

Ninka und ich wurden - wie man damals zu sagen pflegte - "ein Paar". Den sie umwerbenden Jungen gab Ninka deutlich zu erkennen, daß sie sich keine weiteren Gunstbezeugungen wünschte, was beachtet wurde. Am Anfang sahen wir uns praktisch nur einmal in der Woche anläßlich unserer Samstagszusammenkünfte, wo wir keine Gelegengenheit hatten, allein zu sein. Während der Woche sahen wir uns selten.

Unsere Wohnungen lagen an den entgegengesetzten Enden der Stadt. Um in die Wohnung der Familie Silbiger zu gelangen, mußte ich das Stadtzentrum

durchqueren, wo sich die deutsche Kreiskommandantur befand. Dort wagten sich die Juden an späten Nachmittagen vor der Sperrstunde kaum vorbeizugehen. Das Risiko war zu groß, von den Deutschen geschlagen oder erschossen zu werden. Dazu kam noch der Unterricht, den ich nach der Arbeit erteilte und auf den ich angewiesen war.

Später fand ich jedoch die Möglichkeit, meine Zeit so einzuteilen, daß ich ein- bis zweimal in der Woche querfeldein und auf Umwegen in Ninkas Wohnung kam. Zu Hause wußte man zwar, daß ich mit Ninka befreundet war, und daß ich sie an unseren Samstagszusammenkünften traf (mein Bruder Jerzyk verbrachte diese Zeit mit seinen Freunden). Daß ich Ninka auch an Wochentagen traf, verschwieg ich zu Hause und erfand jedesmal eine andere Ausrede für meine späte Heimkehr kurz vor der Sperrstunde.

Von Frau Silbiger wurde ich immer herzlich empfangen. Sie brachte uns Tee in das "große Zimmer" und verschwand dann in die Küche. Nachdem Fredek seinen Tee schnell ausgetrunken hatte, verschwand auch er, und so blieben Ninka und ich eine bis zwei Stunden allein, eben bis die Sperrstunde nahte. Wir lauschten leiser Musik vom Grammophon. Der Romantiker Chopin war unser liebster Komponist. Sowohl das Grammophon als auch die Schallplatten mit klassischer Musik, von denen Ninka viele besaß, waren illegal im Besitz der Familie Silbiger. Bereits 1940 mußten die Juden Grammophone und Platten den Deutschen abliefern. Sie waren in einem mit Holzbrettern ausgekleideten und unauffällig verschlossenen Loch im Keller versteckt und wurden von dort bei Bedarf ins "große Zimmer" geholt. Ich hatte allen Grund zu vermuten, daß Frau Silbiger im Keller auch einen Radioapparat versteckte. Obwohl sie nur wenig sprach, war sie sehr gut informiert und eine Meisterin der Konspiration, die sich unter Lebensgefahr über viele Anordnungen der Deutschen hinwegsetzte. Über ihre Geschäfte hat sie natürlich mit niemandem reden wollen, und so wußte selbst ihre nähere Umgebung nur wenig davon und war auf Vermutungen angewiesen.

Unser Rendezvous während der Woche hielten Ninka und ich geheim, auch vor den Teilnehmern unserer Samstagszusammenkünfte. Frau Silbiger und Fredek sprachen mit niemandem darüber, ich konnte durch den Hof und die Hintertür das Haus unauffällig betreten und verlassen. Ninka und ich machten keine Zukunftspläne. Wir hatten vereinbart, über unsere ungewisse Zukunft nicht zu sprechen. Stattdessen sprachen wir über Tagesereignisse, über Bücher, hörten Musik und freuten uns auf unsere nächste Zusammenkunft.

Eines Tages, als ich Ninka besuchen wollte, war sie nicht zu Hause. Ihre Mutter sagte mir, daß sie erst spät am Abend nach Hause kommen werde. Ich

mußte annehmen, daß Ninka wieder einmal auf ihrer "arischen Tour" war, d.h. mit ihren falschen Dokumenten verreiste. Sowohl die Mutter als auch die Tochter, die beide blond waren, perfekt polnisch sprachen und nicht jüdisch aussahen, besaßen nebst ihren Ausweisen für Juden gefälschte "arische" Papiere. Mit diesen falschen Dokumenten reisten sie abwechselnd "geschäftlich". Über die "Geschäfte" sprach Ninka mit mir nicht. Erst viel später erfuhr ich von ihrem Bruder Fredek, daß es sich bei diesen Geschäften um Transport von Gold und Valuta handelte, die durch Vertrauensmänner über die naheliegende tschechische Grenze geschmuggelt wurden. Nach dem Verbleib von Ninka wagte ich nicht zu fragen. Ich muß jedoch einen sehr besorgten Eindruck gemacht haben, weil mich Frau Silbiger lächelnd beruhigte, daß sich Ninka in sicherer Begleitung befinde und ich mir keine Sorgen machen solle.

Ich wollte mich verabschieden, um nach Hause zu gehen, als mich Frau Silbiger bat, zu bleiben und mit ihr Tee zu trinken. Ein Gespräch mit ihr hatte ich schon lange erwartet; der Verlauf der Unterredung verwirrte mich jedoch völlig. - Zuerst wollte Frau Silbiger wissen, wie ich Ninka beurteilte. Die Frage wurde so gestellt, daß ich sie nicht ganz verstanden hatte. Da ich aber jetzt die Möglichkeit sah, ein "Geständnis" abzulegen, sagte ich Frau Silbiger, daß Ninka und ich ineinander verliebt seien, was sie sicher auch beobachten konnte. Somit konnte sie sich vorstellen, wie ich ihre Tochter beurteilte. Jetzt erklärte mir Frau Silbiger, warum sie ihre Frage so formuliert hatte. Nach dem Selbstmord ihres Vaters, den sie vergöttert hatte, war Ninka lange Zeit sehr traurig und niedergeschlagen. Sie brach sämtliche Beziehungen zu jungen Leuten ab, verweigerte eine Zeitlang das Essen und sprach auch mit ihrer Mutter und mit ihrem Bruder nur wenig, so daß Frau Silbiger Angst um ihre Tochter hatte.

Erst seit ihrer Bekanntschaft mit mir lebte Ninka auf, und Frau Silbiger sah ihre Tochter noch nie so glücklich und zufrieden wie in der Zeit, seit wir uns anfreundeten. Deshalb, so sagte sie, sei sie froh über unsere Beziehung, aber zugleich traurig, weil unsere Beziehung nur von kurzer Dauer sein werde. Wieder verstand ich nicht. Hatte sie doch Einwände gegen mich oder gegen unsere Beziehung? Oder entschloß sich Ninka, mit ihren arischen Papieren unterzutauchen? "Keines von beiden", sagte Frau Silbiger. Gegen unsere Beziehung habe sie keine Vorbehalte. Und was das Untertauchen betreffe, so könnten sowohl sie als auch Ninka mit ihren "arischen Papieren" Nowy Targ verlassen und an einem anderen Ort unter Polen leben. Möglichkeiten und Mittel dazu hätten sie.

Aber weder sie noch Ninka wollten Fredek allein zurücklassen. Mit seinem Aussehen und der jüdischen Nase hätte Fredek nicht die geringste Chance gehabt, mit "arischen" Papieren zu überleben. "Und so", schloß Frau Silbiger unerwartet ihre Ausführungen, "werden wir in Kürze alle sterben müssen; keiner wird überleben", sagte sie. Prophezeihungen dieser Art habe ich natürlich öfter gehört. Bei der aussichtslosen Situation der Juden und den täglichen Morden, deren Zeugen wir waren, haben natürlich viele Menschen und besonders ältere Leute gezweifelt, ob es uns gelingen würde zu überleben. Und doch gaben die meisten die Hoffnung nicht auf. Es herrschte die Meinung vor, daß eine Überlebenschance bestand, so lange wir als Arbeitskräfte für die Deutschen von Nutzen waren.

Von der "Endlösung" - die damals an vielen Orten Polens bereits in vollem Gange war - haben wir in Nowy Targ nichts gewußt, als ich im Juli 1942 das Gespräch mit Frau Silbiger führte. Von ihr, die ich als mutige, resolute und optimistische Person kannte, hatte ich eine solche Untergangsvoraussage am wenigsten erwartet. Vor allem war ich überrascht von der Formulierung und der Bestimmtheit der Voraussage, daß wir "in Kürze alle sterben müßten und niemand überleben würde". - Zu mystisch klang das damals für mich, und mystisch war Frau Silbiger gar nicht veranlagt. So fragte ich sie, ob sie im Besitz irgendwelcher Informationen über bevorstehende Ereignisse sei. Sie gab mir keine Antwort. Ich solle jetzt nach Hause gehen, das Gespräch vergessen und mit niemandem darüber sprechen. Sie bat mich noch, ich solle Ninka so oft wie nur möglich besuchen kommen, ihr aber nichts von unserem Gespräch erzählen, das mußte ich ihr versprechen. Völlig verwirrt ging ich nach Hause.

Was wußte Frau Silbiger damals, etwa sechs Wochen vor der Ermordung fast aller Juden in Nowy Targ? Ich wußte, daß sie "geschäftliche Kontakte" mit Stanner pflegte; dieser war, wie gesagt, ein Vertrauter der SS in Zakopane und wickelte für sie verschiedene finanzielle Geschäfte ab. Durch Onkel Max lernte ich Stanner noch vor dem Krieg kennen. Er war Fotograf, der von den Feriengästen Fotos machte und auf Porträts spezialisiert war. Als ich das letzte Mal im Jahre 1939 in Kowaniec neben Nowy Targ in den Ferien weilte, durfte ich ihm bei der Arbeit in seinem Fotoatelier zuschauen. Stanner war nicht verheiratet und ein sehr ruhiger, lustiger und auch gutmütiger Mann. Bei der Abreise von Jugendgruppen, die in der Umgebung von Nowy Targ ihre Ferien verbrachten, kam er immer auf den Bahnhof, um sie zu verabschieden und schenkte den Jugendlichen die Fotos, die sie bei ihm bestellt hatten, aber nicht abholten, weil ihnen in der Zwischenzeit das Geld ausgegangen war. Wie der Mann später zum Vertrauten der SS wurde, habe ich nie erfahren. Er lebte

allein, isoliert in einem Haus am Rande der Stadt, und man sah ihn meistens nur in Begleitung von SS-Offizieren. Er war kein Konfident (Spitzel, Kollaborateur), der den Juden Schaden zugefügt hätte, benutzte aber seine Vertrauensstelle, um durch Bestechung der SS einigen gefährdeten Juden das Leben zu retten.

Hatte Frau Silbiger von Stanner Informationen über die bereits in Gang gesetzte "Endlösung" und die bevorstehende Ermordung der Juden von Nowy Targ zu einem Zeitpunkt, da noch niemand davon wußte? Und warum, falls sie die Informationen hatte, versuchte sie nicht wenigstens, ihr Leben und das Leben ihrer Tochter zu retten? - Auf alle diese Fragen fand ich keine Antwort. Als wir später nach der Deportation und Ermordung der Juden in Nowy Targ im Lager darüber sprachen, wußte auch Fredek auf diese Fragen keine Antwort. Er meinte nur, daß seine Mutter irgendeinen Plan zur Rettung der ganzen Familie hatte, über den sie mit niemandem sprechen wollte, welcher jedoch in der letzten Phase der Vorbereitung mißlungen sei.

Anfang August 1942 wurde uns an unserem Arbeitsplatz befohlen, am Rande des Werkgeländes in Czarny Dunajec eine Mannschaftsbaracke für etwa 40 bis 50 Personen aufzustellen. Den Bestimmungszweck dieser Baracke konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Mein deutscher Meister Herman, mit dem ich an seinen guten Tagen noch reden konnte, versicherte mir glaubwürdig, daß der Auftrag von der Firmendirektion in Krakau kam und er keine Ahnung habe, für wen die Baracke bestimmt sei.

Die Polen, mit denen wir zusammenarbeiteten, spekulierten, daß die Barakke entweder für russische Kriegsgefangene, die im Werk eingesetzt würden, oder für uns Juden bestimmt sei. Im letzteren Fall wären wir unter das gleiche Regime gestellt wie die Juden von Nowy Targ, die im Steinbruch der STUAG in Zakopane arbeiteten und die nicht jeden Abend nach Hause durften wie wir.

Vorsorglich suchten wir aus den Barackenteilen, die zum Versand an die Front bereitstanden, die solidesten Elemente zusammen. Es gelang uns sogar, in die Außenwände, in Decke und Boden Verstecke und zusätzliches Isolationsmaterial einzubauen, ohne den Argwohn unserer Aufseher zu erwecken. Auf dem Gebiet des Barackenbaus waren wir bereits Spezialisten. Etwa eine Woche, nachdem wir die Baracke aufgestellt hatten, wurde der Teil des Werkgeländes, auf welchem die Baracke stand, von polnischen Arbeitern mit Stacheldraht umzäunt.

Ansonsten erfuhren unsere Stellung und Arbeit in Czarny Dunajec keine Änderung. Auch in Nowy Targ selbst waren keine besonderen Ereignisse zu verzeichnen.

Von den nachfolgenden Daten behielt ich nur das Jahr 1942 und die Wochentage im Gedächtnis. Die genauen Daten konnte ich mit Hilfe von Martin Gilberts 'Endlösung - Ein Atlas' (Hamburg 1982 u. 1995) rekonstruieren.

Es war Samstag, der 29. August 1942, ein schöner Sommertag. Etwa um 6 Uhr morgens verließ ich das Haus, um mich auf den Bahnhof zu begeben, von wo ich wie jeden Tag in dem für uns bereitgestellten Güterwaggon zur Arbeit fahren wollte. Unterwegs traf ich meine Arbeitskollegen. Wir waren alle gut gelaunt und freuten uns auf den verkürzten Arbeitstag am Samstag und auf den bevorstehenden arbeitsfreien Sonntag.

Am Bahnhof angekommen, wurden wir von sechs SS-Leuten empfangen, die uns mit Knüppelschlägen sofort in den bereitstehenden Güterwaggon jagten und die Waggontüren verriegelten. Normalerweise waren auf dem Bahnhof nur Wehrmachtssoldaten und keine SS, und wir fuhren im Sommer mit offenen Waggontüren zur Arbeit.

In Czarny Dunajec angekommen, wurden wir vom Werkschutzkommandanten, den wir "Kogut" (Hahn) nannten, und von zwei Werkschutzsoldaten erwartet. Die Türe wurde entriegelt, und wir wurden unter Bewachung in das etwa 200 m vom Bahnhof entfernte Werk geführt. Auch dieser "Empfang" kam uns merkwürdig vor, weil wir bisher unbewacht vom Bahnhof zum Werksgelände gingen. Wir registrierten diese Neuheiten mit Argwohn und Beunruhigung.

Der Arbeitstag verlief normal. Wie jeden Samstag war um 13 Uhr Feierabend. Wir gingen zum Bahnhof, diesmal nur von Kogut bewacht. Als er die Waggontüre verriegeln wollte, baten wir ihn, sie an diesem heißen Sommertag offen zu lassen. Er habe Befehl, den Eisenbahnwaggon zu verriegeln, sagte er. So fuhren wir im verriegelten Waggon nach Nowy Targ. Kurz vor der Einfahrt auf den Bahnhof hielt der Zug. An einen kurzen Halt vor der Einfahrt waren wir gewöhnt, diesmal mußten wir jedoch in dem überhitzten Waggon fast eine Stunde ausharren, bis der Zug weiterfuhr.

Am Bahnhof angekommen, wurden die Türen entriegelt und wir von SS-Schergen mit Knüppelschlägen aus dem Bahnhofsareal getrieben. Ich sah auf den hinteren Gleisen eine Waggonreihe stehen, die von polnischen Arbeitern mit Stroh beladen wurde.

Der Bahnhofsplatz und die Straße, die in die Stadt führte, waren mit Holzböcken abgesperrt. Querfeldein rannten wir in die Stadt. Unterwegs fragten wir die auf den Feldern arbeitenden Bauern, was die Sperren zu bedeuten hätten. Ein Lastwagen-Viehtransport für die Wehrmacht, der in der Nacht eintreffen werde, solle in die Waggons verladen werden, meinten die Bauern. Die Erklärung schien plausibel, gingen doch damals viele Viehtransporte für die deutsche Wehrmacht vom Bahnhof Nowy Targ ab. Aber die Anwesenheit der SS-Leute gab uns zu denken.

In der Stadt wußten die Juden bereits, daß man das Bahnhofsareal abgesperrt hatte und waren beunruhigt. Da jedoch keine Aktivitäten der in Nowy Targ stationierten Wehrmachtseinheit zu bemerken waren und die SS-Schergen aus Zakopane, welche die Stadt bei Aktionen gegen die Juden heimzusuchen pflegten, auch nicht zu sehen waren, tröstete man sich damit, daß am darauf folgenden Sonntag nichts passieren würde. Es war bezeichnend für diese Zeit, daß man mit jedem Tag, an dem nichts passierte, schon zufrieden war. Man konnte nur hoffen, jeweils einen Tag zu überleben.

Ich ging nach Hause, wusch mich, zog meine Sonntagskleider an und ging zu Ninka, wo wir uns, wie jeden Samstag, mit noch drei Paaren treffen wollten. Infolge der verspäteten Ankunft des Zuges kam ich später als sonst in das Haus der Familie Silbiger. Frau Silbiger öffnete mir die Tür und sagte, daß sie heute die jungen Leute nach Hause geschickt habe, weil sie noch weg müsse und daher die Straße nicht - wie sonst üblich - vom Fenster der Nachbarwohnung überwachen könne. Sie käme nach der Sperrstunde spät zurück und bat mich, bis zur Sperrstunde bei Ninka zu bleiben. Fredek war nicht zu Hause. Ich ging in das "große Zimmer", wo Ninka bereits auf mich wartete. Frau Silbiger brachte uns Tee und bat mich noch, mit ihr zu kommen, um die Haustür hinter ihr zu schließen. So folgte ich ihr durch den Korridor bis zur Tür. Bevor sie die Tür öffnete, drehte sie sich um. Ich sah, wie Tränen über ihre Wangen flossen. Sie umarmte mich heftig und verschwand, bevor ich reagieren konnte. Ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war, daß ich Frau Silbiger sah.

Ich schloß die Tür ab und ging zu Ninka zurück. Ich mußte ziemlich verstört ausgesehen haben, weil mich Ninka fragte, ob mir etwas fehle und warum ich so blaß sei. Ich war nicht imstande, eine andere Antwort zu geben, als daß es mir gut gehe und mir nichts fehle. - Ich holte das Grammophon aus dem Keller und legte eine Platte auf. Meine Aufmerksamkeit galt jedoch diesmal weniger den Klängen Chopins als der Überlegung, ob ich Ninka vom merkwürdigen Verhalten ihrer Mutter erzählen solle. Ich beschloß, sie nicht zu beunruhigen

und schwieg. Nach kurzer Zeit stellten wir das Grammophon ab und sprachen zum ersten Mal über unsere Ängste und unsere ungewisse Zukunft. Es war der letzte Nachmittag, den wir miteinander verbrachten, und das letzte Mal, daß ich Ninka sah.

Tags darauf, noch vor Tagesanbruch, wurde Janina Silbiger, damals 17 Jahre alt, zusammen mit ihrer Mutter ermordet. - Die diesbezügliche Meldung, welche die Mörder dem SS-Sonderkommando erstatteten, lautete: "Zwei Jüdinnen auf der Flucht erschossen." Soviel habe ich später von Fredek erfahren.

Sonntag, der 30. August 1942. Ich war früh wach und schaute durch das Fenster. Ein heißer Sommertag kündigte sich an. Etwa um 6 Uhr am Morgen hörten wir Schüsse und Schreie. Die Stadt war von deutscher Wehrmacht umstellt, und in der Stadt selbst wütete das SS-Sonderkommando. Zu zweit oder zu dritt drangen die SS-Schergen in die jüdischen Häuser und Wohnungen ein und erschossen alle Kranken und Alten. Kleinkinder erschossen sie in ihren Betten. Alle anderen erhielten den Befehl, sich sofort mit 20 kg Gepäck auf den Bahnhofsplatz zu begeben. Unserer Familie gelang es, die immer bereitgehaltenen Rucksäcke schnell zu packen und die Wohnung zu verlassen, noch bevor die SS-Schergen in unser Haus kamen.

Kolonnen von Juden bewegten sich durch die Straßen der Stadt, gehetzt und geschlagen von SS-Schergen. Blut floß auf den Straßen und in den Rinnsteinen vor den jüdischen Häusern und Wohnungen. - Es war etwa 7 Uhr am Morgen, als wir am Bahnhofsplatz ankamen. In Achterreihen mußten sich die Juden aufstellen und ihr Gepäck vor sich hinlegen. Sie durften sich nicht bewegen und nicht miteinander sprechen. So standen auch wir, mein Vater, meine Mutter, meine Brüder Jerzyk und Josiu (damals 12 Jahre alt) und ich in einer Reihe. In der Reihe hinter uns stand Onkel Aron mit seiner Frau Chana und ihrer kleinen, etwa drei- oder vierjährigen Tochter Renata, die Onkel Aron irgendwie versteckt und auf den Bahnhofsplatz gebracht hatte.

Stundenlang standen etwa 2.500 Juden (Martin Gilbert) aus Nowy Targ und dem dazugehörigen Bezirk in der Augusthitze auf dem Bahnhofsplatz. Zwischen den Reihen gingen die SS-Schergen und erschossen wortlos alle diejenigen, die sich nicht auf den Füßen halten konnten oder in Ohnmacht gefallen waren. Hinter den SS-Schergen gingen zwei Juden mit einer Bahre. Die erschossenen Juden wurden auf die Bahre gelegt, im Laufschritt vom Platz getragen und in eine am Rand des Platzes ausgehobene Grube geworfen.

Eine gespenstische Stille herrschte auf dem Platz, unterbrochen nur von Schüssen und kurzen Aufschreien der Erschossenen. Ich stand in der Reihe

zwischen meinem Vater und meinem Bruder Josiu. So unauffällig wie nur möglich versuchten wir mit Händedrücken und Augenzeichen uns gegenseitig Mut einzuflößen. Nur nicht schwach werden, nicht umfallen.

Zuvorderst auf dem Bahnhofsplatz, etwa 20 m vor den Achterreihen der Juden, wurde ein Tisch aufgestellt. Hinter dem Tisch stand und saß die SS-Prominenz aus Zakopane, sechs oder acht Männer, darunter bekannte Gesichter. Neben dem Tisch, in der Nähe seines SS-Chefs, stand Stanner mit einer Liste in der Hand.

Nach dem Sonnenstand geschätzt muß es gegen 12 Uhr gewesen sein. Namen wurden aufgerufen. Alphabetisch. Zuerst die Namen der Juden, die im HOBAG-Werk in Nowy Targ gearbeitet haben. Onkel Aron wurde aufgerufen. Er rührte sich nicht vom Fleck, blieb bei seiner Frau und seiner Tochter in der Reihe stehen. Niemand beachtete es, und weitere Namen wurden aufgerufen. Mein Bruder Jerzyk kam an die Reihe. Er ging an mir vorbei, wir drückten uns kurz die Hand, und er verließ die Reihe im Laufschritt. Etwa 40 Juden, die bei HOBAG-Nowy Targ arbeiteten, darunter Jerzyk, wurden unter Bewachung in das nahegelegene Werk abgeführt.

Von weitem sah ich den Werkschutzchef Kogut von HOBAG Czarny Dunajec, der mit einer Liste in der Hand sich dem Tisch näherte. Die Namen der Arbeiter von HOBAG Czarny Dunajec wurden aufgerufen. Vor mir kam Fredek Silbiger und dann ich an die Reihe. Ich drückte die Hand meines Vaters, und es gelang mir noch kurz, meinen Bruder Josiu zu umarmen; von der Mutter konnte ich mich nicht mehr verabschieden. Ich rannte aus der Reihe in Richtung des auf uns wartenden, mit einer Plane überdachten Lastwagens. Vor dem Wagen stand Kogut und kontrollierte die Einsteigenden; er kannte jeden von uns. Nicht alle waren da, etwa acht Mann fehlten; sie waren vorher auf dem Platz erschossen worden.

Ich saß am äußeren Rand des Lastwagens und konnte den ganzen Platz überblicken. Nachdem wir alle oben saßen, ging Kogut zum Tisch der SS-Führung und verlangte offenbar Ersatz für die fehlenden Männer. Aus der Liste, die Stanner in der Hand hielt, wurden acht oder zehn Namen von Leuten aufgerufen, die bisher nicht bei HOBAG gearbeitet hatten. Darunter waren Kuba Ginsberg, der Sohn des Judenältesten (der als einer der ersten auf dem Platz erschossen worden war), Traustein und sein Neffe, dessen Name ich vergessen habe. Als auch die neu Aufgerufenen im Wagen saßen, sah ich, wie Stanner die Liste seinem SS-Chef übergab. Hierauf zeigte dieser mit der Hand auf unseren Lastwagen, und Stanner lief in unsere Richtung. Ich nahm an, daß auch er unserer Gruppe zugeteilt worden sei. Nachdem Stanner einige Meter

gelaufen war, zog sein Chef den Revolver und erschoß ihn von hinten durch einen Kopfschuß. Der SS-Vertrauensmann Stanner wußte zu viel, und daher wurde er von seinem Chef persönlich umgebracht.

Gegen Mittag fuhren wir Richtung Czarny Dunajec. Wir waren 40 bis 45 Mann, an die genaue Zahl kann ich mich nicht erinnern, bewacht von Werkschutzchef Kogut und zwei Werkschutzsoldaten, die wir kannten. - Am Bahnhofsplatz in Nowy Targ verblieben zahlreiche Tote und über 2000 Juden, die in der brütenden Hitze auf Abtransport warteten. Von ihrem Schicksal erfuhren wir eine Woche später. Der polnische Lokomotivführer erzählte es seinem Bruder, der mit uns in Czarny Dunajec arbeitete. Von ihm erfuhren wir, daß der Transport gegen 16 Uhr den Bahnhof Nowy Targ verlassen hatte und zwei Tage später im Vernichtungslager Bełżec (Ostpolen) angekommen war. Aus den Waggons wurden viele Tote ausgeladen, vor allem Frauen, die den Transport nicht überlebt hatten. Alle Überlebenden wurden vergast.

Später erzählte mir mein Bruder Jerzyk, daß er sofort nach der Ankunft im HOBAG-Werk auf den Bahnhof zum Ausladen von Langholz abkommandiert wurde, eine Arbeit, bei der er in diesem Werk schon früher eingesetzt war. So konnte er die fürchterliche Verladeprozedur von über 2000 Juden sehen. Er sah noch von weitem unsere Mutter und unseren Bruder Josiu in den Waggon einsteigen. "Unser Vater hatte Glück", sagte mir Jerzyk später, "er wurde auf dem Bahnhofsplatz erschossen."

So wurden die Juden von Nowy Targ ermordet. Vom Transport nach Bełżec hat niemand überlebt. Aber auch von den beiden Gruppen, die in den HOBAG-Werken eingesetzt wurden, überlebten nur wenige Häftlinge den Krieg. Von der Gruppe in Nowy Targ überlebte Emek Langer (er starb vor einigen Jahren in Israel) und mein Bruder Jerzyk. Von der Gruppe in Czarny Dunajec überlebten Kuba Ginsberg (er starb 1990 in Haifa), zwei andere Häftlinge und ich.

Nach dem Krieg erfuhr ich, daß noch eine weitere kleine Gruppe von Frauen und Männern den 30. August 1942 überlebt hatte. Sie wurden zur Räumung der jüdischen Wohnungen in Nowy Targ eingesetzt. Von ihnen überlebte den Krieg Hanka Grasgrün, die mit unserem geliebten Onkel Max verlobt war, und Ingenieur Hornung, der aus Bielitz (Bielsko) nach Nowy Targ gekommen war. Sie haben nach dem Krieg geheiratet. Hanka Grasgrün lebt noch heute in Netanja. Ihr Mann, der Stadtingenieur in Netanja war, verstarb vor einigen Jahren.

2.3. Zwangsarbeitslager Czarny Dunajec 1942-1943

In Czarny Dunajec angekommen, trafen wir dort fünf weitere Juden aus den nahegelegenen Dörfern; sie hatten schon früher mit uns bei HOBAG gearbeitet. Tags zuvor waren ihre Familien nach Nowy Targ transportiert und von dort zusammen mit den Juden aus Nowy Targ in das Vernichtungslager Bełżec deportiert worden.

Wir wurden sofort in die für uns vorbereitete Baracke hinter dem Stacheldraht gebracht, wo wir unser Gepäck abstellten. Dann wurden wir auf den Sammelplatz vor der Baracke gejagt. Dort erklärte uns Wachkommandant Kogut kurz, daß wir uns ab heute als Häftlinge in einem Lager unter der Verwaltung der SS von Zakopane befänden. Jeder Fluchtversuch, jedes Vergehen werde mit dem Tode bestraft, alles andere würden wir später erfahren. Darauf begaben wir uns - obwohl es Sonntag war - auf unsere Arbeitsplätze, ich zu "meinem Meister" Herman.

Etwa eine Stunde lang zimmerte ich im Takt Barackenwände, als ein Wachmann in der Halle erschien und Meister Herman sagte, daß ich auf die Wache kommen solle. Dort erwartete mich bereits Wachkommandant Kogut, der mir erklärte, daß ich ab morgen als Lagerältester für die ganze Gruppe verantwortlich sei. Für die Ausführung aller seiner Befehle hafte ich mit meinem Leben, beim Abendappell werde er das den Häftlingen mitteilen. - Jeder Widerspruch wäre zwecklos und lebensgefährlich gewesen. Den Grund dieser "Nominierung" konnte ich nur ahnen. Ich war einer der Häftlinge, die am längsten in diesem Werk arbeiteten, kannte alle Arbeitsabläufe gut und sprach besser deutsch als die meisten meiner Kameraden. Das alles wußte Kogut, der uns alle gut kannte.

Niedergeschlagen ging ich an meinen Arbeitsplatz zurück. Hier fragte mich Herman, was Kogut von mir wollte. Ich informierte ihn über meine "Ernennung" und fügte hinzu, daß ich nicht mehr bei ihm würde arbeiten können, da ich ab morgen direkt dem Lagerkommandanten unterstellt sei. Fluchend und kochend vor Wut rannte Herman auf die Wache; er wollte seinen erfahrenen Arbeiter nicht abgeben. Wie die Aussprache zwischen Herman und Kogut verlaufen ist, habe ich nie erfahren. Kogut gab jedoch nach, ich wurde von dieser Funktion verschont, Traustein wurde zum Lagerältesten ernannt.

Traustein war der älteste unserer Gruppe. Er hatte vorher nicht bei HOBAG gearbeitet und war einer von denen, die als Ersatz für die erschossenen Arbeiter aus Stanners Liste auf dem Bahnhofsplatz in Nowy Targ aufgerufen worden war. Traustein war ein interessanter, kultivierter und belesener Mann.

Er war gelernter Schreiner, der sich später als Zahntechniker hatte ausbilden lassen und vor dem Krieg eine gutgehende zahntechnische Praxis führte. Während des Krieges arbeitete er für die Deutschen, war als guter Fachmann geschätzt und anerkannt. Kogut war einer seiner "Klienten", und daher kannten sie sich gut.

Ich war froh, daß ich der "Nominierung" entgehen konnte und kein "Funktionshäftling" werden mußte. Bereits zur Zeit, als wir in Krakau zu Zwangsarbeiten (Schneeräumen, Kohlenladen, Erdarbeiten) eingezogen wurden, drängten mich manchmal meine Kameraden und Schicksalsgenossen, bei den polnischen Aufsehern vorzusprechen, sofern das sinnvoll und möglich schien, z.B. den Vorschlag zu machen, die Arbeit im Akkord zu erledigen und früher nach Hause gehen zu dürfen. Die Wahl des "Gruppensprechers" fiel damals oft auf diejenigen, die gut polnisch sprachen. Schnell erkannte ich jedoch das Risiko eines "Gruppensprechers". Hatte er mit seiner Vorsprache keinen Erfolg, so würde er als frecher Jude geprügelt und gefährdete auch seine Kameraden. War der Aufseher ein Deutscher, so hatte eine solche "Exposition" wenig Sinn, von seltenen Ausnahmen abgesehen (z.B. wenn wir den Deutschen als einen älteren, gutmütigen Soldaten kannten), weil man riskierte, erschossen zu werden.

Erreichte man mit der Vorsprache etwas, kam es dazu, daß sich die Aufseher den "Vorsprecher" merkten und ihn ihrerseits mit Funktionen betrauten, die später zu Kollaborations-Funktionen ausarteten (Vorarbeiter, Gruppenchef, später im Lager Block-, Stubenältester oder Kapo), was ich schon früh erahnte und unter allen Umständen vermeiden wollte. Deshalb habe ich mir bereits in Krakau und noch bevor ich nach Nowy Targ ging, bei allen Arbeitseinsätzen eine möglichst unauffällige Haltung angeeignet: mich nicht zu exponieren, bei den Aufsehern und Arbeitskameraden nicht aufzufallen, weder mit zu fleißiger Arbeit (aber auch wegen zu langsamer Arbeit keine Schläge zu riskieren) noch durch Kenntnisse der deutschen Sprache.

Diese in den Kriegsjahren eingenommene Haltung, die im Gegensatz zu meinem Verhalten in den Schuljahren stand, wurde zu meiner zweiten Natur, die ich bis heute nicht ablegen konnte, obwohl ich es manchmal wollte. Nur nicht auffallen, sich nicht exponieren und - soweit sich das vermeiden läßt (es ließ sich nicht immer vermeiden) - keine verantwortlichen Funktionen übernehmen. In meinem Berufsleben führte diese Haltung zur bevorzugten Übernahme von "Funktionen des zweiten Mannes".

Alles in allem fuhr ich mit dieser Haltung in meinem Berufsleben nicht schlecht; sie wurde akzeptiert und fiel nicht besonders auf. Problematischer

wurde dieses Verhalten in meinem Privatleben. Als ich z.B. höflich, aber bestimmt viele der mir angebotenen Aufgaben oder Funktionen in der Gemeinde oder in der Bnei-Brith-Loge (deren Mitglied ich bin), von seltenen Ausnahmen abgesehen, viele Jahre lang ablehnte. Auch hier konnte ich diese in den Kriegsjahren erworbene "déformation du caractère" (es ist nicht die einzige) nicht überwinden, nämlich nicht auffallen, sich nicht exponieren. Auf viel Verständnis stieß ich begreiflicherweise mit meinem Benehmen nicht. Mein Verhalten erklären wollte und konnte ich nicht.

Ich vermeide nämlich konsequent, Menschen, die nicht im KZ waren, mein Verhalten zu erklären, das aus meiner KZ-Vergangenheit resultiert. Aus der Erfahrung einiger mißglückter Versuche bin ich zur Überzeugung gekommen, daß man das Nichterklärbare (damit meine ich auch das, was ich mir oft selbst nicht erklären kann) einem Gesprächspartner nicht verständlich machen kann, der die fragliche Situation nicht erlebt hat. Meine Erklärungen wurden nicht verstanden, auch dann nicht, wenn mir der gutgesinnte Gesprächspartner versicherte, daß er mich verstehe.

Die kleine Häftlingsgruppe im Lager Czarny Dunajec bestand vorwiegend aus jungen Leuten, ungefähr in meinem Alter. Da die meisten von uns mehr als ein Jahr lang zusammengearbeitet hatten, kannten wir uns gut. In der Gruppe herrschten Solidarität und Zusammengehörigkeitsgefühl, ein eher seltenes Phänomen in den Lagern, wo der Kampf des einzelnen ums Überleben besonders in den späteren Liquidierungsphasen zur Entmenschlichung der Häftlinge führte.

Für den Lagerältesten Traustein wurde in der Baracke durch Holzwände ein kleiner Raum abgegrenzt, wo er seine täglichen Rapporte für Kogut vorbereitete. Er beendete jeden Tag früher als die anderen die Arbeit und ging in die Baracke, um den Rapport zu schreiben, aufzuräumen und zu heizen. - Als Gehilfe wurde ihm Kuba Ginsberg zugeteilt, der auch als Sanitäter wirkte; diese Funktion hatte Kuba bereits in Nowy Targ ausgeübt. Beide bemühten sich, soweit es ging, mit Intelligenz und Schläue die ihnen von der Lagerleitung erteilten Befehle mit dem geringsten Schaden für die Mithäftlinge auszuführen.

Wir versuchten, uns zu organisieren. Es ging um Warnungen vor den sich nähernden Aufsehern (Wachmannschaften, deutsche Meister und polnische Aufseher) und um die Schonung von Kameraden, die an die schwere Arbeit noch nicht gewöhnt waren. Das geschah z.B. durch ein kurzes Verstecken eines Kameraden hinter den Stapeln von Barackenteilen, wo er sich ausruhen konnte, oder durch Ablösungen bei den schwersten Arbeiten (Abladen von

Langholz, Tragen schwerer Baracken- oder Hangarteile und Beladen von Eisenbahnwaggons). Wir tauschten Informationen aus über die beobachteten, geringsten Änderungen im Verhalten unserer Aufseher und über die mitgehörten Äußerungen oder Gespräche. All das mußte unauffällig ausgeführt werden, ohne den Argwohn unserer Aufseher zu wecken.

Beim geringsten entdeckten Vergehen wurde der Ertappte - manchmal auch seine Kameraden - geschlagen oder auf der Wache ausgepeitscht. In solchen Fällen mußte Kuba seine ganze Sanitätskunst anwenden, damit der Unglückliche insoweit wiederhergestellt wurde, daß er am nächsten Tag bei der Arbeit erscheinen konnte. Manchmal ließ Kogut den als arbeitsunfähig gemeldeten Häftling noch einen Tag in der Baracke liegen. Konnte der schwer mißhandelte Häftling dann aber nicht aufstehen, so versuchten wir einige Male ihn auf den Appellplatz zu schleppen und beim Appell zu stützen. War uns das nicht gelungen, so telefonierte Kogut nach Zakopane. Noch am gleichen Vormittag wurde der Häftling von zwei Deutschen in Zivil (es waren immer die gleichen) mit einem Wagen abgeholt und im naheliegenden Wald erschossen. Die Schüsse konnten wir hören. So haben drei meiner Kameraden ihr Leben verloren.

Die gleichen Zivilisten inspizierten in Begleitung von uniformierten SS-Männern unangemeldet (auch Kogut wußte nicht, wann sie kämen und war bei ihrer Ankunft ganz nervös) unser Lager alle zwei bis drei Wochen. Bei solchen Inspektionen wurden wir von der Arbeit geholt und mußten uns auf dem Appellplatz aufstellen. Traustein machte die vorgeschriebene Meldung und begleitete die Deutschen in die Baracke. Sie durchwühlten jedesmal die ganze Baracke auf der Suche nach versteckten Eßwaren oder verbotenen Gegenständen. Nie haben sie etwas gefunden, obwohl solche Dinge in der Baracke versteckt waren; als wir diese seinerzeit aufstellten, noch ohne zu wissen, für wen sie bestimmt war, dachten wir auch an gut getarnte Verstecke. Bei diesen Inspektionen wurden die Häftlinge immer geschlagen und schwer mißhandelt. Wir atmeten jedesmal auf, wenn die Schergen das Werksgelände verlassen hatten.

Den größten Teil unserer Energie mußten wir auf das "Organisieren" verwenden; unter "organisieren" verstand man in der Lagersprache die illegale Beschaffung von Nahrungsmitteln. Mit der Lagerverpflegung allein wäre es keinem von uns möglich gewesen, bei der schweren Arbeit zu überleben. Unsere Rationen am Morgen bestanden aus Kaffee-Ersatz und einem Stück Brot, am Mittag aus einer dünnen Suppe (mit Sago-Ersatz oder getrocknetem Gemüse) aus der Werksküche und am Abend oft aus derselben Suppe und einem Stück Brot. Am Sonntag (sonntags arbeiteten wir nur, wenn Waggons mit Ba-

rackenteilen zu beladen waren) schwammen manchmal einige Fleisch- oder Knochenreste in der Suppe. Außerdem bekamen wir jede Woche für die ganze Mannschaft einen Sack (etwa 50 kg) Kartoffeln, die wir am Abend nach der Arbeit in der Baracke auf dem Ofen, der zum Heizen diente, kochen durften. Einen Teil der Kartoffeln ließen wir über Nacht in der Aschenglut liegen und nahmen sie am Morgen in den Hosentaschen zur Arbeit mit. Die gebratenen Kartoffeln wärmten uns am Morgen und waren noch bis zur Mittagszeit eßbar.

Der Sack Kartoffeln reichte zwar nur für zwei bis drei Tage, lieferte uns jedoch an jedem Abend den Vorwand zum Kochen. Das "Organisieren" der Kartoffeln, unsere Hauptnahrung, erfolgte am Anfang relativ einfach. Das umzäunte Werksgelände lag in der Mitte von Kartoffelfeldern. Wir lockerten unauffällig einige Zaunbretter rund um das Gelände, in unbewachten Augenblikken gruben wir einige Kartoffeln aus, und versteckten sie unter den Stapeln von Barackenteilen. Am Abend nahm jeder von uns in seinen Hosentaschen einige Kartoffeln mit in unsere mit Stacheldraht umzäunte Baracke.

Mit der Zeit wurde diese Art von "Organisieren" gefährlich. Die Bauern beklagten sich bei der Lagerleitung, die Kontrollen während der Arbeit wurden schärfer, und die Ertappten wurden zusammengeschlagen oder ausgepeitscht. Auch die anderen Formen von "Organisieren" mußten aufgegeben werden. Dazu gehörte der verbotene Tausch unserer noch verbliebenen Habseligkeiten, die wir von Nowy Targ mitnehmen durften (Kleider- und Wäschestücke), gegen Brot, Butter oder Wurst, die uns die polnischen Arbeiter brachten. Mit der Zeit hatten wir nämlich nichts mehr zum Tauschen. Wir mußten unser Vorgehen irgendwie ändern. Eine Diskussion oder ein Gruppenbeschluß kam jedoch nicht in Frage; wenn auch solidarisch, so war die Gruppe zu heterogen und das Vorhaben zu gefährlich; es konnte entdeckt werden.

Fredek Silbiger (der Bruder von Ninka) und ich (wir schliefen auf der gleichen Pritsche, er oben, ich unten) zusammen mit zwei Kameraden der benachbarten Pritsche (ich habe nur ihre Vornamen im Gedächtnis behalten: Jossele und Dawid) haben in zwei Nächten, als unsere Leidensgenossen schliefen, einen Organisationsplan für uns zurechtgelegt.

Es war offensichtlich, daß das "Organisieren" in Gruppen von mehr als zwei Personen sowie Einzelaktivitäten ohne Schutz und Warnung sowohl für die Ausführenden als auch für die ganze Gemeinschaft gefährlich waren. Wir kamen zur Einsicht, daß die Aufteilung der Gruppe in Paare (einer "organisiert", der zweite "steht Schmiere" und warnt), die räumlich getrennt voneinander "organisierten", ein besseres Vorgehen wäre. Sollten für das Vorhaben mehr als zwei Personen erforderlich sein, so sollten sich zwei Paare - jedoch

nicht mehr und keine Einzelpersonen - miteinander absprechen. Jeder von uns vieren, die den Plan ausgearbeitet hatten, übernahm fünf bis acht Kameraden und versuchte, sie im Einzelgespräch, ohne Diskussion oder Überzeugungsversuch, für das System zu gewinnen.

Traustein und Kuba haben wir in unser Vorhaben nicht eingeweiht; sie waren beide zu stark exponiert, am "Organisieren" nicht beteiligt und zudem durch ihre Kontakte mit der Werksküche beim Abholen des Essens für die ganze Mannschaft bei der Lebensmittel-Versorgung ohnehin im Vorteil. Natürlich konnte ihnen unser Verhalten nicht entgehen; sie reagierten jedoch richtig und taten so, als ob sie von nichts wüßten.

Die Vorschläge wurden von der Mehrheit der Gruppe ohne Diskussion akzeptiert. Einige der Häftlinge wollten am Anfang - aus begreiflicher Angst - vom organisierten Vorgehen nichts wissen, machten jedoch später mit, als sie sahen, daß das System funktionierte. Das ganze Vorgehen war nur möglich in einer sehr kleinen Häftlingsgruppe, wie wir sie in Czarny Dunajec bildeten, wo jeder den anderen gut kannte.

So teilte sich die Häftlingsgruppe in Paare auf, die wir scherzhaft "Ehepaare" nannten. Mein Partner war Fredek. Das Vorgehen hatte sich bewährt; von der Entdeckung und Bestrafung waren die Häftlinge nun viel seltener betroffen. Auch die polnischen Arbeiter, mit denen wir Tauschgeschäfte tätigten und die ebenfalls - wenn auch weniger als wir - gefährdet waren, gewöhnten sich an die "Ehepaare". - "Organisiert" hat jedes "Ehepaar" für sich. War jedoch ein Paar mehrere Tage beim "Organisieren" nicht erfolgreich oder durch einen ungünstigen Arbeitseinsatz verhindert, so wurde ihnen mit Brot oder Kartoffeln "ausgeholfen", wie wir zu sagen pflegten. Mit Beginn des Winters 1942/43 versiegten die Möglichkeiten des werksinternen "Organisierens". Die Kartoffeln wurden von den Bauern geerntet.

Die kleinen Geldbeträge, die wir bei der Deportation aus Nowy Targ unter Lebensgefahr in das Lager schmuggeln konnten, waren weitgehend aufgebraucht. Kleidungsstücke gab es auch nicht mehr zu tauschen; wir behielten nur noch die notwendigsten Kleider- und Wäschestücke, um nicht zu erfrieren. Als letztes tauschte ich noch ein Paar gelbe, maßgefertigte Sportschuhe, die mir Onkel Max kurz vor seiner Ermordung geschenkt hatte. Ich erhielt dafür von Meister Piechocki zwei Wochen lang einen Teller einer "Werkssuppe", die für die polnischen Arbeiter und die Wachmannschaft, jedoch nicht für die Juden gekocht wurde.

Piechocki war ein polnischer Meister aus Posen, der sich als Volksdeutscher ausgab. Er war kein schlechter Mensch und half mir gelegentlich mit einer

Suppe oder einem Stück Brot, auch nachdem unser "Tauschvertrag" abgelaufen war. Nach dem Krieg erfuhr ich, daß ihn die Polen erschlagen haben.

Wir begannen, Hunger zu leiden. Die schwere Arbeit konnten wir nur durch Aufbieten unserer letzten Kräfte bewältigen. Ohnmachtsanfälle und Erschöpfungszustände häuften sich und damit die Gefahr, von der Wachmannschaft geschlagen zu werden. So mußten wir beim "Organisieren" ein größeres Risiko in Kauf nehmen und stellten uns auf "Nachtausflüge" um. - Das mit Stacheldraht umzäunte Areal, auf dem unsere Baracke stand, wurde in der Nacht von zwei Wachposten bewacht und war von Scheinwerfern ausgeleuchtet, jedoch nicht vollständig. Der untere Teil des Stacheldrahtzaunes auf einer Länge von etwa drei bis vier Metern gegenüber der fensterlosen Rückseite der Barakke und die vor und hinter dem Zaun liegende Arealfläche von etwa acht bis zehn Quadratmetern lagen im Schatten eines fest verankerten, großen Werkzeugkastens. Dort gruben zwei Kameraden in einer Nacht unter dem Stacheldrahtzaun ein Loch, nachdem sie eine Barackenbodenplatte abgehoben hatten und unter der Baracke, auf dem Bauch kriechend, auf den nicht ausgeleuchteten Fleck gelangten. Das Loch konnte jederzeit von beiden Seiten des Zaunes rasch und unauffällig zugeschüttet werden.

Durch die Fenster, mit denen nur die Frontseite der Baracke versehen war, konnte man auf dem hell beleuchteten Areal vor der Baracke alle Bewegungen der Wachposten genau beobachten. So konnten wir z.B. auch sehen, wenn einer der beiden Wachposten verschwand, um Kaffee zu holen. Im geeigneten Moment hob ein "Ehepaar" die Barackenbodenplatte gegenüber dem kurz vorher ausgehobenen Durchgang ab, und ein zweites "Ehepaar" verließ die Baracke, um dann, einer nach dem anderen, unter dem Stacheldrahtzaun kriechend, das umzäunte Areal unbemerkt zu verlassen. Einmal pro Woche begab sich jeweils ein anderes "Ehepaar" auf "Nachtausflug". Diese "Nachtausflüge" fanden nur in Appellnächten statt. Mehrmals in der Woche wurden wir nämlich von Kogut in der Nacht zum Appell geweckt. Wir mußten uns vor unseren Pritschen aufstellen. Kogut kontrollierte, ob alle da waren, und manchmal durchsuchte er auch die Pritschen nach verbotenen Gegenständen. Sobald er das Barackenareal verlassen hatte und die Luft rein war, begab sich das "Ehepaar", das an der Reihe war, auf "Nachtausflug".

Zuerst meldeten sich die Paare freiwillig; später führten wir einen Turnus ein. "Schwache", d.h. physisch angeschlagene oder für die "Nachtausflüge" nicht geeignete Paare, wurden davon dispensiert. Sie mußten dafür "zubereiten", d.h. den "Nachtausflug" vorbereiten. Sie beobachteten die beiden Wachmänner, gaben im geeigneten Moment das Zeichen zum Aufbruch, hoben

die Bodenplatte auf, gruben das Loch unter dem Zaun und schütteten es wieder zu, sobald das "Ehepaar", das an der Reihe war, das Gelände verlassen hatte. Sie mußten dann genau beobachten, wann das "Ehepaar" zurückkam, das Loch unter dem Zaun wieder ausgraben, den beiden helfen, mit ihrer Last unter dem Zaun hindurchzukriechen und das Loch wieder zuschütten. So waren an dem Unternehmen jeweils nur vier Personen beteiligt: zwei "Zubereiter" und zwei "Gajer" (Geher). Der Rest der Mannschaft lag unbeweglich auf den Pritschen. Es herrschte absolute Ruhe und Dunkelheit in der Baracke, um die Aufmerksamkeit der Wachmannschaft nicht zu erregen. Der Lagerälteste Traustein, der natürlich über die "Nachtausflüge" Bescheid wußte, stellte sich taub und blind.

Querfeldein ging das Paar im Dunkeln zu einem der benachbarten Bauernhöfe. Es gab etwa acht bis zehn Bauernhöfe, deren Standorte wir noch von früher her genau kannten. Bei den aus dem Schlaf gerissenen Bauern versuchten wir zuerst zu betteln, indem wir ihnen unsere restlichen kleinen Geldbeträge anboten. Als das nicht mehr wirkte, d.h. die Bauern nichts oder zu wenig geben wollten (der lebensgefährliche "Nachtausflug" mußte sich "lohnen") oder sogar mit Anzeige bei den Deutschen drohten, verlegten wir uns auf Erpressung.

Jeder Bauer war verpflichtet, alle seine Landwirtschaftserzeugnisse zu offiziellen, lächerlich niedrigen Preisen an deutschen Sammelstellen abzuliefern. Er durfte nur ganz kleine Mengen seiner Produkte zurückbehalten, die nicht einmal zur Ernährung seiner Familie ausreichten. Die Bauern versteckten jedoch auf ihren Höfen Fleisch aus illegalen Schlachtungen, Getreide, Kartoffeln und andere Lebensmittel, die sie auf dem Schwarzmarkt verkauften. Sie gehörten während des Krieges zu der Bevölkerungsschicht, der es materiell am besten ging. Wurde bei einer Kontrolle durch die Deutschen ein Versteck entdeckt, was nicht selten vorkam, so wurden der Bauer und auch sein ältester Sohn sofort erschossen.

Unsere Erpressung bestand darin, daß wir den Bauern zu verstehen gaben, daß wir - was sie wußten - schwer arbeiten mußten, Hunger litten, und da wir ohnehin würden sterben müssen, nichts zu verlieren hätten. Wenn er uns die verlangten Lebensmittel nicht gäbe, würden wir dafür sorgen, daß die Deutschen von seinen versteckten Lebensmitteln erführen, auch wenn wir selbst dabei zugrunde gehen sollten. Theoretisch wäre das möglich gewesen; allerdings dachten wir nicht daran, kollektiven Selbstmord zu begehen. Und die Erpressung, manchmal durch Zureden der aus dem Schlaf gerissenen Bäuerin erleichtert, war immer wirksam. Die Bauern hatten Angst, denn in jedem Bauernhof waren Lebensmittel versteckt. Die Bauern hatten auch Angst, daß uns

die Deutschen in der Nacht auf ihrem Hof entdecken könnten und sie verdächtigt würden, uns bei der Flucht geholfen zu haben, worauf die Todesstrafe stand. Daher wollten sie uns so schnell wie möglich vom Hof weghaben.

Unsere "bescheidenen Forderungen", wie wir sie nannten und auf deren Erfüllung wir rigoros bestanden, richteten sich stets nach der Tragfähigkeit des "Trejgers" (Träger), der einen um die Taille gebundenen Sack mit sich trug. Wir verlangten immer Brot, Kartoffeln und - hier ließen wir dem Bauer die Wahl - Butter, Wurst oder Schinken aus den "schwarzen" Schweineschlachtungen. Rohfleisch nahmen wir nicht, weil wir es nicht kochen konnten. Kochgeruch von Fleisch in der Baracke hätte den Verdacht unserer Wachmannschaft wecken können. Die Funktionen der zwei "Gajer" waren genau bestimmt. Der "Trejger" ging voraus, der "Schojmer" (Wächter) hinter ihm. Der "Trejger" trug die Ware, der "Schojmer" paßte auf, daß keine Spuren blieben. Mit der kleinen Schaufel verwischte er die Schuhabdrücke im Schnee.

Fredek und ich kamen bei den "Nachtausflügen" zwei oder dreimal an die Reihe. Fredek, der kräftiger war als ich, war der "Trejger", ich der "Schojmer", der auch mit den Bauern "verhandelte". Unterwegs durften wir die Funktionen nicht wechseln, um nicht zusätzliche Schneespuren entstehen zu lassen, deren Verwischung kostbare Zeit in Anspruch genommen hätte. Wir hatten viel Glück. Es gab keinen einzigen Zwischenfall, unsere "Nachtausflüge" wurden nicht entdeckt. So konnten wir den Winter überleben.

Mit der Ankunft des Frühlings besserte sich unsere Ernährungslage. Durch das in der Zwischenzeit besser koordinierte "Organisieren" konnten wir uns mit noch unreifen roten Rüben, Karotten und auch Saatkartoffeln aus den angrenzenden Feldern versorgen. Für den Rest der warmen Kleidung und Wäsche, die jetzt entbehrlich war, erhielten wir von den polnischen Arbeitern Brot, Suppe und manchmal auch Wurst oder Butter.

Fredek und ich arbeiteten in der Halle, wo wir unter Aufsicht von Meister Herman Baracken- und Hangarteile zimmerten. Jeden Tag mußte eine vorgegebene Stückzahl hergestellt werden. Meister Herman war ein Choleriker, den man jedoch mit fleißiger und exakter Arbeit zufriedenstellen konnte. Er war kein Schläger. Wir, die in den Werkhallen beschäftigt waren, hatten einen bevorzugten, wettergeschützten Arbeitsplatz. Wir gaben uns alle Mühe, diesen Arbeitsplatz nicht wegen ungenügender Leistung zu verlieren. Unsere Kameraden mußten bei jedem Wetter auf dem Werksgelände schwere Arbeiten verrichten, z.B. schwere Barackenteile tragen und stapeln. Infolge der verschärften Aufsicht und Arbeitsbedingungen wurde die gegenseitige Hilfe der Häftlinge und Schonung der schwächeren Kameraden stark erschwert.

Von den schweren Arbeiten wurden jedoch auch diejenigen nicht ganz verschont, die in den Werkshallen tätig waren. Jeden Tag gegen 4 Uhr nachmittags wurden wir zum Abladen von Langholz abkommandiert. Die von den Bauern mit Pferdegespannen aus dem Wald ins Werk gebrachten Holzstämme mußten wir vor dem Sägewerk abladen und stapeln. Es war eine gefährliche Arbeit, besonders im Winter bei beißender Kälte mit unzureichender Kleidung und mangelhaftem Schuhwerk. Verletzungen waren an der Tagesordnung, zum Glück ohne Knochenbrüche.

Waren leere Güterwaggons eingetroffen, so wurden alle Juden abkommandiert, diese mit Barackenteilen für die Ostfront zu beladen. Im Laufschritt mußten je zwei oder vier Häftlinge die schweren Elemente vom Werkgelände zu den auf dem Bahnhof stehenden Waggons tragen. Dort wurden die Teile von zwei oder drei Häftlingen, die im Waggon standen, übernommen und nach einem festgelegten System gestapelt und befestigt.

Da ich (als einer der am längsten im Werk Tätigen) mich in den technischen Einzelheiten der Verladeprozedur gut auskannte, wurde ich öfter zur Arbeit in den Waggons eingeteilt. Die Ladeprozedur in den Waggons wurde von unseren Aufsehern streng überwacht; es ging darum, unter einer maximalen Raumausnutzung alle und keine falschen Teile zu verladen, so daß alles unbeschädigt am Bestimmungsort ankäme. Trotz strenger Kontrolle und dem Risiko, bei Sabotage erwischt zu werden, gelang es uns manchmal, die Waggons so zu beladen, daß falsches Zubehör und schwer beschädigte Barackenwände am Bestimmungsort ankommen mußten. Wir kannten genau die schwachen Stellen des verladenen Gutes und des Verladesystems. Rückmeldungen von der Ostfront waren nicht zu erwarten und sind auch nie eingetroffen.

Traurige Mitteilungen, versteckt in den Ritzen der Wände leerer Güterwaggons (die wir immer genau durchsuchten, bevor wir mit den Ladearbeiten begannen) fanden wir zweimal. Einmal fanden wir einen Papierstreifen, auf dem in jiddischer Sprache ein mit Bleistift geschriebener Hilferuf stand: "Jidn ratewet, die dajtschen wellen yns hargenen" (Juden rettet uns, die Deutschen wollen uns töten!). Ein andermal fanden wir auf einem Stoffetzen mit rotem Stift in polnischer Sprache geschrieben: "My umieramy. Zemscijcie sie za nas!" (Wir sterben. Rächt uns!) So wußten wir, daß in den gleichen Güterwaggons, die wir mit Barackenteilen für die Ostfront beluden, Juden in die Todeslager transportiert wurden.

Die schwere Arbeit des Waggonladens hatte einen Vorteil: Es gelang den Häftlingen dadurch, daß sie die Barackenteile vom Werksareal über eine von Fuhrwerken befahrene und von Menschen begangene Straße zu den Geleisen

tragen mußten, eine "normale" und "freie" Welt zu sehen. Kontakte zu knüpfen mit Menschen auf der Straße oder auf dem Bahnhof, gelang uns sehr selten; das Risiko für beide Seiten war zu groß.

Feierabend war normalerweise um 18 Uhr, im Winter war es um diese Zeit schon dunkel. Mußten Waggons beladen werden, so arbeiteten wir bei Scheinwerferlicht, bis alle Waggons fertig waren, manchmal spät in der Nacht. Bevor wir am Feierabend die Baracke betreten durften, mußten wir uns davor zum Appell aufstellen. Traustein machte die obligatorische Meldung, und Kogut kontrollierte, ob alle da waren, darauf verließ er das Barackenareal.

Jetzt begannen wir mit der "Toilette". Wir zogen uns bei jeder Temperatur (Sommer und Winter) bis zum Gürtel aus und wuschen uns - so gut es nur möglich war - mit warmem Wasser (das wir in Kesseln aus der Werksküche holten) an einem Brunnentrog vor der Baracke, wobei wir uns gegenseitig den Rücken einseiften und schrubbten. Die Wäsche, die wir trugen, wuschen wir in genau festgelegtem Turnus; über Nacht trockneten wir sie in der Baracke am Ofen. An diese "Toilettendisziplin", die wir uns selbst auferlegt hatten, mußte sich jeder von uns halten, auch wenn er noch so müde und hungrig war. Traustein und Kuba, die vor dem Barackeneingang standen und heiße Suppe austeilten, die sie vorher in der Werksküche gefaßt hatten, ließen niemanden in die Baracke, der sich nicht ausgezogen und gewaschen hatte.

Im Sommer wurden wir jeden zweiten Sonntag von der Wachmannschaft zum Baden an den nahe gelegenen Fluß geführt. Im Winter durften wir alle zwei Wochen von der Werksküche mehrere Kessel heißes Wasser holen und in unserem Brunnentrog ein Bad improvisieren.

Sobald die Suppe vor dem Barackeneingang verteilt war und die leeren Suppenkessel in die Werksküche zurückgebracht waren, verschlossen die zwei Wachmänner, die über Nacht unsere Baracke bewachten, das Lagertor, und wir durften die Baracke nicht mehr verlassen. Nachdem wir unseren ersten Hunger mit der Suppe und dem Stück Brot gestillt hatten, begannen wir - wieder im Turnus - mit Kochen. Dabei legten zwei bis vier "Ehepaare" ihre Kartoffeln und (sofern vorhanden) andere Zutaten zusammen, um die Kapazität der uns zur Verfügung stehenden drei Kochtöpfe verschiedener Größe voll auszunutzen. Rund um die Kochtöpfe wurden auf der heißen Platte noch Kartoffeln gebraten.

Bis zum Lichtlöschen um 22 Uhr saßen wir auf unseren Pritschen oder am Boden in der Nähe des Ofens, sprachen über die vergangenen Zeiten und unsere ermordeten Angehörigen. Wir spekulierten über unsere ungewisse Zukunft,

reparierten unsere beschädigten Kleider und Schuhe, soweit dies mit "organisierten" Fäden, Nadeln, Schnüren und Ösen möglich war.

Zum Lesen hatten wir nichts. Ab und zu gelang es mir, wenn Meister Herman während der Kaffeepause für kurze Zeit verschwand, unauffällig einen Blick in seine 'Krakauer Zeitung' zu werfen. Viel Erfreuliches für uns stand nicht darin. Die Mitteilungen des Oberkommandos der Wehrmacht wurden mit Lautsprechern jeden Tag im Werk übertragen.

Unsere Nachtwärter baten wir einmal, in der Baracke singen zu dürfen, bevor sie das Lagertor am Abend schlossen. Sie waren einverstanden. Daraufhin organisierten wir einen Chor und sangen zweistimmig polnische und jiddische Lieder. Kuba, der früher musiziert hatte (Handorgel und Saxophon), begleitete uns auf einer Mundharmonika, die ihm bei den Durchsuchungen nicht weggenommen worden war. Ab und zu kam einer der Nachtwärter in die Baracke und befahl uns, nochmals ein Lied zu singen, das ihm gefallen hatte. Mit der Zeit stellten wir das Repertoire nach den Wünschen unserer Nachtwärter zusammen. Auch Kogut kam manchmal vor die Baracke, um unser "Konzert" zu hören. So lebten wir im Ungewissen über unsere Zukunft, geplagt von Hunger, der schweren Arbeit, Mißhandlungen und ständiger Lebensgefahr, wovon jeder täglich beim geringsten Vergehen bedroht war.

Trotz der prekären sanitären Verhältnisse und der miserablen Verpflegung war der Gesundheitszustand unserer Gruppe, von gelegentlichen Schwächeanfällen abgesehen, bei stark reduziertem Körpergewicht relativ gut. Vor allem wurden wir eine Zeitlang von schweren Infektionskrankheiten verschont. Sogar nach Einbruch des Winters konnten wir auch fieberhafte Erkältungen rasch überwinden. Kuba verfügte über einen praktisch unbeschränkten Aspirin-Vorrat. Aspirin war neben der Jodlösung freilich das einzige Medikament in seiner Apotheke. Aus unbekannten Gründen versorgte uns die Lagerverwaltung ohne Einschränkung mit Aspirin. Ein pflanzenkundiger Mithäftling fand unter den Gräsern, die am Rande des Werkareals wuchsen, irgendeine heilsame Art, die wir noch vor Wintereinbruch sammelten und trockneten. Mit heißem Wasser aufgebrüht schmeckte das trübe und grüne Gebräu scheußlich, aber es wirkte; entweder besaß diese Pflanze tatsächlich irgendwelche pharmakologischen Eigenschaften, oder wir glaubten fest daran, und der Glaube half.

Zwei Vorfälle, bei denen fast meine letzte Stunde im Lager Czarny Dunajec geschlagen hätte, prägten sich in mein Gedächtnis ein. Etwa im Februar oder März 1943 wurde unsere Gruppe von der Ruhr heimgesucht. Sieben wurden von der Krankheit befallen, ich zuletzt. Die Symptome: hohes Fieber, Durchfall mit blutig-wäßrigem Stuhl und Entkräftung. Zwei Häftlinge starben, beide

in der gleichen Nacht. Zwei wurden von "unseren" zivilen Deutschen aus Zakopane erschossen, weil sie mit hohem Fieber zwei Tage lang in der Baracke blieben und nicht mehr aufstehen konnten. Die drei Übriggebliebenen, darunter ich, schleppten sich zum Morgenappell, von den Kameraden gestützt.

Bei der Arbeit wurde ich von Meister Herman, ohne daß er ein Wort sagte, unauffällig geschont. Ich durfte, so oft ich mußte, den Arbeitsplatz verlassen und in die Latrine verschwinden. Um die zwei anderen kranken Häftlinge, die draußen arbeiten mußten, kümmerten sich die Kameraden, indem sie die Kranken, so oft sie nur konnten, zwischen den Stapeln von Barackenteilen versteckten (dort konnten sie auch ihre Notdurft verrichten) und ihre Arbeit übernahmen. Dieser Solidarität unter extremen Lagerbedingungen begegnete ich während der gesamten Dauer meiner KZ-Haft nie mehr.

Eine Woche lang dauerte mein kritischer Zustand. Zum Glück sind in dieser Woche keine Eisenbahnwagen zum Beladen eingetroffen. "Maßnahmen", die ich während dieser Krankheit angewendet habe, waren die "Vollpackung" der Hosen mit Holzspänen und Zeitungspapier, damit der blutige Stuhl die Hosen nicht durchnäßte, und das literweise Trinken von eiskaltem Wasser (anderes war bei der Arbeit nicht vorhanden), um den vom Durchfall bedingten Wasserverlust zu kompensieren. Aspirin konnte ich nur in kleinen Mengen vertragen; nahm ich zuviel, so wurde mir übel. Am wirksamsten erwies sich die Einnahme von Holzkohle. Die Kohle stellten wir in unserem Barackenofen her, indem wir das Holz verkohlten und zwischen zwei Steinen zu Pulver mahlten. Die Kohle nahm ich auch während der Arbeit eßlöffelweise ein und spülte mit kaltem Wasser nach.

So sahen damals unsere "medizinischen Maßnahmen" aus. Eine Woche lang glaubte ich, daß meine letzte Stunde nahte, besonders an dem Tag, an dem ein weiterer Kamerad draußen zwischen den Barackenstapeln starb. Unter Aufbietung meiner letzten Kräfte schleppte ich mich jeden Morgen (der schwierigste Zeitpunkt des Tages) von der Pritsche auf den Appellplatz vor der Baracke, gestützt von meinem Partner Fredek. Nach einer Woche begann das Fieber langsam zu sinken, und der blutige Stuhlgang trat seltener auf. Ich überwand die Krankheit, und mit dem beginnenden Frühling besserte sich auch meine physische und psychische Verfassung.

Rückblickend gehört der Verlauf dieser Krankheit und meine Genesung zu jenen Erlebnissen während meiner KZ-Haft, die ich mit dem während meines späteren Studiums (Bakteriologie und Pharmakologie als Nebenfächer) und während meiner Berufstätigkeit (Entwicklung von Produkten für klinische Ernährung) erworbenen medizinischen Grundwissen nicht erklären kann. Auch

einem Facharzt für gastrointestinale Infektionskrankheiten, mit dem ich im Verlauf meiner Berufstätigkeit im Bereich der klinischen Versuche in Verbindung stand, war das Überleben eines unterernährten, an Ruhr erkrankten Patienten mit wochenlang hohem Fieber ohne Bettruhe und medikamentöse Behandlung schwer verständlich und medizinisch nicht erklärbar. So gehört auch diese Krankheitsepisode zum Kapitel meiner Erlebnisse, die sich wissenschaftlich nicht erklären lassen.

Ein weiterer Vorfall, bei dem ich in Czarny Dunajec beinahe erschossen worden wäre, war auf ein sprachliches Mißverständnis zurückzuführen. Es war wieder ein "Ladetag", an dem Baracken für die Ostfront in Waggons verladen wurden. Unmittelbar nach der Mittagspause befand ich mich wieder in einem Waggon, um mit zwei Kameraden Barackenteile, die von anderen Häftlingen vom Werkareal zum Waggon gebracht worden waren, "fachgerecht" nach einem vorgeschriebenen und streng kontrollierten Ladeplan im Waggon zu verstauen. Einer der Kameraden, der gerade mit einer Barackenwand auf den Schultern zum Waggon kam, sagte mir, daß auf der Straße (die er auf dem Weg vom Werkareal zu den Bahngleisen überqueren mußte) ein Pole stehe und "Josiu Stein, Josiu Stein" flüstere. Durch meinen Kopf schoß der Gedanke: Josiu (mein jüngster Bruder) wußte, daß ich in Czarny Dunajec war; vielleicht hatte er den Transport nach Bełżec überlebt, vielleicht war es ihm gelungen zu flüchten, vielleicht hatte der Pole eine Nachricht von ihm.

Ich reagierte schnell und meldete Meister Piechocki, der die Ladung unseres Waggons überwachte, daß uns die Nägel ausgegangen seien (wir befestigten die Barackenteile mit Nägeln an Holzlatten, die an den Waggonwänden angebracht waren), und ich müsse schnell Nägel vom Lager holen. Ich bekam den Befehl, Nägel zu holen, sprang aus dem Waggon und lief Richtung Straße. Bevor ich die von den Fuhrwerken befahrene Straße überquerte, sah ich auf der anderen Straßenseite einen jungen Polen, der an ein Fahrrad gelehnt am Straßenrand stand. Als ich an ihm vorbeilief (wir mußten die Strecke zwischen dem Lagerareal und den Bahngleisen, mit oder ohne Traglast, immer im Laufschritt zurücklegen), flüsterte ich: "Josiu Stein, Josiu Stein". Der Pole reagierte nicht.

Ich lief weiter ins Lager, holte im Magazin die Nagelpackung, verschnaufte einen Moment und dachte: Eine Falschmeldung! Auf dem Rückweg sah ich am gleichen Ort am Straßenrand einen anderen Polen stehen, ebenfalls am Fahrrad angelehnt. Ich bemaß meinen Laufschritt so, daß ich den Straßenrand gerade erreichte, als ein Pferdefuhrwerk vorbeifuhr, so daß ich einen Moment lang neben dem Polen stehenbleiben mußte. Wieder flüsterte ich: "Josiu Stein, Josiu

Stein". Diesmal schob der Pole unauffällig einen grauen Umschlag in meinen Ärmel. Im vorgeschriebenen Laufschritt überquerte ich jetzt die Straße und kam beim Waggon an, mit dem Nagelpaket in den Händen und dem Briefumschlag im Ärmel.

Etwa zehn Minuten später, als sich Meister Piechocki nach der Kontrolle der Verladearbeit im Waggon von diesem entfernt hatte, öffnete ich den Briefumschlag. Ich sah sofort, daß der Brief nicht von meinem Bruder Josiu kam, weil das Schreiben in jiddisch verfaßt war und Josiu nicht jiddisch schreiben konnte. Ich fand schnell heraus, ohne den Text genau zu lesen, daß der Brief für Josiu Schein bestimmt war. Josiu Schein war ein Mithäftling, der vor dem Krieg nicht in Nowy Targ, sondern in einem der umliegenden Dörfer lebte. Seine Familie war im Holzhandel tätig, besaß eine große Holzsägerei und galt als sehr vermögend. Wir wußten, daß zwei Brüder von Josiu Schein 1940 mit sehr viel Geld flüchten konnten. Wo sie sich aufhielten, wußte Josiu Schein nicht; seine Eltern wurden zusammen mit anderen Juden von den Deutschen ermordet, und Josiu Schein kam ins Lager von Czarny Dunajec.

Josiu Schein war an diesem Tag auch beim Beladen der Bahnwaggons eingesetzt. Da er jedoch die Barackenteile zu einem Waggon tragen mußte, der sich am anderen Ende des Zuges befand, überquerte er die Straße nicht an der Stelle, wo die beiden Polen standen. Durch einen Kameraden gelang es mir, den Brief unauffällig noch vor Arbeitsschluß an den Adressaten überbringen zu lassen.

Als wir nach Arbeitsschluß müde und hungrig in Richtung Lager marschierten, merkten wir von weitem, daß uns im Lager ein unangenehmer Feierabend bevorstand. Unsere "Malechhamuwes" (Malach-Hamawet, Todesengel) - so nannten wir diese Schergen - waren da. Zwei Deutsche in Zivil und zwei uniformierte SS-Männer befanden sich mit den zwei bereits arg mißhandelten und verprügelten Polen im Lager. Wie wir später erfuhren, fielen die beiden ortsfremden Polen mit Fahrrädern auf dem Bahnhofsareal auf. Sie wurden vom Werkschutz angehalten, der die SS in Zakopane verständigte.

Sobald wir das Lagertor durchschritten hatten, wurden wir nach der üblichen Prozedur mit Peitschenschlägen von den "Malechhamuwes" empfangen. Wir mußten uns in einer Reihe aufstellen. Durch das übliche Verhör, von dem die beiden Polen bereits gezeichnet waren, erfuhren die Deutschen, daß die Polen einen Brief überbracht hatten, und sie kannten auch bereits den Namen des Adressaten. Die beiden Polen wurden aufgefordert, auf den Empfänger des Briefes zu zeigen; der Pole, der mir den Brief übergeben hatte, zeigte auf mich.

Ich wurde aufgefordert, den Brief auszuhändigen. Ich versuchte zu leugnen und sagte, daß ich den Polen nie gesehen und keinen Brief erhalten habe. Daraufhin wurde ich von den beiden SS-Schergen geschlagen, bis ich halb betäubt zu Boden fiel. Man befahl mir, mich auszuziehen. Ich lag nackt auf dem Boden, meine Kleider neben mir. Einer der SS-Männer befahl Kogut, meine Kleider zu durchsuchen. Außer zwei Kartoffeln in den Hosentaschen fand Kogut nichts. Erst jetzt wurde Kogut nach meinem Namen gefragt. Einer der SS-Schergen fragte den Polen, ob der Brief für *Stein* bestimmt sei, worauf der Pole antwortete, daß er den Brief Josiu *Schein* übergeben sollte.

Josiu Schein mußte aus der Reihe heraustreten und übergab unaufgefordert den Brief, den er in seinen Kleidern versteckt hatte, einem der SS-Schergen. Josiu Schein wurde vorerst nicht geschlagen.

Man befahl mir, mich anzuziehen. Zusammen mit Josiu Schein und den beiden Polen wurde ich auf die Wache geführt. Dort angekommen, trennten uns die "Malechhamuwes": Ich blieb mit einem Zivilisten und einem SS-Mann in einem Zimmer, Josiu Schein und die beiden Polen wurden von Kogut und den beiden anderen Schergen in einen anderen Raum geführt.

Nun begann das Verhör. Die beiden Schergen wollten von mir wissen, was in dem Brief stehe. Ich wußte es nicht, weil ich den Brief (es waren zwei eng beschriebene Seiten) wirklich nicht gelesen hatte; ich sagte nur, daß der Brief jiddisch geschrieben sei und ich jiddisch nicht lesen könne. Ich habe nur den in polnischer Sprache geschriebenen Namen der Anschrift lesen können und den Brief Josiu Schein übergeben, war meine Antwort. Ich wurde geschlagen, bis ich das Bewußtsein verlor. Später erfuhr ich, daß mich zwei Kameraden auf einer Tragbahre von der Wache in die Baracke brachten. Ich wachte in der Nacht vor Schmerzen auf und begann zu schreien. Fredek beruhigte mich und gab mir zu trinken. Ich schlief wieder ein und wachte früh am Morgen, noch vor dem Appell auf. Ich konnte mich nicht bewegen und nicht zum Appell erscheinen.

Kogut kam in die Baracke, stellte sich neben meine Pritsche und sagte mir, daß ich in der Baracke bleiben dürfe; wenn ich jedoch am nächsten Tag nicht zum Appell erschiene, müsse er die SS in Zakopane verständigen, und ich wisse, was das bedeute. Traustein und Kuba, die wie jeden Tag noch eine Stunde lang in der Baracke bleiben durften, um aufzuräumen, versuchten, so gut es ging, meine Schmerzen mit kalten Umschlägen zu lindern. Am Nachmittag lag ich allein in der Baracke, als Kogut erschien. Er fragte mich, ob ich am nächsten Tag zum Appell kommen würde. Ich sagte natürlich ja, obwohl ich wußte,

daß dies in meinem Zustand kaum möglich sein würde, denn ich konnte mich kaum bewegen.

Ganz nebenbei erwähnte Kogut, daß Josiu Schein und die beiden Polen letzte Nacht von der SS erschossen worden waren. Die beiden Polen wurden von Josiu Scheins Brüdern bezahlt, um Josius Flucht zu organisieren. Die SS suche die beiden Brüder, hatte sie jedoch bis jetzt nicht gefunden, ließ Kogut verlauten. Dann sagte er mir noch, daß die SS auch mich erschießen wollte; er habe sich jedoch für mich eingesetzt mit der Begründung, daß ich ein erfahrener, für den Betrieb nützlicher Arbeiter sei.

Am nächsten Morgen ließen die Schmerzen beim Liegen etwas nach, ich konnte jedoch trotz verzweifelter Versuche nicht alleine aufstehen und auch von zwei Kameraden gestützt keinen Schritt machen. Ich blieb auf der Pritsche liegen, als die Kameraden zum Morgenappell hinausgingen. Als Kogut feststellte, daß ich beim Appell fehlte, kam er in die Baracke, zog mir die Decke vom Leib und befahl mir aufzustehen. Ich versuchte es, fiel jedoch sofort neben der Pritsche zu Boden.

"Jetzt ist es aus mit dir!", rief Kogut, drehte sich um und lief zum Barakkenausgang, von wo er der Kolonne befahl, zur Arbeit abzumarschieren. Dann kam er zurück und rief: "Noch diesen einzigen Tag darfst du in der Baracke bleiben!" Darauf verließ er die Baracke, mein Todesurteil war um 24 Stunden hinausgeschoben.

Als Kogut die Baracke verlassen hatte, versuchten Traustein und Kuba, meine Schmerzen mit kalten Umschlägen zu lindern. Die Schwellungen an Gesicht, Beinen und Armen bildeten sich leicht zurück, ich konnte aber nicht aufstehen. Als Traustein und Kuba, nachdem sie ihre täglichen Putzarbeiten verrichtet hatten, mich in der Baracke allein ließen, versuchte ich, mich an den Stangen der Doppelpritsche hochzuziehen und mich an den Seitenwänden haltend vorwärtszubewegen. Zweimal fiel ich um und kroch auf dem Bauch auf meine Pritsche zurück. Beim dritten Mal ging es besser; ich konnte mich an den Seitenwänden der Pritsche halten und drei Schritte vorwärtsbewegen, bevor ich wieder umfiel. Nachmittags versuchte ich, die "Übungen" zu wiederholen. Unter höllischen Schmerzen gelang es mir, mich an der Pritschenfront zu halten und vier bis fünf Schritte vorwärts und zurück zu bewegen.

Von zwei Kameraden gestützt, erschien ich am nächsten Morgen zum Appell. Kogut sagte kein Wort. An meinem Arbeitsplatz bei Meister Herman angekommen oder - besser gesagt - dorthin gebracht, durfte ich hinter dem viereckigen Schablonentisch, auf dem wir zu viert die Barackenwände zimmerten, neben der Hallenwand stehen, so daß ich mich an der Wand anlehnen konnte.

Auf dem vorstehenden Balken, halb stehend und halb sitzend, konnte ich sogar einige Nägel einschlagen. Meister Herman brüllte wie immer, indem er die Häftlinge zu schnellerer Arbeit antrieb. Mich ignorierte er jedoch vollständig, er tat, als ob er mich nicht sähe.

Waren die drei Kameraden mit dem Einschlagen der Nägel auf den drei Plattenrändern im vorgeschriebenen Rhythmus zu gleicher Zeit fertig, so schlugen die zwei rechts und links von mir Stehenden mit gestreckten Armen noch die Nägel ein, die ich auf meiner Seite mit meinen nur schwer beweglichen Armen nicht einschlagen konnte. So verließ jede Platte mit nur geringer Verzögerung den Tisch.

Nach etwa einer Woche besserte sich mein Zustand. Ich konnte, trotz der geschwollenen Glieder, auf dem linken Bein hinkend, allein gehen und die Arme wieder frei bewegen.

Unmittelbar nach diesem Zwischenfall veranstalteten unsere "Malechhamuwes" wieder einen Appell mit den dazugehörenden Schlägen und Mißhandlungen und erklärten uns, beim nächsten Fluchtversuch würden der Lagerälteste Traustein und zwei weitere Häftlinge erschossen. Die Frage eines möglichen Fluchtversuches beschäftigte uns von Anfang an sehr. Das Werkareal, auf dem wir arbeiteten, war groß und nur durch einen Bretterzaun umzäunt; eine lückenlose Überwachung war seitens der Wachmannschaft nicht möglich. Nur das Areal, auf welchem unsere Baracke stand, war von Stacheldraht umzäunt und während der Nacht bewacht. Aber auch hier war, wie wir es bei unseren "Nachtausflügen" praktizierten, ein Verlassen der Baracke möglich, ohne daß die Wache es bemerkte.

Ein Fluchtversuch hätte jedoch deshalb keine Aussichten auf Erfolg gehabt, weil nicht die geringste Möglichkeit bestand, ein Versteck zu finden. Wir waren mittellos, besaßen nur das, was wir auf dem Leibe trugen, und mit der Hilfe der Polen war nicht zu rechnen. Und doch konnte nicht ausgeschlossen werden, daß einer von uns in falscher Einschätzung der Fluchtmöglichkeit trotz der angedrohten Konsequenzen "durchdrehte". Das geschah auch. Etwa einen Monat nach der Erschießung von Josiu Schein flüchtete ein Kamerad, und beim Abendappell war er nicht da. Sofort wurde die SS in Zakopane verständigt, die Flucht hatte nicht die geringste Aussicht auf Erfolg. Tags darauf wurde der Flüchtige im naheliegenden Wald gefunden und sofort erschossen.

Die "Malechhamuwes" waren wieder in unserem Lager. Traustein und zwei von den SS-Schergen bezeichnete Kameraden mußten aus der Reihe heraustreten und sich an die Barackenwand stellen; wir waren sicher, daß sie erschossen würden. Etwa eine Stunde lang standen sie an der Wand, während

die zwei SS-Schergen mit uns "Gymnastik" trieben; so nannten sie die unter Schlägen und Mißhandlungen mit uns durchgeführten "Übungen". Nach etwa einer Stunde befahl man uns, eine Bank aus der Baracke zu holen. Traustein mußte seine Hosen herunterlassen, sich bücken und mit den Händen an der Bank festhalten. Dem ersten in der Häftlingsreihe drückte ein SS-Mann einen Gummiknüppel in die Hand und befahl ihm, Traustein auf das nackte Gesäß zu schlagen. Dann mußte er den Knüppel seinem nächsten Kameraden weitergeben, der das Schlagen fortzusetzen hatte. War der SS-Mann der Meinung, daß der Schlag nicht kräftig genug war, so mußte der schlagende Häftling ebenfalls die Hose herunterlassen und sich neben Traustein bücken. So wurden an diesem Abend fünf Häftlinge, darunter ich, schwer mißhandelt. Am anderen Morgen mußten wir zur Arbeit ausrücken; nur Traustein und zwei Kameraden, die sich nicht bewegen konnten, durften einen Tag lang in der Baracke liegenbleiben.

*

Von meinem Bruder Jerzyk, der im HOBAG-Lager in Nowy Targ eingesperrt war, erhielt ich zweimal eine Nachricht übermittelt durch einen Polen, der die Lastwagentransporte zwischen den beiden Lagern besorgte. Ich wußte also, daß er lebte.

Am 25. Mai 1943 wurden die beiden HOBAG-Lager in Nowy Targ und Czarny Dunajec liquidiert und die Häftlinge in zwei separaten Lastwagentransporten ins KZ Krakau-Płaszów gebracht; so trafen sich mein Bruder und ich in Krakau wieder.

*

Aus mehreren Gründen habe ich über meinen Aufenthalt in Nowy Targ und im Lager Czarny Dunajec ausführlicher berichtet als über meine späteren Erlebnisse in den Konzentrationslagern Krakau-Płaszów, Groß-Rosen und Flossenbürg: Von den etwa 2500 Juden in Nowy Targ, die 1942 noch am Leben waren, überlebten nur einige wenige. Von den 90 bis 100 Häftlingen, die in den beiden HOBAG-Lagern arbeiteten, überlebten von der Gruppe in Nowy Targ nur Emek Langer und mein Bruder Jerzyk den Krieg; Emek starb vor einigen Jahren in Israel. Von der Gruppe in Czarny Dunajec überlebten Kuba Ginsberg, zwei weitere Häftlinge und ich; Kuba starb 1990 in Haifa.

Im Gegensatz zu anderen Zwangsarbeits- und Konzentrationslagern, über die Berichte vorliegen, lebt außer mir heute niemand mehr, der über die kleine

Häftlingsgruppe im Lager Czarny Dunajec berichten könnte. - Es war eine bemerkenswerte Gruppe von jungen Leuten (mit Ausnahme Trausteins, der älter war) verschiedener sozialer Herkunft, die unter extremsten, kaum vorstellbaren Lebensbedingungen ein Organisationstalent, eine kalkulierte Risikobereitschaft und vor allem eine später von mir nie mehr gesehene, beispiellose Solidarität bewiesen haben.

2.4. Konzentrationslager Krakau-Płaszów 1943-1944

Mein Bruder Jerzyk und ich kamen also nach Krakau zurück. Das Ghetto Krakau wurde im März 1943 liquidiert, und der Rest der Krakauer Juden, der die "Aktionen" (Massenmorde und Deportationen) überlebt hatte, wurde zusammen mit den Juden aus der Umgebung, die auch im Ghetto eingepfercht waren, in dem neu errichteten Arbeits- und späteren Konzentrationslager im Krakauer Vorort Płaszów eingesperrt.

Über die Geschichte des Krakauer Ghettos, des Konzentrationslagers Krakau-Płaszów und über das Martyrium der dort einsperrten Juden liegen Berichte vor. In seinem Film "Schindlers Liste" hat Steven Spielberg im Jahre 1993 mit Hilfe von Poldek Pfeferberg (Leopold Page) die makabren Verhältnisse im Ghetto Krakau und KZ Płaszów wirklichkeitsgetreu dargestellt und wiedergegeben.

Bei meiner Ankunft im Lager Krakau-Płaszów erlebte ich das Glücksgefühl, mit meinem Bruder Jerzyk wieder zusammensein zu dürfen. Angesichts der Verhältnisse, die im Lager herrschten, war ich jedoch zeitweise einem psychischen Zusammenbruch nahe. Die Struktur und Organisation des neu errichteten Konzentrationslagers wurden vorerst weitgehend vom unmittelbar vorher liquidierten Krakauer Ghetto übernommen. Die Ghettoverhältnisse waren mir bis zu meiner Rückkehr nach Krakau nicht bekannt; in Nowy Targ gab es kein Ghetto. Es war weniger die Grausamkeit und Unmenschlichkeit der deutschen Schergen, an die ich gewöhnt war, als vielmehr die unter dem Kommando der Deutschen von jüdischen Häftlingen geführte Lagerverwaltung, die mir einen Schock versetzte und an die ich mich gewöhnen mußte.

Da war die uniformierte oder mit einer speziellen Mütze gekennzeichnete jüdische Polizei, OD (Ordnungsdienst) genannt, mit ihrer tragikomischen Hierarchie, darunter einige mir bekannte Gesichter. Ihr rücksichtsloses und grausames Verhalten im Dienst der Deutschen konnte ich zuerst nicht verarbeiten. Es fehlten mir damals sowohl die Erfahrung der Ghettoverhältnisse als auch

die später erworbene Erfahrung mit den Funktionshäftlingen (z.B. Kapos) in den Konzentrationslagern Groß-Rosen und Flossenbürg.

Nach kurzer Zeit begriff ich die makabre Situation. Angesichts der lebensbedrohlichen Verhältnisse versuchte eine Anzahl von Juden, der Todesgefahr durch Zusammenarbeit mit den Deutschen zu entgehen. Daß die zuerst im Ghetto als Ordnungsdienst konzipierten Funktionen später zur aktiven Mithilfe bei der Mißhandlung und zum Schluß sogar bei der Ermordung auch ihnen nahestehender Menschen ausarten würden, ahnten wahrscheinlich viele nicht. Von Anfang an kamen jedoch alle in den Genuß von Kollaborations-Privilegien. Sie litten keinen Hunger und profitierten von materiellen Vorteilen (Kleidung, Wohnung); durch Entgegennahme von Bestechungsgeldern bereicherten sich viele an ihren Glaubensgenossen. Sie konnten bei den "Aktionen" im Ghetto nicht nur sich selbst, sondern eine Zeitlang auch ihre Angehörigen schützen.

In der letzten Phase ihrer Aktivitäten im KZ Krakau-Płaszów waren - von Ausnahmen abgesehen - die meisten OD-Männer in irgendeiner Form an der Mißhandlung der Häftlinge beteiligt. Nur wenige ließen sich wegen "Unfähigkeit", d.h. wegen der nachsichtigen Behandlung der Häftlinge, aus dem Ordnungsdienst entlassen und "gaben ihre Mütze ab" (gemeint war die OD-Mütze). Sie und ihre Familien verloren dann alle Privilegien und wurden den schwersten Kommandos zugeteilt.

Es ist für mich auch heute immer noch schwer, das Verhalten dieser Kollaborateure (unter denen sich nebst dunklen Elementen auch bekannte und angesehene Juden befanden) zu verstehen und zu beurteilen. Sollten sie geglaubt haben, daß sie durch die Kollaboration überleben würden, so wurden sie enttäuscht. Die meisten überlebten nicht. Die ganze OD-Mannschaft, die im Ghetto Krakau wirkte, wurde kurz nach der Liquidierung des Ghettos von der SS in Płaszów erschossen. Verloren später die neu rekrutierten OD-Männer infolge der Reduktion der "Mannschaftsbestände" oder wegen Liquidierung der Lager (das war nicht nur im Lager Krakau-Płaszów der Fall) ihre Privilegien, um alsdann "normalen" Arbeitskommandos zugeteilt zu werden, so wurde ihnen dort das Überleben durch die verbitterten Mithäftlinge nicht erleichtert.

Aus diesen Gründen kamen nicht viele jüdische Kollaborateure vor Gericht. Zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde in Krakau im Jahre 1946 Dr. Leon Groß, Kollaborateur und Leiter des Lagerspitals.

Ein weiteres, für mich neues und mir später nicht wieder begegnetes Merkmal des Lagers Krakau-Płaszów waren die Unterschiede im materiellen Besitz

der Häftlinge. Durch List und Bestechung des jüdischen Ordnungsdienstes konnten einige Juden aus dem Ghetto Geld und Wertsachen ins Lager schmuggeln. Darüber hinaus gelang es manchen, die auf Außenkommandos arbeiteten, durch Kontakte mit Polen ihr verstecktes Geld ins Lager zu bringen oder ihre Wertsachen zu verkaufen.

Bei allen von Deutschen durchgeführten Razzien und Durchsuchungen der Lagerbaracken wurden Geld oder Wertsachen gefunden und die Besitzer (oft aber auch andere Barackenbewohner) erschossen. Das änderte jedoch nicht den Zustand materieller Ungleichheit und Kastenbildung. Ein kleiner Teil der Häftlinge - "die Prominenz" - konnte die ins Lager geschmuggelten Lebensmittel kaufen und sich durch Bestechung "leichte Kommandos" besorgen, während das Gros der Häftlinge hungerte und schwere Arbeit verrichten mußte. Alle waren jedoch in gleichem Maße mit der ständigen Todesgefahr konfrontiert. Willkürliche Erschießungen bei der Arbeit (Zielübungen der deutschen und ukrainischen Wachmannschaften waren eine Spezialität des Lagers in Krakau), Appelle, Aktionen und Selektionen, bei welchen viele Häftlinge erschossen wurden, waren an der Tagesordnung.

Die Frauenbaracken, wo auch eine Anzahl Kinder versteckt waren, in Rucksäcken und Koffern aus dem Ghetto geschmuggelt (dargestellt in "Schindlers Liste"), standen unter dem Kommando der Frau des Ordnungsdienstchefs Chilowicz (er und seine Frau wurden mit drei anderen OD-Männern unter dem Vorwand der Meuterei im August 1944 durch den Lagerkommandanten Goeth erschossen).

Auf einigen Kommandos und in einigen Werkstätten, aber auch in Küche, Entwesungsanstalt (Entlausung) und im Revier (Spital), arbeiteten Frauen und Männer zusammen. Obwohl strengstens verboten, wurden im Verborgenen in den Frauenbaracken, oft mit Bestechung des Ordnungsdienstes, sexuelle Beziehungen aufrechterhalten. Abtreibungen wurden heimlich im Revier (Lagerspital) vorgenommen.

Als mein Bruder Jerzyk und ich im Mai 1943 in das Lager Krakau-Płaszów eingeliefert wurden, bestand ein großer Teil der dort eingesperrten Häftlinge nicht mehr aus Krakauer Juden. Zu den vom jüdischen OD praktizierten "Regeln" gehörte die Zuteilung der mittellosen Neuankömmlinge, wie wir es waren, zu den schwersten Arbeitskommandos. So wurden mein Bruder Jerzyk und ich als "Fachleute" dem "Kommando Barackenbau" zugeteilt. Wir wurden in verschiedenen Baracken untergebracht, sahen uns jedoch jeden Tag.

Jerzyk gelang es nach kurzer Zeit, sich eine Zusatzbeschäftigung zu besorgen. Noch vor Anbruch des Tages und vor dem Morgenappell holte er jeden

Tag aus der Lagerküche einen Kessel mit heißem Kaffee, den er in den Barakken portionsweise für etwas Geld oder Brot verkaufte. Da die reglementierte Verteilung des bereits kalten Kaffees erst kurz vor dem Appell erfolgte, nutzte Jerzyk mit ein paar anderen diese - wie man heute sagen würde - "Marktlücke" aus. Auf diese Weise versorgte mich Jerzyk, so oft er nur konnte, mit heißem Kaffee und Brot.

Zur Zeit, als wir in Krakau-Płaszów ankamen, wurde das Lager vergrößert und ausgebaut. "Neues Gelände", wie es in der offiziellen Sprache hieß, sollte erschlossen werden. In Tag- und Nachtarbeit wurden Straßen und Baracken erstellt. Jeden Tag wurden Häftlinge, die dem Druck nicht standhalten konnten, bei der Arbeit erschossen. So wurde auch die Architektin, Ing. Diana Reiter, die bei der Errichtung der Wachkaserne eingesetzt war, auf Befehl des Lagerkommandanten Goeth vom SS-Oberscharführer Hujar erschossen, als sie gewagt hatte, auf Terrainschwierigkeiten hinzuweisen. Die Ermordung von Diana Reiter ist in "Schindlers Liste" dargestellt.

Während meiner gesamten Haftzeit in den Konzentrationslagern ging es mir nie so schlecht wie in den ersten Wochen meines Aufenthaltes in Krakau-Płaszów. Es waren weniger die Mißhandlungen, die schwere Arbeit und das Hungergefühl, an die ich gewöhnt war, als die spezifische Eigenart dieses Lagers, die mich an den Rand des psychischen Zusammenbruchs brachte.

Ich hatte etwa zwei oder drei Wochen lang im "Kommando Barackenbau - Neues Gelände" gearbeitet, als ich während der Nachtschicht bei der Arbeit in Ohnmacht fiel. An die näheren Umstände, unter denen das geschah, kann ich mich nicht erinnern. Ich konnte auch nicht erfahren, wer mich in dieser Nacht von meinem Arbeitsplatz in die Werkstatt der "Papiergemeinschaft" gebracht und mich dadurch vor dem sicheren Erschießen durch die deutsche Wachmannschaft gerettet hatte. Wer damals während der Nachtschicht im Kommando "Barackenbau - Neues Gelände" zusammenbrach, wurde sofort erschossen.

Ich wachte aus meiner Ohnmacht in der Werkhalle der "Papiergemeinschaft" auf, wo etwa 40 bis 60 Männer und Frauen in einer Nachtschicht mit der Herstellung von Papier- und Kartonwaren (Zuschneiden von Kartonagen, Herstellung von Ordnern, Kartonbehältern und ähnlichem) beschäftigt waren. Von der Existenz der Werkstatt der "Papiergemeinschaft" und des dazugehörigen Arbeitskommandos hatte ich gewußt, gekannt habe ich jedoch niemanden, der in dieser Nacht in jener Baracke arbeitete. Olek Grünfeld, Grünenfeld oder so ähnlich hieß der Häftling, der für die Mannschaft in dieser Baracke verantwortlich war, den ich nicht kannte und der mir auch nicht sagen wollte (oder konnte), wie ich in die Halle kam. Von ihm erhielt ich den Befehl, mich sofort

an die Papierschneidemaschine zu stellen, wo ich von einem Häftling, der die Maschine bediente, schnell in einigen Handgriffen angeleitet wurde. Bei den Kontrollen durch die deutschen Wachmannschaften, die mehrmals in der Nacht in die Halle kamen, meldete Grünfeld jedesmal die Anzahl der dort beschäftigten Häftlinge. Die Wachmannschaft ging durch die Werkhalle, brüllte die Häftlinge an und bedrohte sie in gewohnter Manier mit Erschießen; ansonsten verlief die Nacht ruhig. Am frühen Morgen nach dem Ende der Nachtschicht marschierte ich mit der Belegschaft der "Papiergemeinschaft" in ihre Baracke ab und bezog dort eine leere Pritsche.

So lernte ich die Lücken des mörderischen Kontrollsystems kennen, die ich später unter größerem Risiko ausnutzte.

Bei den Morgenappellen und bei Appellen, die zum Zweck der Aussiedlung, Selektion, Exekution (während meines Aufenthalts im Lager Krakau-Płaszów wurden zwei Häftlinge in Anwesenheit der gesamten Lagerbelegschaft gehängt) oder willkürlichen Erschießungen angeordnet wurden, mußten die Blockältesten den Häftlingsbestand ihrer Baracke melden. Der Bestand wurde jeweils durch Abzählen von den deutschen oder ukrainischen Schergen kontrolliert und mit dem Sollbestand verglichen, den sie auf ihren Listen führten.

Merkte der Blockälteste noch vor der Meldung, daß sein Bestand nicht stimmte, daß er z.B. einen Häftling zu wenig hatte, weil einer in der Nacht erschossen, aber noch nicht als erschossen gemeldet war, oder einen zuviel hatte, weil zum Zeitpunkt des angeordneten Appells und der Blocksperre sich ein Häftling aus einem anderen Block in seiner Baracke aufhielt, so hatte er zwei Möglichkeiten: Er konnte den veränderten Bestand melden und mußte sodann eine Erklärung für die Veränderung abgeben. Dies war nicht immer einfach und für den Blockältesten mit dem Risiko verbunden, für die Nichtübereinstimmung des Ist-Bestandes mit dem Soll-Bestand schwer mißhandelt zu werden. Die andere, nicht ungefährliche Manipulation, welche die Blockältesten unter sich praktizierten, war der "Ausgleich der Bestände", d.h. eine unauffällige Verschiebung der Häftlinge von einer Gruppe zur anderen, unterwegs zum Appellplatz oder sogar dort selbst.

Bei den zahlreichen willkürlichen Erschießungen von einzelnen Häftlingen durch die deutschen und ukrainischen Wachmannschaften während der Tag- und Nachtschicht, besonders in der Periode der Erschließung des neuen Geländes, entglitt den Deutschen und dem jüdischen OD zeitweise die genaue Kontrolle über den Gesamtbestand der Häftlinge. Die genaue Kontrolle durch Registrierung der Häftlinge anhand von Häftlingsnummern wurde im KZ Krakau-Płaszów erst später eingeführt.

Ein Häftling - sofern er noch lebte -, der die Manipulation verursacht hatte (sich z.B. zum Zeitpunkt des Aufrufs zum Appell und der Blocksperre in einer fremden Baracke aufhielt und in seiner Baracke fehlte), wurde nach dem Appell vom Blockältesten, der die Manipulation durchführen mußte, schrecklich mißhandelt und oft blutiggeschlagen. Der Blockälteste konnte ihn jedoch weder erschlagen (weil er somit wieder ein Problem mit dem Sollbestand gehabt hätte) noch konnte er den Häftling den Deutschen oder der OD melden, da er somit die Manipulation hätte zugeben müssen.

Ich vermute, daß ich aufgrund einer solchen Bestandsmanipulation durch Grünfeld und den Blockältesten der Baracke der "Papiergemeinschaft" auf deren Liste kam, wo in der fraglichen Nacht ein Häftling fehlte. Beim Kommando "Barackenbau - Neues Gelände", wo ich in Ohnmacht fiel, wurde ich wahrscheinlich als tot gemeldet.

Im "Kommando Papiergemeinschaft", wo ich nun gelandet war, wurde unter dem Druck der Normen gearbeitet, die jeden Tag festgelegt wurden. Die Arbeitsbedingungen waren jedoch im Vergleich mit dem "Kommando Barackenbau" erträglich. Unter dem strengen, aber menschlichen Kommando von Grünfeld arbeiteten wir in Tag- und Nachtschicht in einer wettergeschützten Halle.

Die Gefahren bestanden im Erschossenwerden (was auch mehrmals vorkam) auf dem Weg zur und von der Arbeit und im Erschossen- oder Geschlagenwerden bei den mehrmals am Tag und in der Nacht durchgeführten "Inspektionen" durch die deutschen Schergen. Eine zusätzliche Gefahr bestand in den nächtlichen "Schießübungen" der deutschen und ukrainischen Wachmannschaften: Es wurde von draußen in die hellerleuchteten Fenster der Halle geschossen. Drei Häftlinge, darunter eine Frau, wurden auf diese Weise erschossen, ein Häftling wurde schwer verletzt und starb nach zwei Tagen im Revier (Lagerspital).

Trotz dieser Terror-Atmosphäre begann ich bei der Arbeit (Formularbogen, die mit einer Papierschneidemaschine hergestellt wurden, auf Transportloren laden und dann im Lager stapeln), wieder "normal" zu denken. Ich gewann mein psychisches Gleichgewicht vorübergehend wieder, und mein Selbsterhaltungstrieb bzw. die Instinkte, die zu Beginn meines Aufenthaltes in Krakau-Płaszów fast völlig erlahmten, wurden wieder wach.

Meinen Bruder Jerzyk, der trotz der schweren Arbeit im Kommando Barakkenbau in einer besseren psychischen und physischen Verfassung war als ich, sah ich jetzt öfter. Wir sprachen über die Tagesereignisse, über unsere Chancen zu überleben und spekulierten über bevorstehende Lagerereignisse und

Gefahren. Wir halfen uns mit Brot und Suppe, die wir zu unseren Rationen zusätzlich hatten ergattern können.

Zu meinen Kameraden aus Czarny Dunajec verlor ich völlig den Kontakt; sie wurden alle in weit entlegenen Baracken auf dem "Neuen Gelände" einquartiert; nur einmal traf ich einen, der mir erzählte, daß mein treuer Freund und Partner Fredek Silbiger erschossen worden sei.

Ich versuchte, meine früheren Freunde und Schulkameraden zu finden. Es waren nicht viele. Mein Klassenkamerad, Lisiek (Eli) Weinberg, ein Hundehüter und Famulus des berüchtigten Lagerkommandanten Amon Leopold Goeth (verurteilt und hingerichtet in Krakau 1946), wurde kurz vor meiner Ankunft in Płaszów von seinem Chef erschossen. Auch dieses Ereignis wurde in "Schindlers Liste" gezeigt. - Kurz bevor ich nach Płaszów kam, gelang Romek Pilcer, einem anderen Klassenkameraden, zusammen mit seinem Bruder Edek die spektakuläre Flucht aus dem Lager. Beide gelangten nach Ungarn, wo sie den Krieg überlebten. Edek Pilcer traf ich 1945 in einem Sanatorium in Davos wieder; er wanderte zuerst nach Australien aus und lebt heute in Israel. Romek Pilcer, der auch in Australien lebte, traf ich erstmals wieder im Mai 1989 in Tel Aviv anläßlich der Zusammenkunft der überlebenden Schüler unserer Schule; er lebt in Kanada, und wir haben brieflichen Kontakt.

Mein bester Freund aus der Schulzeit, Julek Löffler (über den ich schon berichtet habe), arbeitete zusammen mit seiner Frau in der "Entwesungsanstalt" (Entlausung), wo sein Schwiegervater, Apotheker Raschbaum, Chef war. Zwei- oder dreimal traf ich mich heimlich mit ihm, weil - wie er mir sagte - seine Frau und sein Schwiegervater ihm jeden Kontakt mit seinen früheren Bekannten und Freunden verboten hatten. Julek, früher ein unternehmungslustiger und energiegeladener Junge, war, als ich ihn in Płaszów traf, psychisch vollständig gebrochen und überlebte nicht.

Kontakt aufnehmen konnte ich mit Rysiu (Richard) Ores, meinem Freund aus der Kinderzeit. Er arbeitete zunächst als Krankenpfleger im Spital des Ghettos und war später als solcher im Lagerrevier (Lagerspital) Płaszów tätig. Der originelle, einfallsreiche und stets hilfsbereite Rysiu, der immer, auch unter den widrigsten Bedingungen, seine Originalität und seinen Humor behalten hatte, überlebte. Wir waren nach dem Krieg zusammen im Sanatorium in Davos und studierten gemeinsam in Bern. Dreimal verheiratet und zweimal geschieden, mit fünf Kindern aus zwei Ehen, lebt er (1998) in New Jersey und arbeitet noch als Chefarzt in einem New Yorker Spital. Von ihm wurde ich in Płaszów über die Zustände aufgeklärt, die im Revier herrschten, insbesondere über das tagtägliche Risiko, als Patient erschossen zu werden.

Zum Glück blieb ich in Płaszów von Krankheiten verschont. Nur meine Phlegmone am rechten Unterschenkel wurde unter Äthernarkose im Spital ambulant operiert; danach bekam ich zwei Tage Schonung, d.h. ich durfte mich zwei Tage in der Baracke aufhalten, ohne zur Arbeit gehen zu müssen. In der Baracke war ich sicherer als im Revier.

Schließlich konnte ich mit Dr. Mala Mandelbaum, meiner Lehrerin für polnische Sprache und Literatur, Kontakt aufnehmen. Durch Beziehungen gelang es ihr, sich einen Arbeitseinsatz zu verschaffen, der ihr im Konzentrationslager ermöglichte, für einen kleinen Kreis so etwas wie soziale Fürsorge zu betreiben. Mir half sie mit Gesprächen und mit Brot, das sie von irgendeiner Stelle außerhalb des Lagers bekam und im Lager diskret verteilte. Dr. Mala Mandelbaum überlebte den Krieg, ebenso ihr Mann, Dr. Stanisław (Staszek) Mandelbaum, der ebenfalls mein Lehrer war und als Offizier der polnischen Armee in Rußland kämpfte. Sie waren ein ungleiches Paar. Sie, seit ihrer Jugend aktive Zionistin, kandidierte auf der Liste der zionistischen Parteien bei den Stadtratswahlen in Krakau und nahm als Delegierte der Krakauer Zionisten an zionistischen Kongressen teil, zuletzt kurz vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1939 in Genf. - Er, Prototyp eines assimilierten Juden, Offizier der polnischen Armee, hatte für den Zionismus nicht viel übrig.

Nach dem Krieg wollte Dr. Stanisław Mandelbaum in Polen bleiben, um sich am Wiederaufbau Nachkriegspolens zu beteiligen. Mala setzte ihren Mann jedoch unter Druck und drohte, allein nach Israel auszuwandern. Staszek gab nach, sie gingen beide nach Israel. Als sie sich nach dem Krieg noch in Krakau aufhielten, nahm ich von Davos aus Kontakt mit ihnen auf. Sie besorgten mir in Krakau das Original meiner Geburtsurkunde, ein für einen überlebenden polnischen Juden seltenes Dokument, mit dem ich - so absonderlich es sich anhört - beweisen konnte, daß ich an einem bestimmten Tag in einem bestimmten Ort geboren wurde und Eltern hatte, deren Namen ich trage. Zuerst aus Krakau und dann aus Israel sandten mir Mala und Staszek amtliche Zeugnisse und Bestätigungen betreffend meiner Schulabschlüsse in Krakau, die mir später die Zulassung zur Aufnahmeprüfung an der Universität Bern erleichtert haben.

Dr. Mala Mandelbaum hat nach dem Krieg im Auftrag des "Joint" (American Jewish Joint Distribution Committee) in Polen bei katholischen Familien und in Klöstern versteckte jüdische Kinder aufgespürt und mit Hilfe der Alija B (illegale Einwanderung ins damalige Palästina) nach Israel gebracht.

Dr. Stanisław (Staszek) Mandelbaum, dem ich bei meinen Besuchen in Israel mehrmals begegnete, bekleidete eine leitende Stelle im israelischen Wirtschaftsministerium in Tel Aviv; er starb in Israel noch vor dem Jahre 1967.

Mala kam jedes Jahr nach Europa, und wir trafen uns oft in der Schweiz, wo sie allein oder mit einer Freundin Ferien verbrachte. In den fünfziger Jahren studierte sie ein Jahr lang Psychologie am C.G. Jung-Institut in Zürich. In dieser Zeit verlebten wir mit unserer Tochter Debi (Debora, die damals noch nicht in die Schule ging) gemeinsame Winterferien in Arosa. Bis zu ihrer Pensionierung arbeitete Mala als Schulpsychologin an den städtischen Gymnasien in Tel Aviv. Darüber hinaus betreute sie privat viele Jugendliche und Erwachsene und tat das trotz ihres fortgeschrittenen Alters noch 1998. Sie hatte Kontakte mit allen ihren Schülern, die überlebten, und sorgte für Verbindungen unter den Schülern der verschiedenen Jahrgänge, die sich vor dem Krieg nicht oder nur wenig kannten. Auf ihre Initiative fanden nach dem Krieg drei Treffen überlebender Schüler in Tel Aviv statt; an zweien nahm auch ich teil. Beim letzten Treffen in Tel Aviv im Mai 1989, an dem etwa 30 Schüler aus der ganzen Welt mit ihren Partnern teilnahmen, wurde Dr. Mala Mandelbaum gebührend geehrt. Mein Laudatio habe ich in polnischer Sprache gehalten, der Sprache, in der mich Mala unterrichtete. Sie lebte 1998 in einem hervorragend eingerichteten und geführten Wizo-Altersheim in Tel Aviv. Bei jedem Besuch in Israel freue ich mich, dieser guten, klugen und hochverdienten Frau zu begegnen.

Unter den mörderischen Bedingungen des KZ Krakau-Płaszów schätzte ich meine Überlebenschancen selbst bei Befolgung aller Anordnungen der deutschen Schergen und ihrer Gehilfen nur sehr gering ein. Bei den Lagerappellen, zu denen alle Häftlinge zwecks Selektionen, Exekutionen oder Deportationen versammelt wurden (ich war bei zweien anwesend), standen meine Chancen besonders schlecht. Hier wurden viele Häftlinge erschossen, die nicht kräftig genug aussahen, und ich machte damals keine gute Figur.

So nahm ich wieder das Risiko auf mich, bei Entdeckung durch die Deutschen erschossen zu werden, und verschwand zweimal aus der Baracke, bevor sich die Barackenmannschaft zum Abmarsch auf dem Appellplatz zur Abzählung durch den Blockältesten vor der Baracke aufstellte. Ich nutzte die vorher beschriebenen "Bestandsmanipulationen" aus, zu denen die Blockältesten gezwungen waren, wenn ihr Mannschaftsbestand nicht stimmte, ferner den Umstand, daß in der kurzen Zeit zwischen Ausrufung der Blocksperre und dem

Appell dem Blockältesten keine Zeit blieb, außerhalb des Barackenareals nach einem fehlenden Häftling zu suchen.

Die Idee war nicht originell, aber nur wenige Häftlinge wandten sie an, weil sie die Schläge der Blockältesten nach dem Appell fürchteten, noch mehr jedoch Angst hatten, von den Deutschen, die das Lagerareal nach Ausrufung der Blocksperre mit Hunden durchsuchten, entdeckt und erschossen zu werden. Ich fand ein gutes Versteck, ein Loch von halber Mannshöhe, etwa zwei Blocks von meinem Block entfernt, dicht an einer Latrinenwand. Das Loch konnte ich, in gebeugter Stellung sitzend, mit einem in der Nähe liegenden breiten Holzbrett "verschließen", das ich vor dem "Einstieg" an den Rand des Loches geschoben hatte. Als ich nach dem Appell von weitem hörte, daß sich die Häftlinge den Baracken näherten, schob ich das Brett auf die Seite, kroch aus dem Loch, schlich in meine noch leere Baracke und versteckte mich unter der Pritsche, wo ich liegenblieb, bis die Häftlinge die Baracke betreten hatten.

Ich schaffte es auf diese Weise, mich zweimal zu verstecken, und zwar dank des Umstandes, daß ich zwischen den beiden fraglichen Appellen in eine andere Baracke (Block) verlegt wurde und somit das Manöver bei zwei Blockältesten durchführen konnte. Beide Male benutzte ich das gleiche Versteck. Entdeckt wurde ich nicht; bei dem fürchterlichen Gestank, der dort herrschte, konnten wahrscheinlich auch die Hunde nichts ausrichten. Beide Male wurde ich von den Blockältesten, bei denen ich mich versteckt hatte, nach den Appellen schwer mißhandelt.

Retrospektiv betrachtet habe ich angesichts des sehr schlechten psychischen Zustandes, in dem ich mich damals befand, keine Erklärung für mein höchst riskantes Verhalten. Ich erlebte nämlich damals, soweit ich es heute beurteilen kann, die schlimmste Periode meiner gesamten "KZ-Karriere" und befand mich zeitweise im Zustand totaler Resignation und Apathie. Bis zu meiner Einlieferung ins KZ Płaszów, also im Arbeitslager Czarny Dunajec, funktionierte meine Psyche noch einwandfrei, trotz der dort herrschenden extremen Bedingungen und Gefahren. Zu keinem Zeitpunkt wurde ich dort von Resignation, Apathie oder Gedanken an Selbstaufgabe erfaßt. In Płaszów jedoch, in der Nähe meiner Heimatstadt, in Kontakt mit vielen mir früher bekannten, jetzt aber völlig veränderten Menschen, angesichts der Ungleichheit der Häftlingsbehandlung, in der Atmosphäre der grausamen Herrschaft der deutschen Schergen und ihrer Gehilfen, war ich nahe daran, den Halt zu verlieren.

Wahrscheinlich begann ich damals zu "verwildern". Es schwand die Hoffnung und mit ihr die Wahrnehmung der Realität. Offenbar erstarb jedoch mein

Selbsterhaltungstrieb doch nicht ganz und überwand in Gefahrenmomenten den Zustand der Apathie, so daß ich noch imstande war, überlegte Risiken einzugehen. Vor einem völligen Persönlichkeitszerfall rettete mich wahrscheinlich der Kontakt mit meinem Bruder Jerzyk, der damals zum Glück in einer viel besseren Verfassung war als ich. Es ist bezeichnend, daß ich mein psychisches Gleichgewicht wiederfand, sobald ich das Lager Krakau-Płaszów verlassen hatte, obwohl die Lebensbedingungen (Arbeit, Verpflegung und Mißhandlung) nicht besser und die Gefahr, erschossen zu werden, nicht geringer wurden.

2.5. Konzentrationslager Groß-Rosen 1944

2.5.1. Das Hauptlager

Am 21. April 1944 wurden mein Bruder Jerzyk und ich mit einem Häftlingstransport vom Konzentrationslager Krakau-Płaszów in das KZ Groß-Rosen gebracht. Wieder einmal konnte ich das Datum des Transportes rekonstruieren, weil der Transport einen Tag nach dem "Führergeburtstag" (20. April) erfolgte. "Zur Feier des Tages" wurden viele Häftlinge im Lager von den betrunkenen deutschen und ukrainischen Schergen mißhandelt und erschossen.

Beim Verladen der Häftlinge in die Güterwaggons auf dem Bahnhof Krakau-Płaszów war die deutsche und ukrainische Wachmannschaft noch halb betrunken. Jerzyk und ich kamen in den gleichen Waggon. Je 40 bis 50 Häftlinge wurden in jeder Waggonhälfte mit Stacheldraht eingepfercht. Im freigebliebenen mittleren Teil des Waggons standen vor offenen Waggontüren zwei Wachposten. Beim Einsteigen wurden die Häftlinge von der Wachmannschaft mit Gewehrkolben geschlagen. So erhielt auch ich einen Kolbenschlag auf die linke Seite des Kopfes; eine Woche lang sah ich mit dem linken Auge gar nichts mehr. Seit dieser Zeit beträgt die Sehkraft meines linken Auges (die seit meiner Geburt etwas geringer war als die des rechten Auges), wie nach dem Kriege festgestellt wurde, etwa 10% und konnte nicht mehr korrigiert werden, weder mit Brille noch operativ.

Der Transport ging von Płaszów früh am Morgen ab; am Abend kamen wir in Groß-Rosen an, damals Schlesien, Kreis Schweidnitz, inzwischen längst Rogożnica in Polen. Das Konzentrationslager wurde im Mai 1941 errichtet, im Jahre 1944 waren dort etwa 12.000 Häftlinge eingesperrt. Angaben über dieses Lager fand ich in M. Weinmann (Hg.), 'Das nationalsozialistische Lagersystem' (Verlag Zweitausendeins, Frankfurt 1990).

Nach Ankunft wurden wir der "Aufnahmeprozedur" unterzogen: Geschlagen und angebrüllt mußten wir uns ausziehen, duschen und desinfizieren. Letzteres erfolgte in einem Bassin, gefüllt mit Wasser, das ein stark riechendes Desinfektionsmittel enthielt. Im mittleren Teil des Bassins lagen auf einer Breite von etwa drei Metern Bretter auf der Wasseroberfläche. Unter diese Bretter mußten wir tauchen, und so wurden auch Kopf und Haare desinfiziert. Mit vom Desinfektionsmittel brennender Haut und schmerzenden Augen wurden wir zum "Friseur" getrieben. Hier bekamen wir die "Häftlingsfrisur" verpaßt: Über die Mitte des Kopfes von der Stirn bis zum Halsansatz wurde ein "drei Finger breiter Streifen" (so lautete die Vorschrift) mit einer Haarschneidemaschine kahlgeschoren, den wir "Läusepromenade" nannten.

Daraufhin haben wir ein Hemd, eine Unterhose, einen gestreiften Häftlings-"Zebra"-Anzug und eine gestreifte Mütze "gefaßt". Von den Kleidungsstükken, die wir bei der Ankunft in Groß-Rosen getragen hatten, durften wir nur den Hosengurt und die Schuhe behalten, Stiefelschuhe ausgenommen. So erhielten einige "prominente" Häftlinge, die in Stiefelschuhen angekommen waren, Lagerschuhe mit Holzsohlen. Mein lederner Hosengurt aus dieser Zeit befindet sich noch heute in meinem Besitz; gemessen bis "zum letzten Loch" betrug mein Taillenumfang beim Überschreiten der Schweizer Grenze im April 1945 etwa 48 cm. Den Gurt und eine Brille mit kaputten Gläsern bewahre ich als "Andenken" an meine KZ-Zeit auf.

Mit gestreiften "Zebra-Anzügen" neu eingekleidet und mit der "Läusepromenade" geschmückt, wurden wir zur Registrierung getrieben. Hier erhielten wir, aufgedruckt auf einem Stoffstreifen (den wir auf der linken Brustseite unseres "Zebra"-Anzuges annähen mußten), die Häftlingsnummer mit dem roten Kennzeichnungswinkel. Ich erhielt die Nummer 82666. Diese Nummer, die ich nach dem Krieg nicht mehr im Gedächtnis behielt, habe ich im Jahre 1953 auf Anfrage vom Polnischen Roten Kreuz erfahren, das über die Liste der aus dem KZ Groß-Rosen in das KZ Flossenbürg (meine nächste KZ-Station) verlegten Häftlinge verfügte.

Mit dem roten Kennzeichnungswinkel wurden wir in die Kategorie der politischen Häftlinge eingereiht. Bereits im Jahre 1937 wurden farbige Dreiecke, die bekannten "Winkel", in den KZs eingeführt, die signalisieren sollten, weshalb ein Häftling ins KZ eingewiesen worden war. Rot für Politische, grün für Kriminelle, schwarz für Asoziale, violett für Bibelforscher, blau für Emigranten, rosa für Homosexuelle und gelb für Juden. Zu der Zeit, als wir nach Groß-Rosen kamen, gab es dort keine Häftlinge mit gelben Winkeln.

So "avancierte" ich zum politischen Häftling. Es war eine merkwürdige Verwandlung, der die Gruppe aus dem KZ Krakau-Płaszów unterzogen wurde. Jetzt verschwanden alle "Status-Unterschiede", die sich in Płaszów auch in der Qualität der mit gelben Farbzeichen auf dem Rücken versehenen Zivilkleider äußerten. Wir sahen jetzt alle gleich aus und wurden auch "gleich behandelt".

Das KZ Groß-Rosen wurde im Jahre 1941 gegründet. Viele "Violette", "Schwarze" und "Rote" waren dort eingesperrt. Das Regiment (Kapos, Block- und Stubenälteste) führten jedoch die "Grünen" (Kriminelle). Das Lager selbst war als Haupt- und Durchgangslager konzipiert. Seine Aufgabe bestand in der Versorgung der Rüstungsindustrie in den Sudeten, in Sachsen und Schlesien mit Arbeitskräften, die auf 35 Kommandos (Lagerfilialen) verteilt waren.

Drei oder vier Tage lebte ich im Hauptlager. Das Regiment dort war streng, aber geordnet; vor allem gab es zu dieser Zeit keine wilden Schießereien, denen man in Płaszów tagtäglich ausgesetzt war. Die Essensrationen waren karg bemessen; da wir jedoch in dieser Zeit nicht arbeiten mußten, war das Hungergefühl erträglich. Das "Organisieren" zusätzlicher Lebensmittel war für die neu angekommenen Häftlinge unmöglich. Darunter litten vor allem die "Prominenz" und die "Macher", die gewohnt waren, sich im Lager Krakau-Płaszów für Geld Lebensmittel zu beschaffen.

Unsere "Aktivitäten" waren beschränkt auf die "gewöhnlichen" und "außergewöhnlichen" Appelle auch in der Nacht, verbunden mit der obligaten "Gymnastik", Mißhandlungen durch die SS-Schergen und die "grünen" Kapos. Auf einer beschränkten Fläche, auf der sich auch die Blocks (Baracken) von "alten" Häftlingen befanden, konnten wir uns während des Tages ziemlich frei bewegen.

So konnte ich mit einem "violetten" Holländer Kontakt aufnehmen. Der hochgewachsene Mann, um die dreißig, saß bereits ein Jahr in Groß-Rosen. Er erzählte mir, daß er von spanischen Juden abstamme, und daß seine Großeltern zum Protestantismus konvertiert seien. Er selbst war bis zu seiner Verhaftung an einem Priesterseminar tätig, wo er Altes Testament unterrichtete. Der Kontakt kam dadurch zustande, daß er jemanden suchte, mit dem er hebräisch sprechen konnte. So haben wir eine Konversation in Hebräisch geführt. Ich sprach ivrit, wie ich es zu Hause in Krakau gelernt hatte, er ein "alttestamentliches", aber verständliches Hebräisch. Der freundliche Mann, dessen Namen ich nie erfahren habe und der bestens über die aktuelle Kriegssituation orientiert war, flößte mir Hoffnung ein, er versicherte mir, daß das Ende des Dritten Reiches kurz bevorstand. Er half mir auch mit Brot und einmal sogar mit

Suppe. Als "alter" Häftling hatte er die Möglichkeit, zusätzliche Lebensmittelrationen zu organisieren.

Drei oder vier Tage nach unserer Ankunft wurden wir von einer Ärztekommision untersucht, bestehend aus drei Ärzten, die unter den Ärztekitteln SS-Uniformen trugen. Nach dieser Untersuchung wurde die Häftlingsgruppe aus Krakau-Płaszów auf verschiedene Kommandos verteilt. Mein Bruder Jerzyk und ich wurden einen Tag nach der ärztlichen Untersuchung nach Wüstegiersdorf abtransportiert.

2.5.2 Kommando Oberwüstegiersdorf

Wüstegiersdorf, früher im Kreis Waldenburg in Schlesien, gehört längst zu Polen und heißt Gierce Puste. - Das Kommando Wüstegiersdorf, in dem (auf 14 Unterkommandos verteilt, darunter zwei Frauenlager) 12.000 bis 16.000 Häftlinge arbeiteten, war als die Gruppe "Riese" bekannt. Ihre Aufgabe bestand in der Errichtung des "Führer-Hauptquartiers" und im Bau von unterirdischen Industriewerken unter Leitung der "OT(Organisation Todt)-Riese". All das wußte ich zur Zeit meiner Inhaftierung natürlich nicht. Die Angaben entnahm ich dem bereits erwähnten Werk von M. Weinmann 'Das nationalsozialistische Lagersystem' (Frankfurt 1990).

Wir wurden in ein kleines Lager gebracht, wo sich bei unserer Ankunft etwa 100 bis 200 Häftlinge befanden, meist ungarische Juden. Als Lagerältester wirkte dort ein früherer Anwalt aus Budapest namens Messinger, ein sehr kluger und kultivierter Mann, der sich, soweit möglich, um das Wohl seiner Mithäftlinge kümmerte. Insbesondere ging es um das Zusammenleben der polnischen und ungarischen Juden unter Lagerbedingungen. Das Problem bestand darin, daß die ungarischen Juden von den Vernichtungsmaßnahmen ziemlich spät erfaßt wurden und direkt aus der Freiheit ins KZ gelangten. Sie litten dadurch viel stärker unter den KZ-Bedingungen als wir, die polnischen Juden, die bei unserer Ankunft in Oberwüstegiersdorf bereits ein bis zwei Jahre KZ-Erfahrung hinter uns hatten. Dies hatte zu Spannungen und internen Auseinandersetzungen geführt, die Messinger zu schlichten versuchte, unter anderem dadurch, daß er das Gespräch mit uns suchte, um von unseren KZ-Erfahrungen zu profitieren.

Lagerkommandant war ein SS-Offizier. Unsere Bewachung bestand vorwiegend aus älteren Wehrmachtssoldaten, die (wie sie uns sagten) kurz zuvor in die "Waffen-SS" eingegliedert und mit entsprechenden Uniformen samt Abzeichen ausgestattet waren.

Mein Bruder Jerzyk und ich wurden einer Gruppe von etwa 20 bis 30 Häftlingen zugeteilt, dem "Marketender-Kommando", und jeden Morgen mit einem Lastwagen unter Bewachung durch zwei Soldaten in ein etwa 20 km entferntes Material-Zentrallager transportiert. Das Lager diente der Versorgung der 14 Unterkommandos der Gruppe "Riese". Unsere Arbeit bestand darin, die ankommenden (mit Kohle, Kartoffeln, Rüben, aber auch mit Möbeln und anderen Gebrauchsgegenständen beladenen) Bahnwaggons zu entladen und die Güter in die dafür bestimmten Lagerhallen zu transportieren. Ferner mußten wir Lastwagen beladen, mit denen Waren in die Filialen (Kommandos) der Gruppe "Riese" gebracht wurden. Die Arbeit war schwer; von unseren ständigen Bewachern (zwei ältere Wehrmachtssoldaten, die der "Waffen-SS" zugeteilt waren) wurden wir jedoch nicht mißhandelt. Nur wenn unsere ständigen Bewacher einen dienstfreien Tag hatten und sich durch andere, meistens jüngere Bewacher vertreten ließen, wurden wir von diesen oft mit Schlägen traktiert.

Hungern mußten wir in diesem Kommando nicht. Inmitten von Bergen von Kartoffeln und Rüben, die wir aus den Bahnwaggons ausladen mußten, hatten wir die Möglichkeit, in der Mittagspause Kartoffeln zu braten und manchmal eine Suppe aus Kartoffeln und Rüben zu kochen.

Die Deutschen, in diesem großen Zentrallager arbeitende uniformierte Mitglieder der OT-Organisation, aber auch Zivilisten, Frauen und Männer, benahmen sich uns gegenüber - von einigen OT-Schergen abgesehen - indifferent oder zeigten sogar Mitleid mit uns; mancher von uns bekam gelegentlich unauffällig ein Stück Brot zugesteckt.

Als einmal der Verwalter des Zentrallagers (ein Zivilist) durch unsere Bewacher fragen ließ, ob einer von den Häftlingen zufällig mit einer Rondo-Feder schreiben könne, meldete ich mich. Ich hatte tatsächlich mit der Rondo-Feder zu schreiben gelernt, als ich im Rahmen der praktischen Handelsfächer im Gymnasium Schaufensterbeschriftungen übte. So habe ich eine Woche lang mit drei Rondo-Federn verschiedener Breite nach genauer Anweisung des Zentrallager-Verwalters Schränke, Schubladen und Regale beschriftet.

Bei der Gelegenheit bekam ich wieder Gegenstände in für mich unvorstellbaren Mengen zu sehen, die ich seit Jahren überhaupt nicht mehr gesehen hatte. Toilettenartikel aller Art wie Kämme, Zahnbürsten, Toilettenseife, ferner Taschentücher, Socken, Turnschuhe und anderes mehr. Als ich den Lagerverwalter fragte, ob alle diese Güter für die Wachmannschaften bestimmt seien, meinte er, daß auch Häftlinge damit versorgt würden. Ich glaubte zuerst, daß er scherze, erfuhr jedoch später, daß diese Waren tatsächlich auch für Häftlin-

ge bestimmt waren, wenn auch nicht für jüdische KZ-Häftlinge, sondern für Inhaftierte einiger "Oflag"-Lager (Lager für kriegsgefangene Offiziere).

Mit meiner "Schriftenmalerei", wie der Lagerverwalter es nannte, war man zufrieden, und so wurde ich immer von meiner normalen Arbeit geholt, wenn ein neues Schild oder irgendeine Beschriftung angefertigt werden mußte.

Ab und zu fuhren einige von uns mit Lastwagen in die benachbarten Lager, wo wir Güter abladen mußten. So kam ich einmal in ein Frauenlager, wo jüdische Frauen in einer Munitionsfabrik (Dynamit AG) arbeiteten, und ein andermal in ein "Stalag" (Stammlager der Wehrmacht) mit russischen Kriegsgefangenen, das abgesperrt war und das wir nicht betreten durften, weil im Lager Typhus herrschte; die Kartoffeln haben wir auf einem Haufen vor dem Lagereingang abgeladen.

In einem "Oflag" (Lager für kriegsgefangene Offiziere) in einer Ortschaft, deren Namen ich vergessen habe, wo wir Möbel und die früher erwähnten Toilettenartikel abluden, sah ich englische Offiziere, die Volleyball spielten. Mit einem dieser Offiziere in Uniform ohne Rangabzeichen, der die von uns abgeladene Ware in Empfang nahm, konnte ich mich kurz unterhalten, von ihm unauffällig in Englisch angesprochen. Er fragte mich, wie es uns gehe, und sagte, daß er über die Behandlung der Juden in den Konzentrationslagern bestens informiert sei, daß wir durchhalten müßten, weil die Deutschen den Krieg bald verlieren würden. Die Erinnerung an diese Begegnung behielt ich lange im Gedächtnis, nicht nur wegen der damals für mich fast esoterischen Erscheinung eines Offiziers in englischer Uniform, der unter Wahrung aller konspirativen Regeln mit mir als Gleichem unter Gleichen englisch sprach, sondern wegen der Bestimmtheit, mit der er mich und meine Kameraden zum Durchhalten aufforderte und wegen der Sicherheit, mit welcher er das bevorstehende Ende der NS-Herrschaft verkündete. Die Wirkung dieser Begegnung auf mein späteres Verhalten und meinen Durchhaltewillen bis zu meiner Flucht war eminent.

In der Zwischenzeit hatte mich ein Unglück schwer getroffen. Meine Brille, und zwar sowohl die Gläser als auch die Brillenfassung, gingen an einem Vormittag beim Ausladen eines Waggons mit Kohle in die Brüche. Mit dem linken Auge sah ich auch mit der Brille nur wenig und mit dem rechten Auge ohne Brille auf eine Entfernung von mehr als zwei bis drei Meter praktisch nichts. In meiner Verzweiflung wandte ich mich an einen der uns bewachenden Soldaten. Er reagierte schroff und abweisend, schrie mich an und befahl mir, meine Arbeit unverzüglich fortzusetzen.

Während der Mittagspause, als ich mit trüben Gedanken meine Suppe löffelte, rief mich der gleiche Wachsoldat, den ich vorher angesprochen hatte, und befahl mir, einen Lastwagen zu besteigen. Auf dem Fahrersitz saß bereits der Wehrmachtssoldat, der uns jeden Tag vom Lager an unseren Arbeitsplatz brachte. Mein Bewacher, wie üblich mit Gewehr bewaffnet, stieg zu mir auf die Lastwagenplattform, und so fuhren wir in die nahe gelegene Stadt Hirschberg (heute Jelenia Góra in Polen). Unterwegs erzählte mir mein Bewacher, daß er vom Lagerverwalter, für den ich die "Schriftenmalerei" besorgte, einen Bezugsschein für eine Brille erhalten hatte.

In Hirschberg angekommen, hielt der Lastwagen vor einem Optikerladen. Der Optiker, ein älterer Herr in einem weißen Kittel, paßte mir die Gläser sorgfältig an und sagte meinem Bewacher, daß wir die Brille in einer Stunde abholen könnten. Der Lastwagenfahrer ließ seinen Wagen vor dem Laden stehen und sagte uns, daß er in einer Stunde wieder da sei. Mein Bewacher und ich begaben uns auf einen Rundgang durch die Stadt, wo er mit Bezugsscheinen in drei Läden private Besorgungen machte. Er kaufte geblümten Stoff für einen Damenrock, ein Paar Socken und ein Hemd.

Für mich war der stundenlange "Spaziergang" durch die Straßen einer Stadt, die weder zerstört noch beschädigt war, an einem sonnigen Herbstnachmittag ein fast irreales Erlebnis. Saubere Straßen mit normal gekleideten Menschen und Verkaufsläden mit Ware, die man (wenn auch auf Bezugsscheine) kaufen konnte, all das kam mir völlig irreal vor. Nach einer Stunde kehrten wir zum Optikerladen zurück. Der Lastwagenfahrer wartete bereits vor dem Laden. Wir gingen hinein, meine Brille war fertig und lag auf dem Ladentisch. Wortlos paßte mir der Optiker noch die Brillenbügel an und händigte mir die Brille aus. Der mich bewachende Soldat verabschiedete sich von dem Optiker, und wir fuhren zum "Marketender-Kommando", unserem Arbeitsplatz, zurück.

Die Brille mit der in der Zwischenzeit verrosteten Metallfassung und gesprungenem Glas befindet sich noch heute in meinem Besitz; zusammen mit dem erwähnten ledernen Hosengurt bewahre ich sie als "Andenken" aus meiner KZ-Zeit auf.

Die Arbeit in unserem Kommando war zwar schwer, aber im Vergleich mit anderen Kommandos erträglich. Schlecht gekleidet und mit löchrigem Schuhwerk litten wir nach Anbruch des Winters jedoch schwer unter der Kälte. - Die Verhältnisse im Lager, wohin wir jeden Abend nach der Arbeit zurückkehrten, waren besser als in "meinen" bisherigen Lagern. Es bestanden Waschmöglichkeiten, und dank unseres Einsatzes im "Marketender-Komman-do" konnten wir die Mithäftlinge sogar mit dem Luxus von Seife versorgen. - In den

Schlafräumen herrschte absolute Sauberkeit, nicht zuletzt dank der Bemühungen des Lagerältesten Messinger, der nicht nur die Räume, sondern auch die persönliche Sauberkeit jedes einzelnen Häftlings streng kontrollierte.

Mit der Zeit gewöhnten sich ungarische und polnische Häftlinge aneinander, und ich lernte sogar ein paar Brocken Ungarisch. Die einzelnen Kommandos bestanden jedoch immer entweder aus ungarischen oder polnischen Häftlingen.

Die miserable Lagerverpflegung konnten wir auf den Kommandos durch "Organisieren" ergänzen. - Appelle, reguläre und nichtreguläre, vorwiegend in der Nacht und mit der dazugehörigen "Gymnastik", wurden auch in diesem Lager abgehalten. Wilde Erschießungen von Häftlingen wurden hier jedoch nicht praktiziert.

Zwei ungarische Mithäftlinge wurden wegen Fluchtversuchs durch den Strang hingerichtet. Die zwei jungen Burschen schnitten in der Nacht den Stacheldrahtzaun durch und brachen aus dem Lager aus. Die Flucht erfolgte ohne jede Vorbereitung und hatte nicht die geringsten Aussichten auf Erfolg. Am anderen Tag wurden die beiden Häftlinge gefaßt. Von der Bewachungsmannschaft schwer zusammengeschlagen, wurden sie etwa eine Woche lang in der Arrestzelle des Lagers eingesperrt. Wir wußten zuerst nicht, was mit ihnen geschehen würde. Nach etwa einer Woche, als wir von der Arbeit in das Lager kamen, sahen wir auf dem Appellplatz zwei neuerrichtete Galgen. Wir durften uns, wie jeden Tag, in die Waschräume begeben. Hierauf folgte wie üblich der Appell, das Essen kam, und wir wurden in unsere Schlafräume abkommandiert. Etwa eine Stunde später gab es wieder Appell.

Als wir uns auf dem Appellplatz nach Blocks geordnet aufstellten, standen die beiden Delinquenten bereits neben den Galgen, von zwei Wachmännern bewacht. Der Lagerkommandant, ein SS-Mann, verlas das Urteil aus Berlin, wonach die beiden zum Tode durch den Strang verurteilt waren. Unmittelbar danach wurden sie mit verbundenen Augen gleichzeitig gehängt, indem ihnen nach Anlegen der Schlingen die Holzschemel, auf denen sie standen, unter den Füßen weggezogen wurden. Das alles spielte sich in einer gespenstischen Stille ab, die nur durch die Urteilsverlesung unterbrochen war.

2.6. Der Todesmarsch im Februar 1945

Am 17. oder 18. Februar 1945 wurde das Lager Wüstergiersdorf geräumt. Die Zeit der Todesmärsche brach an. Mit dem Heranrücken der Roten Armee begannen die Deutschen in aller Eile, die Konzentrationslager zu räumen. Kranke und schwache Häftlinge wurden erschossen, die übrigen zu Fuß in die wei-

ter westlich gelegenen Lager getrieben. Transportmittel standen nicht mehr zur Verfügung. Mindestens ein Drittel der im Januar 1945 registrierten KZ-Häftlinge kam bei Todesmärschen und Massenexekutionen ums Leben. Aus unserem Lager in Wüstergiersdorf konnten alle ausrücken, allerdings nur einen Teil der Strecke mit der Bahn zurücklegen. Am Ziel, dem Konzentrationslager Flossenbürg, kam nur ein Teil der Häftlinge an. Viele starben unterwegs an Hunger, Kälte und Erschöpfung oder wurden erschossen, wenn sie nicht weitergehen konnten (vgl. M. Weinmann 1990).

Bewacht wurde der gespenstische Zug von unseren Wachmännern nur am Anfang. Später wechselte die Bewachung ständig, und es waren die neuen, meist jungen SS-Männer, welche die Häftlinge erschossen, die nicht weitermarschieren konnten. Sofern überhaupt, wurde die kümmerliche Verpflegung nur unregelmäßig verteilt, so daß es Tage gab, an denen wir ohne Essen marschieren mußten. Gerastet und geschlafen haben wir entweder unter freiem Himmel im Schnee oder in zerbombten leeren Kasernen und Baracken, wo wir unter Schutt und Abfällen nach etwas Eßbarem suchten.

Wie mein Bruder Jerzyk und ich diesen Marsch überlebten, können wir bis heute nicht verstehen. Auch dieser Marsch gehört für mich in das Kapitel des Unverstandenen, des Unverständlichen, Unbeschreiblichen. Die Erinnerungen an die infernalischen Szenen, die sich damals abspielten, verfolgen mich bis auf den heutigen Tag. Darüber zu schreiben, sehe ich mich noch heute außerstande.

2.7. Konzentrationslager Flossenbürg im Februar 1945

2.7.1. Das Hauptlager

Am 25. Februar 1945 kam unsere dezimierte Häftlingsgruppe im Konzentrationslager Flossenbürg an. Dieses genaue Datum, zusammen mit meinen Personalien und meiner Häftlingsnummer 82666, entnahm ich der Antwort des Polnischen Roten Kreuzes, die ich durch die Vermittlung der polnischen Gesandtschaft in Bern auf Anfrage am 13. August 1953 erhalten habe. Die Angaben wurden der Häftlingskartei des Konzentrationslagers Flossenbürg entnommen, welche nach dem Kriege in den Besitz des Polnischen Roten Kreuzes gelangte.

Das Konzentrationslager Flossenbürg lag im Kreis Neustadt a.d. Waldnaab in Bayern, wurde 1938 gegründet und gehörte zu den "alten" Konzentrationslagern. Durch dieses KZ gingen bis zur Befreiung am 23. April 1945 nach den dort aufgefundenen Namenslisten 81.000 Häftlinge (vgl. M. Weinmann 1990).

Sklavenarbeit verrichteten die Häftlinge im Lager selbst sowie in zahlreichen Kommandos für die Rüstungsindustrie, insbesondere für die in Bergstollen versteckten Messerschmitt-Flugzeugwerke.

Nach Ankunft im KZ Flossenbürg wurden mein Bruder Jerzyk und ich gewaltsam getrennt. Es war eine schmerzliche Trennung. Mit Gewehrkolben und Peitschen von SS-Schergen geschlagen, konnten wir jedoch die Trennung nicht verhindern. Jerzyk kam in einen benachbarten, durch ein Drahtgitter getrennten Block. Am Tag unser Ankunft sahen wir uns gegen Abend am Gitterzaun zum letzten Mal vor Kriegsende. Jerzyk, der sich während der ganzen Haftzeit immer in einer besseren physischen und psychischen Verfassung befand als ich, war damals schwer mißhandelt worden und in einem verzweifelten Zustand. Etwa fünf Minuten lang versuchte ich am Drahtgitter mit Jerzyk zu sprechen, bevor ich von einem deutschen Kapo (mit grünem Winkel für Kriminelle) mit Peitschenhieben vom Drahtzaun weggeprügelt wurde.

Über die Umstände, unter denen wir im Lager Flossenbürg getrennt wurden, sprachen wir auch nach Kriegsende nicht. Es gibt Erlebnisse und Ereignisse aus unserer gemeinsamen Leidenszeit, über die wir auch unter Brüdern bewußt oder unbewußt nicht sprechen können und wollen und die wir aus den Gesprächen über unsere Vergangenheit ausklammern.

Als wir im KZ-Flossenbürg eintrafen, war dort die "normale" Lagerordnung schwer gestört. In den Baracken war kein Platz mehr für die aus allen Richtungen eintreffenden Überlebenden der Todesmärsche. Zahlreiche Häftlingsgruppen mußten die kalten Februarnächte auf dem Appellplatz unter freiem Himmel verbringen. Häftlingsgruppen verschiedener Nationalitäten bekämpften sich und brachten sich gegenseitig um. Unter den verwilderten, hungrigen, erschöpften und vollständig demoralisierten Häftlingen herrschte das nackte Faustrecht.

Die SS-Lagerleitung übergab einen Teil des Kommandos an deutsche Kriminelle (grüne Winkel), die von der SS mit Pistolen bewaffnet wurden, von denen sie eifrig Gebrauch machten. - Unter diesen chaotischen Bedingungen wurden jeden Morgen Arbeitsgruppen für den Einsatz in den benachbarten Rüstungswerken zusammengestellt. Ein Teil der Häftlinge versuchte, sich mit allen Mitteln dem Arbeitseinsatz zu entziehen.

Ich sah das ganztägige Verbleiben im Lager als ein zu großes Risiko und versuchte vom ersten Tag an, in eine Arbeitsgruppe integriert zu werden. So arbeitete ich einige Tage in den Messerschmitt-Werken. Unter Tage bei künstlicher Beleuchtung schob ich acht bis neun Stunden lang auf Schienen laufende, mit Metallteilen schwerbeladene Loren, die von den Lagerräumen in die

Werkshallen transportiert werden mußten. Die Arbeit war schwer, aber unter Aufsicht der Wehrmacht gut organisiert. Vor allem jedoch war die Verpflegung (Mittag- und Abendessen) gut; die Häftlinge erhielten dort nämlich Wehrmachtsverpflegung. So konnte ich mich trotz der schweren Arbeit von den Folgen des Hungers und der Strapazen des Todesmarsches "erholen".

Nach etwa einer Woche wurde ich eines Morgens unerwartet von einem "grünen" Kapo auf dem Appellplatz aus der abmarschbereiten Gruppe herausgeholt und in eine weit entlegene, mit einem Drahtzaun umzäunte und von zwei Wachmännern bewachte Baracke geführt. In der Baracke waren etwa 40 bis 50 russische Offiziere untergebracht. Im Gegensatz zu anderen Häftlingsbaracken war diese Baracke geräumig und blitzsauber. Die Holzpritschen waren mit sauberen Strohsäcken ausgelegt, mit strohgefüllten Kissen ausgestattet und mit sauberen Wolldecken zugedeckt. In der Mitte der Baracke stand ein langer Tisch mit Stühlen, an dem die Häftlinge saßen und lasen oder schrieben; ein Anblick und eine Luxuseinrichtung, die ich zum ersten Mal in einem Konzentrationslager sah.

In dieser Baracke sollte ich zusammen mit einem anderen jüdischen Häftling, der schon längere Zeit in dieser Baracke war, den "Stubendienst" verrichten. Mein Vorgänger - so sagte mir der "grüne" Kapo, der mich dorthin brachte - wurde am Vortag erschossen, weil er beim "Organisieren" ertappt worden war. - Vom Blockältesten, einem Russen, erhielt ich in der Barackenecke über dem Bett des zweiten "Stubendienstes" eine saubere Pritsche zugewiesen. Zu zweit (wir waren die einzigen Juden in der Baracke) sorgten wir für Ordnung und Sauberkeit in der Baracke, holten das Essen für die gesamte Barackenbelegschaft, reinigten das Geschirr (es gab tatsächlich dort für jeden Häftling einen Metallteller, einen Löffel und einen Getränkebehälter mit Dekkel) und stopften die Strohsäcke mit frischem Stroh.

Meine bisherigen Erfahrungen mit russischen Mithäftlingen waren nicht die besten. Sie gehörten zu den brutalsten Lagerinsassen im KZ Flossenbürg und haßten uns Juden wie die Pest. Um so mehr war ich überrascht vom Benehmen dieser Gruppe russischer Offiziere, für die ich "Stubendienst" verrichtete. Sie waren korrekt, ja sogar höflich uns beiden Juden gegenüber und zeigten Interesse an unseren persönlichen Schicksalen und Erlebnissen. Über sich selbst sprachen sie nicht viel. Ich erfuhr jedoch, daß alle von Beruf Ingenieur waren und in Leningrad oder Moskau studiert hatten. Sie sagten mir auch, daß sie vor etwa drei Monaten aus einem Lager in Süddeutschland ins KZ Flossenbürg gebracht worden waren. Was man mit ihnen vorhatte, wußten sie nicht. Sie mußten nicht arbeiten, durften sich nur auf dem umzäunten Areal rund um die

Baracke bewegen, verfügten über Bücher in russischer Sprache wie auch über Schreibpapier und Bleistifte und waren gut verpflegt, wovon auch wir, die zwei jüdischen "Stubendienste", profitierten. Bei diesen russischen Offizieren lernte ich ein wenig russisch sprechen und auch lesen. Lesen (kyrillische Schrift) habe ich in der Zwischenzeit fast gänzlich verlernt; mich verständlich zu machen - wenn auch in schlechtem Russisch - gelingt mir noch heute.

Etwa ab Mitte März 1945 hörten wir fast jede Nacht Bombardements in der Nähe des Lagers (das Lager selbst wurde nicht bombardiert), wir wußten, daß sich die Front näherte und die deutsche Niederlage bevorstand. - Im Lager kursierten Gerüchte, wonach das Lager nicht evakuiert würde und die SS beabsichtige, alle nichtdeutschen Häftlinge zu erschießen. Tatsächlich wurden, wie ich nach dem Krieg erfuhr, kurz vor der Befreiung im KZ Flossenbürg viele Häftlinge ermordet.

Mein Bruder Jerzyk wurde noch vorher aus Flossenbürg ins Konzentrationslager Dachau gebracht.

Die Überlebenden des KZ Flossenbürg wurden von alliierten Truppen am 23. April 1945 befreit - am gleichen Tag, an dem ich die Schweizer Grenze überschritten habe. - Bis es soweit war, mußte ich jedoch noch die letzte und schwierigste Etappe meines Konzentrationslagerlebens zurücklegen.

2.7.2. Das Bahnmeisterei-Kommando

Anfang April 1945 wurde ich zusammen mit dem anderen jüdischen "Stubendienst" früh morgens (es war noch dunkel) von zwei SS-Schergen aus der russischen Offiziersbaracke geholt und zur Bahnrampe gebracht. Dort standen bereits etwa 80 bis 90 jüdische Häftlinge. Wir wurden in einen Güterwaggon verladen. Etwa zwei bis drei Stunden lang saßen wir in Ungewißheit im Waggon, durch zwei SS-Männer bewacht.

Als es hell wurde, merkten wir aus den Aktivitäten, die sich rund um den Zug abspielten, daß wir einem neu zusammengestellten Bahnmeisterei-Kommando zugeteilt wurden. Die Existenz solcher Kommandos war uns bekannt. Sie wurden in den letzten Kriegsmonaten von den Deutschen laufend zusammengestellt und bestanden aus einem Zug mit Güterwaggons, in denen sich die Häftlinge befanden, aus einem Güterwaggon mit Werkzeug und aus einem oder zwei Personenwaggons für Wachmannschaft und Hundestaffel mit Wolfs- und Bluthunden, die auf Menschen in gestreifter Kleidung abgerichtet waren und die von der SS zur Bewachung der KZ-Häftlinge eingesetzt wurden.

Die Aufgabe dieser Kommandos auf Rädern bestand darin, an den beschädigten Bahnlinien und den zerbombten Bahnstationen die zerstörten Gleise zu demontieren und neue Schienen zu verlegen. Nach einem durch die Deutsche Reichsbahn bestimmten Fahrplan bewegte sich das Bahnmeisterei-Kommando weiter zur nächsten ausgebombten Bahnstation, ohne in das Ursprungslager zurückzukehren. Standen in der Nähe der zerbombten Bahnstationen irgendwelche Unterkunftsmöglichkeiten wie Arbeitslager, Kasernen oder Baracken zur Verfügung, so übernachtete das Kommando dort, bewacht durch die zugehörige SS-Mannschaft mit der Hundestaffel. Waren solche Unterkunftsmöglichkeiten in der Nähe von Bahnstationen nicht vorhanden, so mußten wir sitzend (zum Liegen war kein Platz vorhanden) in den verriegelten Bahnwaggons schlafen.

Es waren mehrere Bahnstationen, an denen unser Kommando haltmachte, um dort ein bis drei Tage zu arbeiten. Brotrationen, die wir jeden Morgen erhielten, führte das Kommando mit; das Mittag- und Nachtessen bekamen wir von der Deutschen Reichsbahn. An die Namen aller Bahnstationen kann ich mich nicht mehr erinnern. Die letzten zwei waren jedoch Offenburg und Donaueschingen.

In Offenburg, wo wir drei Tage blieben, begann ich, an eine Flucht zu denken und versuchte mich zu orientieren, wo ich mich befand. Von der Geographie dieses Teils von Deutschland hatte ich keine Ahnung, und der Name Offenburg sagte mir nichts. Meine Fluchtabsicht gab ich jedoch vorerst auf, nachdem drei Mithäftlinge, die in den frühen Morgenstunden, als es noch dunkel war, in Offenburg zu flüchten versuchten, zwei Stunden später von Hunden aufgespürt und durch die SS-Schergen auf der Stelle erschossen worden waren.

Es zeigte sich wieder einmal, daß selbst wenn das Verschwinden eines Häftlings eine Zeitlang unbemerkt bleiben konnte - die Flucht ohne Mittel und ohne Hilfe von außen in der fremden und feindlichen Umgebung keine Erfolgsaussichten hatte. Ein anderer Häftling unseres Kommandos wurde übrigens erschossen, als er beim Ausladen von Eisenbahnschienen an den Beinen schwer verletzt wurde und nicht mehr arbeiten konnte.

Trotz der schweren Beschädigung des Bahnhofsgebäudes herrschte auf dem Bahnhof Offenburg starker Verkehr. Im Eiltempo demontierten wir die zerstörten Bahngeleise und verlegten neue. Ausgebombte deutsche Zivilisten warteten tagelang auf Züge, die nach einem völlig durcheinandergeratenen Fahrplan verkehrten, sofern man überhaupt noch von einem solchen reden konnte. Die Bahnbeamten versuchten in diesem Chaos, die wartenden Familien, z.T. mit Kleinkindern, über die ankommenden und abfahrenden Züge zu

informieren und eine gewisse Ordnung auf den noch verbliebenen Resten der Bahnsteige wie auf den Bahngleisen aufrechtzuerhalten. Sie riefen die voraussichtlichen Ankunftszeiten der Züge aus, die Richtungen, in welche die Züge gingen sowie die Namen der Orte, an denen die Züge halten sollten. Unmittelbar vor Ankunft der Züge liefen dann Bahnbeamte die Geleise entlang an den arbeitenden Häftlingen vorbei und riefen dem nächsten Bahnwärter von weitem Daten über die ankommenden Züge zu (die telefonischen Verbindungen funktionierten nicht mehr). Die Angaben umfaßten die Gleisbezeichnungen (Buchstaben und Zahlen) und Richtungen, aus denen die Züge kamen und in die sie gingen.

Trotz meiner damals bereits schwer angeschlagenen Gesundheit und meinem miserablen physischen Zustand (mein Körpergewicht betrug damals etwa 35 kg) war meine psychische Aufnahmefähigkeit noch völlig intakt; ein weiteres Phänomen, für das ich bis heute keine Erklärung gefunden habe. So nahm ich wahr, daß die Bahnstation Offenburg auf der Strecke zur Schweizer Grenze lag. Die entsprechenden Ansagen lauteten "Zug Richtung Grenze" und manchmal "Zug Richtung Schweizer Grenze". Ich behielt die ausgerufenen Namen der zwei ersten Bahnstationen im Gedächtnis, auf denen die Züge halten sollten, die Richtung Grenze gingen, nämlich Donaueschingen und Freiburg. Wie weit Offenburg von der Schweizer Grenze entfernt war, wußte ich nicht. Jedenfalls merkte ich mir die Bahngleise, auf denen die Züge den Bahnhof Richtung Grenze verließen.

Am Bahnhof Offenburg, wo vier Häftlinge unseres Kommandos erschossen worden waren, blieben wir drei Tage. Am dritten Tag wurde die Arbeit am Nachmittag abgebrochen, wir wurden in die Waggons getrieben, und der Zug bewegte sich Richtung Donaueschingen, wo wir noch vor Anbruch der Dunkelheit ankamen. Dort wurden wir in eine Baracke geführt (nicht weit vom Bahnhof), in der vorher russische Kriegsgefangene untergebracht waren.

Früh am Morgen wurden wir zur Arbeit auf den Bahnhof getrieben. Im Gegensatz zum regen Verkehr auf dem Bahnhof Offenburg hielten hier die auf den zwei Gleisen in beiden Richtungen verkehrenden Züge nicht immer an, und die Fahrtrichtungen wurden nicht ausgerufen. Auf dem Bahnhofsareal waren vor allem Militärpersonen und Bahnpersonal, aber nur wenige Zivilisten zu sehen. Das Bahnhofsgebäude war nur leicht beschädigt, die Gleise waren jedoch unversehrt geblieben, so daß sich unsere Arbeit nur auf das Auswechseln der hölzernen Bahnschwellen beschränkte; eine Arbeit, die bedeutend leichter und weniger gefährlich war als die Demontage der Eisenbahnschienen auf den ausgebombten Bahnhöfen. Der Arbeitstag verlief ohne Zwischenfälle.

Doch in Ermangelung der akustisch und optisch wahrgenommenen Informationen, die ich noch auf dem Bahnhof Offenburg speichern konnte, wurde ich unsicher, ob meine Spekulationen betreffend Richtung und Nähe der Schweizer Grenze richtig waren.

Über die "geographische und politische Lage" (d.h. wie weit die alliierten Armeen noch entfernt sein konnten) sprachen wir miteinander nach der Arbeit. Im Zusammenhang mit dem Ortsnamen Donaueschingen machten wir uns Gedanken darüber, wo die Donau (die wir bis jetzt nicht zu sehen bekamen) sei und in welche Richtung sie, von unserem Standort aus gesehen, fließen könnte. Unsere geographischen Kenntnisse bezüglich der Gegend waren mehr als beschränkt, und wir konnten uns nicht einigen, wo genau wir uns befanden. Trotzdem behielt ich fest im Auge und Gedächtnis die Gleise, auf denen wir von Offenburg her angekommen waren, und somit die Richtung, in der nach den Offenburger Informationen die Schweiz liegen konnte.

Nur einen Tag lang arbeiteten wir auf dem Bahnhof Donaueschingen. Spät in der Nacht wurden wir durch einen Bombenangriff (ohne vorherigen Fliegeralarm) aus dem Schlaf gerissen und im Laufschritt zum Bahnhof getrieben, wo das Kommando, d.h. die Häftlinge und die Bewachung mit Hunden, in den bereitstehenden Zug einstiegen. Etwa eine Stunde lang saßen wir in den Waggons. Die Stadt wurde bombardiert, der Bahnhof aber nicht getroffen. Nachdem der Bombenangriff vorbei war, setzte sich der Zug langsam, fast im Schrittempo, in Bewegung.

Vor dem Einsteigen in den Waggon hatte ich mir noch schnell das Gleis, auf dem der Zug stand, und die Fahrtrichtung gemerkt. Ich stellte fest, daß der Zug sich immer noch auf demselben Gleis befand, auf dem wir aus Offenburg angekommen waren und sich noch immer geradewegs von dort entfernte. Folgerichtig dachte ich, ohne jedoch sicher zu sein, der Zug könnte sich Richtung Schweizer Grenze bewegen.

Von unseren zwei Bewachern, die mit ihren Hunden in der Mitte des Waggons standen, wurde Redeverbot angeordnet. Im Waggon herrschten Dunkelheit und absolute Stille. Draußen regnete es in Strömen. Ich aß den Rest meiner Brotration vom Vortag, den ich gewohnheitsmäßig immer aufbewahrte. Der Zug bewegte sich langsam und hielt öfter an. Der Lokomotivführer und abwechselnd einer von der Wachmannschaft verließen den Zug und kontrollierten die Gleise. Einmal mußten wir aus den Waggons aussteigen, um beim Licht von Laternen, die im Gerätewagen mitgeführt wurden, in strömendem Regen die beschädigten Schienenteile gegen neue Schienen auszuwechseln und die Schrauben an den Schienenverbindungen anzuziehen.

Wie lange diese Reise im Marschtempo ging, weiß ich nicht mehr. Wir fuhren mit offenen Waggontüren. An den zwei Türen in der Mitte des Güterwaggons standen die beiden Wachposten mit ihren Hunden. Durch die offenen Türen hatten wir Sicht nach draußen. In einiger Entfernung glaubte ich, die Andeutung eines Waldes zu erkennen. Es war noch nicht hell, regnete stark, und die Sicht war sehr schlecht.

Plötzlich hörten wir ein Flugzeuggeräusch. Eine Formation von Jagdflugzeugen näherte sich unserem Zug, der sofort anhielt. Die Flugzeuge flogen so tief, daß wir sie durch die offenen Waggontüren sehen und zählen konnten. Unser Zug wurde von den Jägern mit Maschinengewehren beschossen. Die Kugeln durchlöcherten den oberen Teil der Waggonwände, in unserem Waggon wurde jedoch niemand getroffen.

Die beiden uns bewachenden SS-Männer sprangen mit den Hunden aus dem Waggon, rutschten die Bahnböschung hinunter und begannen, mit ihren Gewehren auf die Jagdflugzeuge zu schießen.

Nach diesem Angriff drehte die Flugzeugformation ab. Unsere zwei Wärter mit ihren Hunden kletterten mühsam die nasse Böschung herauf und wollten gerade in den Waggon einsteigen, als die Flugzeugformation wieder auf unseren Zug zugeflogen kam und zu schießen begann. Die beiden SS-Männer kullerten abermals die Böschung hinunter und begannen wiederum, mit ihren Gewehren auf die sehr tief fliegenden Jäger zu schießen. Diesmal wurden durch die Maschinengewehrsalven der Jäger einige Häftlinge in unserem Waggon verletzt.

3. Flucht und Nachkriegszeit

3.1. Die Flucht

Als unser Zug zum zweiten Mal beschossen wurde, sprang ein Teil der Häftlinge aus dem Waggon hinaus, und zwar durch die Waggontüre auf der Gegenseite der Türe, durch welche die beiden SS-Männer den Waggon verlassen hatten. Wir rutschten die Böschung hinunter und blieben unten liegen. So waren wir, während der Zug beschossen wurde, durch die ziemlich hohe Böschung, auf der die Bahngleise lagen, und durch den Zug selbst von unseren Bewachern getrennt; die beiden SS-Männer konnten uns nicht sehen. Aber auch wenn sie bemerkt hätten, daß wir aus dem Waggon gesprungen waren, hätten sie nicht auf uns schießen können. Dazu hätten sie die Böschung hinauf-

klettern müssen, um durch den Waggon oder unter dem Waggon auf die andere Seite des Gleises zu gelangen und uns ins Visier zu bekommen. Aber das taten sie nicht. Sie waren wahrscheinlich zu sehr beschäftigt mit der Beobachtung und Beschießung der angreifenden Jäger. Beim zweiten Angriff auf den Zug drehten die Jäger nicht wie zuvor sofort ab, sondern kreisten um den Zug und beschossen ihn andauernd von beiden Seiten.

So lagen wir, etwa 15 bis 20 Häftlinge, im nassen Gras am Rande der Böschung, zitternd vor Angst und Kälte, während die Jäger ihren Angriff auf den Zug fortsetzten. Ein Teil der Häftlinge, verwundet oder unfähig, aus dem Waggon zu springen, blieb drinnen.

Nachdem sich das erste Gefühl der Angst etwas gelegt hatte, versuchte ich, mich in der gefährlichen Situation zurechtzufinden. Es regnete in Strömen, die Sicht war immer noch schlecht, aber es wurde heller; langsam brach der Tag an.

Vor mir lag ein flaches, abgeerntetes Feld. In einer Entfernung von einigen hundert Metern, die ich noch überblicken konnte, glaubte ich, einen sanften, bewaldeten Hügel zu sehen. Ich erinnere mich noch an die Gedanken, die mir durch den Kopf gegangen sind: Wie weit ist es zu dem Hügel? Sah ich wirklich Bäume oder wurde ich durch Regen, Nebel und die schlechte Sicht getäuscht? Und vor allem: Sollte ich jetzt die Flucht wagen?

In regelmäßigen kurzen Abständen setzten die Jäger die Beschießung des Zuges fort. Über uns, die wir flach am Boden lagen, flogen Maschinengewehrkugeln. Keiner von uns wurde jedoch getroffen.

Ich begann, so schnell ich nur konnte (und ich konnte nicht schnell), in Richtung des Hügels zu laufen. Ich sah noch, daß meine Kameraden in kurzen Zeitabständen das gleiche taten. Einige, die nicht laufen konnten, krochen auf dem Bauch in die gleiche Richtung. Mehr als die Hälfte der Strecke zwischen der Böschung und dem Hügel hatte ich zurückgelegt, als die Jäger das Feuer einstellten und die Flugzeuge abdrehten.

Jetzt hörte ich Halt-Rufe und Gewehrschüsse. Ich drehte mich nur einmal um und sah, daß einige meiner Kameraden von Gewehrschüssen getroffen waren. Eine Gewehrkugel flitzte dicht an meinem rechten Oberarm vorbei, traf mich jedoch nicht. Ich kam unverletzt am Fuß des Hügels an und sah, daß der Hügel bewaldet war mit dichtem Gebüsch zwischen den Bäumen. Bevor ich in den Wald hineinlief, sah ich noch drei Häftlinge, die einzeln in Abständen von etwa 10 bis 20 m den Wald erreichten.

Ich begann, zum Teil auf allen Vieren, mich an Ästen haltend, den Hügel hinaufzuklettern. Am immer lauter werdenden Gebell merkte ich, daß die SS-

Männer die Jagd auf die entflohenen Häftlinge fortsetzten und sich mit den Hunden dem Wald näherten. Meine Kräfte ließen nach, und ich konnte weder auf allen Vieren noch auf dem Bauch den Aufstieg auf den nicht sehr steilen Hügel fortsetzen. Ich blieb ein Moment liegen und schaute nach unten, nach rechts und links. Nach oben schaute ich nicht, weil ich wußte, daß ich in dieser Richtung keinen Meter mehr zurücklegen konnte.

Entweder rechts oder links von mir (genau weiß ich es nicht mehr) sah ich zwischen den Bäumen und dem Gebüsch eine kleine Lichtung. Ich kroch auf dem Bauch zu dieser Lichtung, in der Mitte ein mannshoher Haufen Äste, Zweige und Blätter. Offenbar wurde der Wald gepflegt, und der Haufen stammte von den letzten Arbeiten. Aber darüber habe ich mir damals keine Gedanken gemacht. Vom unteren Teil des Haufens zog ich zwei oder drei Äste auf die Seite weg. Mit letzten Kräften bohrte ich mich, mit dem Kopf voran, mit den Händen die Zweige brechend und die Blätter auf die Seite schiebend, in den Haufen hinein. Ich zog noch die auf die Seite geschobenen Äste mit den Füßen hinter mir zurück und kroch auf dem Bauch, mit Kopf und Händen in der Erde wühlend und zwischen den Zweigen und Blättern ein Loch bohrend, bis in die Mitte des Haufens hinein. Mein Mund und meine Nase waren voll nasser Erde und Blätter, so daß ich kaum noch atmen konnte. Langsam versuchte ich, mich aufzusetzen und mit dem Kopf, den Händen und Füßen etwas Raum zu schaffen. Jetzt konnte ich mit den Fingern den Mund und die Nase von der nassen Erde und den Blättern befreien. Meine Atemwege waren frei, ich konnte wieder atmen.

So saß ich jetzt in der Mitte des Abfallhaufens, hörte das Hundegebell, die Schüsse und die Schreie und mußte annehmen, daß die SS-Schergen noch im Wald waren und nach den entflohenen Häftlingen suchten. Meine einzige Hoffnung bestand darin, daß mich die Hunde bei strömendem Regen in der Mitte des nassen Haufens von Zweigen und Blättern nicht finden könnten. Nach etwa einer halben Stunde oder Stunde wurde es still, unheimlich still. Ich hörte nur noch den niederprasselnden Regen. Was dann passierte, weiß ich nicht. Entweder fiel ich in Ohnmacht oder ich wurde völlig erschöpft plötzlich von tiefem Schlaf übermannt.

Als ich aufwachte, wußte ich zuerst nicht, wo ich mich befand. Es herrschte tiefe Stille und hatte aufgehört zu regnen. Jetzt kroch ich langsam aus meinem Versteck hinaus. Das war nun einfacher als vorher beim Einstieg, als ich mich in aller Eile in den Abfallhaufen hineinbohren und vergraben mußte. - Es war Nacht. Ich war also ohnmächtig gewesen oder hatte den ganzen Tag geschlafen, sicher mehr als 12 Stunden. Ich fand in meiner Hosentasche noch ein

Stück Brot, vollständig durchnäßt, und aß es auf. Vom stundenlangen Sitzen in gebeugter Stellung tat mir der Rücken weh. Ich legte mich flach auf den Rükken neben den Abfallhaufen. Ich sah einen klaren Himmel voller Sterne.

Trotz der Kälte, völlig durchnäßter Kleidung und Hunger fühlte ich mich eigenartig wohl und ausgeruht. Jetzt begann ich, über meine Lage nachzudenken. Ich wußte nicht, ob und wieweit sich der Zug mit dem Kommando vom letzten Standort entfernt hatte und konnte nicht ausschließen, daß die SS-Schergen nach Anbruch des Tages die Suche nach den entflohenen Häftlingen fortsetzen würden. - Wie ich später erfuhr, gelang einigen Häftlingen die Flucht. Sie konnten sich verstecken und wurden später durch die französische Armee befreit. Nur ein ungarischer Häftling namens Ackerman, dem es ebenfalls gelungen war, in den Wald zu fliehen und sich dort zu verstecken, kam in die Schweiz. Er war der einzige des Bahnmeisterei-Kommandos, den ich später in der Schweiz getroffen habe. Er ging dann mit der Jugendalija nach Israel und lebte in Haifa.

Ich entschloß mich, die Dunkelheit der Nacht zu nutzen, um mich möglichst weit vom ursprünglichen Standort des Zuges zu entfernen. Ich schlug die Richtung ein, in der ich meine Flucht begonnen hatte und mußte nicht lange klettern, mich an den Ästen der Bäume haltend, bis ich den höchsten Punkt des Hügels erreichte. Oben angekommen sah ich, daß die andere Seite des Hügels viel weniger steil aussah als jene, die ich hinaufgeklettert war. Die Rückseite des Hügels zeigte sich unbewaldet; nur vereinzelte Bäume konnte man sehen. Die Nacht war klar, und die Sicht ziemlich gut. Unten sah ich einen Fluß (die Donau) und vereinzelte Lichter auf der anderen Seite des Flusses.

Um mich soweit wie möglich zu entfernen und vom letzten Standort des Kommandozuges durch den Fluß getrennt zu werden, beschloß ich, auf die andere Seite des Wassers zu gelangen. Wie sich später herausstellte, war das nicht die Richtung, die in die Schweiz führte. Ich rutschte den Hügel hinab und kam so bis zum Flußufer. Jetzt konnte ich das andere Ufer, ziemlich weit davon entfernt vereinzelte Lichter sehen sowie auch die Breite des Flusses abschätzen; wie tief er war, wußte ich jedoch nicht. Ich war kein guter Schwimmer und in meinem Zustand nicht gerade in einer sportlichen Verfassung, hatte Angst und zögerte, den Schwimmversuch zu wagen.

Ich schaute mich um und sah in einer Entfernung, die ich nicht gut abschätzen konnte, so etwas wie Konturen einer Brücke. Mich von Baum zu Baum bewegend, erreichte ich tatsächlich eine Brücke. Diese Eisenbrücke war zerbombt und nicht passierbar. Ich stieg ins Wasser und begann, mich an den aus dem Wasser herausragenden Metallteilen der zerstörten Brücke haltend, den

Fluß zu überqueren. So befand ich mich bereits in der Mitte des Flusses, als ich bemerkte, daß der letzte Teil der Brücke vollständig zerstört war und keine Brückenreste zu finden waren, an denen ich mich halten konnte. Ich hielt mich an den letzten noch erreichbaren Brückenresten fest und versuchte, mit den Füßen Grund zu finden, was schließlich gelang. Schwimmend und watend erreichte ich das andere Ufer.

Erschöpft bewegte ich mich in Richtung der noch ziemlich weit entfernten vereinzelten Lichter. Als ich das Muhen von Kühen hörte, wußte ich, daß ich mich in der Nähe eines Dorfes befand. Jetzt schlug ich die Richtung ein, aus welcher das Muhen der Kühe kam, und so gelangte ich in die Nähe eines Stalles, der in einer Entfernung von etwa 100 bis 200 Metern neben einem Bauernhaus stand. Im Bauernhaus sah ich keine Lichter. - Der einsame Bauernhof unweit des Flusses mußte - so überlegte ich - aufgrund der Entfernung zwischen dem Bauernhof und den von weitem sichtbaren spärlichen Lichtern am Rande oder außerhalb des Dorfes liegen. Meine Vermutung war richtig, wie ich tags darauf feststellen konnte.

Die Stalltür war nur angelehnt, so daß ich leicht eintreten konnte. In der Dunkelheit tappend versuchte ich, mich im Stall zurechtzufinden. Auf einer Seite standen oder lagen die Kühe. Auf der anderen Seite, hinter einem Holzgitter, waren Ziegen untergebracht. Es war ein großer Stall mit sauber gekehrtem Boden. Neben dem Gitter, hinter dem sich die Ziegen befanden, stieß ich auf einen warmen Kessel. Ich hob den Deckel auf und fand im Kessel gekochte, noch warme Kartoffeln, die offenbar als Futter oder Futterzusatz für die Tiere bestimmt waren. Ich aß mich satt mit den ungeschälten Kartoffeln. Dann zog ich meine durchnäßte Jacke und Hose aus und legte sie über den warmen Kessel.

Jetzt stieg ich über das Holzgitter und grub mich neben den Ziegen ins Stroh. Ich wollte mich nur ein wenig ausruhen, um dann, solange es noch Nacht war, weiterzulaufen, möglichst weit weg von Donaueschingen und vom letzten Standort des Zuges mit dem Bahnmeisterei-Kommando und den SS-Schergen. Mit einem Bauch voller Kartoffeln und vollständig erschöpft schlief ich jedoch ein.

Ich wurde durch Kirchenglockengeläute geweckt. Es war Sonntag (was ich später erfuhr), ganz früh am Morgen. Ich sprang auf, zog meine fast trockenen Kleider an, stopfte Jacken- und Hosentaschen voll mit - immer noch warmen - Kartoffeln und öffnete vorsichtig die Stalltür. - Es war ein schöner, sonniger Tag. Eine schmale Straße, die ich in der Nacht nicht beachtet hatte, lief neben dem Stall und dem Bauernhof. Die Straße war leer; auch im Bauernhaus rührte

sich nichts. Ich schaute in Richtung des Flusses, von wo ich gekommen war. Plötzlich sah ich auf der Straße von weitem ein Fahrrad auf den Bauernhof zukommen. Als es näher kam, sah ich ein blondes Mädchen von etwa 14 bis 16 Jahren mit langen Zöpfen. Da ringsum sonst niemand zu sehen war, versteckte ich mich nicht. Als mich das Mädchen erblickte, hielt sie in einer Entfernung von etwa 10 m an und stieg vom Fahrrad ab.

Sie war sichtlich erschrocken. Ich selbst hatte auch Angst, daß sie schreien würde und versuchte, sie so gut ich nur konnte durch Zeichen zu beruhigen. Ich machte zwei oder drei Schritte in ihre Richtung, blieb dann aber stehen und näherte mich nicht weiter. - Ich fragte sie, wie der Ort heiße. "Geisingen", war die Antwort. Meine nächste Frage lautete: "Wo ist die Schweiz?" Ohne sich umzudrehen, zeigte sie mit ihrem Arm nach hinten in die Richtung des Flusses, von wo ich gekommen war. Ich wurde unsicher. Sollte ich jetzt wieder den Fluß überqueren und in die Richtung gehen, aus der ich in der Nacht gekommen war?

Ob die Schweiz weit sei, fragte ich weiter. "Nein", lautete die nicht viel sagende Antwort. Bevor ich weitere Fragen stellen konnte, erklärte sie mir den Weg. Über einen Holzsteg müsse ich die Donau überqueren, sagte sie. Jetzt drehte sie sich um und zeigte in Richtung des Flusses. Dann solle ich in den Wald gehen und den Waldweg nach links nehmen, dann eine Straße und eine Bahnlinie überqueren und Richtung Singen oder Gottmadingen marschieren, dann käme ich in die Schweiz.

Ich konnte sie noch fragen, wo Donaueschingen liege. Da zeigte sie richtig dorthin, woher ich gekommen war, in die Richtung also, die der vorher gezeigten Richtung zur Schweiz entgegengesetzt war. Jetzt war ich sicher, daß ich nicht mehr dorthin zurückgehen mußte, woher ich gekommen war. - Ich kam nicht mehr dazu, weitere Fragen zu stellen, weil das Mädchen unauffällig ihr Damenfahrrad besteigen konnte und blitzschnell auf mich zuraste, so daß ich auf die Seite springen mußte, um nicht angefahren zu werden. Das Mädchen fuhr an mir, dem Stall und dem Bauernhof vorbei in Richtung des Dorfes, und ich lief so schnell ich nur konnte in die mir gezeigte Flußrichtung.

Der Steg, den ich schnell gefunden hatte, war eine einfache Holzkonstruktion, die offenbar als Ersatz für die zerstörte Brücke den Bauern des Dorfes ermöglichen sollte, ihre Felder auf der anderen Seite des Flusses zu erreichen. Jenseits der Donau angekommen, sah ich nur Felder und etwas weiter auf einer leichten Erhöhung einen Wald. Ich lief weiter, bis ich den Wald erreichte. Erschöpft und außer Atem legte ich mich im Gebüsch auf den Bauch und

schaute in die Richtung, aus der ich kam, ob mir jemand gefolgt war. Niemand zu sehen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen. Ich sah den Fluß, den Holzsteg, den Stall, wo ich die Nacht verbracht hatte, den daneben einsam stehenden Bauernhof und weiter unten den Ort Geisingen (jetzt kannte ich den Namen). Es waren keine Menschen und keine Fahrzeuge zu sehen, die Sicht war gut. Es herrschte Stille, nur das Glockengeläute war noch von weitem zu hören. Nachdem ich sicher war, daß ich nicht verfolgt wurde, schaute ich mich um, suchte den "Waldweg nach links", von dem das Mädchen gesprochen hatte, und fand sehr schnell den schmalen Weg. Jetzt wurde ich von einer zuversichtlichen Stimmung erfaßt und hoffte, daß auch die anderen Angaben des Mädchens stimmten.

Obwohl niemand im Wald zu sehen war, hatte ich Angst, in meiner hellen gestreiften Häftlingskleidung auf dem Waldweg von weitem gesehen zu werden. Ich verließ den Weg und lief in den Wald. In einer bestimmten Entfernung, aus der ich noch den Waldweg sehen konnte, ging ich zwischen Bäumen und im Gebüsch den Weg weiter. Die Fortbewegung auf dem nassen und glitschigen Boden zwischen den Bäumen und im Gebüsch war mühsam. Ich gönnte mir jedoch nur wenig Ruhepausen, um die mitgenommenen Kartoffeln hastig zu essen, denn ich wollte so schnell und soweit wie möglich vorwärtskommen.

Nach dem Sonnenstand zu urteilen, mußte es 1 oder 2 Uhr nachmittags gewesen sein, als ich den Waldrand erreichte, wo auch der Waldweg endete. Vor mir lag ein allmählich abfallendes freies Feld. Weiter unten sah ich eine Straße und hinter der Straße auf einer Böschung eine zur Straße parallel verlaufende Bahnlinie. Somit stimmten auch hier die Angaben, die ich von dem Mädchen in Geisingen erhalten hatte. Jetzt sollte ich den Angaben zufolge auf die andere Seite der Straße gehen und die Bahnlinie überqueren.

Etwa eine Stunde lang beobachtete ich die Straße und die Bahnlinie. Auf der Bahnlinie war nicht das geringste Zeichen von Verkehr zu sehen; kein Zug fuhr vorbei. Soweit ich sehen konnte, lag hinter der Bahnlinie freies Feld; kein Gebäude oder Bauernhof war zu erblicken. Nur ein kleines Häuschen, das nach einem Bahnwärterhäuschen aussah, stand dicht an der anderen Gleisseite. Niemand war dort zu sehen. Auf der ziemlich breiten Straße herrschte in beiden Richtungen an diesem Sonntag sehr schwacher Verkehr. Es waren vorwiegend Pferdefuhrwerke zu sehen, aber auch mit Planen bedeckte Fahrzeuge fuhren vorbei.

Jetzt überlegte ich, ob ich im Wald warten sollte, bis die Nacht anbrach, um dann in der Dunkelheit auf die andere Seite der Bahngleise zu gelangen, oder ob ich in meiner Häftlingskleidung wagen sollte, bei Tageslicht Straße und Bahnlinie zu überqueren, um zu erkunden, wie es auf der anderen Gleisseite aussah, d.h. ob ich mich irgendwo verstecken oder weitergehen konnte. Sollte beides nicht möglich sein - überlegte ich -, so würde ich in den Wald zurückkehren und dort die Ankunft der Nacht abwarten.

Ich entschloß mich, den Versuch zu wagen, und zwar um so mehr, als ich zu beobachten glaubte, daß der ohnehin schwache Verkehr auf der Straße abflaute. Zum Teil auf dem Bauch und zum Teil auf allen Vieren kriechend kam ich fast bis zum Straßenrand und versteckte mich in dem davor liegenden Straßengraben. Nur wenige Minuten mußte ich warten, bis die Straße leer und kein von rechts oder links kommendes Fahrzeug zu sehen war.

Ich kroch aus dem Straßengraben, überquerte schnell die Straße und lief dann in Richtung der Bahnlinie, die etwa 50 m von der Straße entfernt lag. Schnell kletterte ich die Böschung hinauf, überquerte die Gleise und rutschte auf dem Rücken die andere Seite der Böschung hinab. Durch die Böschung verdeckt, konnte ich von der Straße nicht mehr gesehen werden. Links vor mir, in einer Entfernung von einigen Metern, stand das Bahnwärterhäuschen, rechts war von weitem ein Weg oder eine Straße zu sehen, die bedeutend schmaler war als die, die ich vorher überquert hatte. Alles schien hier an diesem sonnigen Sonntagnachmittag ruhig zu sein; kein Mensch und kein Fahrzeug waren auf der Straße zu bemerken.

Ich näherte mich vorsichtig dem Bahnwärterhäuschen und schaute schnell durch das Fenster. Es war niemand da. Nur ein Tisch, ein Stuhl und an die Wand gelehntes Werkzeug (Schaufeln und Pickel) konnte ich sehen. Die Tür war mit einem Hängeschloß verschlossen; das Fenster vermochte ich ohne großen Kraftaufwand aufzureißen. Schnell kroch ich durchs Fenster hinein, schloß es hinter mir zu, damit mich niemand durch das Fenster sehen konnte, und schaute mich in gebeugter Stellung um.

An zwei Wandhaken hingen zwei Arbeitsanzüge, also je zwei dunkelblaue Jacken, Hosen und Arbeitsmützen. Ich zog mich schnell um: Die Hose war mir natürlich viel zu weit; hier leistete mir jedoch mein Ledergurt, wie schon oft, wieder gute Dienste. Von der Mütze riß ich die Insignien der Deutschen Reichsbahn herunter; sie war mir viel zu groß, ich stopfte sie mit einer umherliegenden Zeitung aus, so daß sie mir nicht über die Augen rutschte. Meinen Häftlingsanzug versteckte ich hinter den Holzschwellen, die an der Wand gestapelt waren. Jetzt war ich wieder "in Zivil". Ich betrachtete mich noch

schnell und erstmals seit vielen Monaten in einem Wandspiegel und fand, daß ich irgendwie komisch aussah.

Auf dem Tisch lag eine Stofftasche mit einem halben alten, leicht angeschimmelten Laib Brot und einem Stück hartem Käse; offenbar war schon längere Zeit niemand mehr hier gewesen. Zu Brot und Käse legte ich noch zwei restliche gekochte Kartoffeln, nahm die Tasche, kroch durch das Fenster wieder hinaus und schloß es hinter mir. - Neu eingekleidet, die Tasche unter den Arm geklemmt, ging ich jetzt in Richtung der schmalen Straße, die ich vorher gesehen hatte. An der Straße angekommen, merkte ich, daß diese in ein Dorf führte. Die Straße war leer. Ich ging langsam in Richtung des Dorfes.

Noch bevor ich die ersten Häuser des Dorfes erreichte, sah ich einen langsam am Stock gehenden alten Mann, der mir entgegen kam. Ich grüßte ihn mit "Guten Tag" und fragte, wie ich nach Singen käme. Die Schweiz erwähnte ich nicht. Von den zwei Ortsnamen, die mir das Mädchen in Geisingen genannt hatte, behielt ich nur Singen im Gedächtnis. Den Namen "Gottmadingen" hatte ich vergessen; erst später erinnerte ich mich wieder daran.

Auf mein Aussehen und meine Frage reagierte der alte Mann weder erstaunt noch erschrocken, wie es der Fall war, als mich das Mädchen in Geisingen erblickt hatte. Ich nahm also an, daß mein Aussehen und meine Kleidung jetzt "passabel" waren. Der Mann erklärte mir den Weg. Ich solle durch das Dorf gehen und auf der anderen Seite des Dorfes (dessen Namen ich vergessen habe) die Hauptstraße nehmen, die nach Engen führt. Er erklärte mir auch, wie ich diese Straße fände. Von Engen führe die gleiche Straße nach Singen weiter, sagte er. Ich fragte ihn noch, wie weit es nach Singen sei. Nicht sehr weit, meinte er, in einem Tagesmarsch könne ich es vielleicht schaffen. Daß er mir einen Tagesmarsch zutraute, erfüllte mich wieder mit Vertrauen in meine äußere Erscheinung. Ich fragte ihn noch nach der Zeit: Es sei 3 Uhr, sagte der Mann, nachdem er seine Taschenuhr aus der Westentasche seines Sonntagsanzuges gezogen hatte. An diese Begegnung und an das Gespräch erinnere ich mich gut, wahrscheinlich deshalb, weil sie für mich von großer Bedeutung waren. Zum ersten Mal konnte ich als Zivilist "verkleidet" mit einem Deutschen sprechen, ohne daß dieser - so glaubte ich wenigstens - in mir einen entlaufenen Häftling erkannte. Ich bedankte mich für die Auskünfte und ging weiter in Richtung des Dorfes, dessen erste Häuser ich bereits sah.

Die Dorfstraße war an diesem Sonntagnachmittag fast menschenleer; die wenigen Kinder, die auf der Straße spielten, beachteten mich nicht, was wieder mein Vertrauen in die Unauffälligkeit meiner äußeren Erscheinung stärkte. Am Dorfrand angekommen, konnte ich aufgrund der Angaben des alten Mannes

die Hauptstraße von weitem erkennen, die über Engen nach Singen führen sollte. An einem Brunnen am Dorfrand stillte ich meinen Durst. Dann zog ich Jacke und Hemd aus und wusch mich so gründlich, wie ich nur konnte, nachdem ich zwar in den letzten Tagen im Regen und in der Donau mehrmals naß geworden war, mich jedoch nicht waschen konnte. - Neben dem Brunnen fand ich eine leere Flasche, die ich reinigte, mit Wasser füllte und, so gut es ging, mit einem Stück harter Brotrinde verschloß, welche ich von dem alten Brot in meiner Tasche abreißen konnte. Dann versorgte ich die mit Wasser gefüllte Flasche in meiner Tasche und ging in Richtung Hauptstraße.

Auf der ziemlich breiten Straße herrschte reger Verkehr. Fuhrwerke, Lastwagen und Militärfahrzeuge fuhren in beide Richtungen; Fußgänger waren nicht zu sehen. Ich zog es vor, mich nicht als einsamer Wanderer auf der verkehrsreichen Hauptstraße zu versuchen, um nicht aufzufallen, angehalten oder kontrolliert zu werden. So ging ich jetzt wieder in gehöriger Entfernung zur Straße durch die Felder der Straße entlang, deren Verlauf und das Geschehen auf ihr ständig im Auge behaltend. - Ich ging, so schnell ich konnte, bis zum Anbruch der Nacht. Trotz der Dunkelheit war es mir möglich, die Richtung einzuhalten, weil ich die nur zum Teil verdunkelten Fahrzeuglampen auf der jetzt weniger befahrenen Straße ständig beobachten konnte. Von weitem sah ich vereinzelte Lichter einer Siedlung; solange es keinen Fliegeralarm gab, war sie offenbar nicht vollständig verdunkelt.

Ob es die Ortschaft Engen war, weiß ich bis heute nicht. Damals hatte ich nicht die geringste Absicht, in der Nacht eine verdunkelte Ortschaft zu betreten; das Risiko, angehalten und kontrolliert zu werden, schien mir zu groß. - Nach dem anstrengenden Marsch war ich ganz verschwitzt und spürte zuerst die nächtliche Kälte kaum. Ich fand einen geschützten Platz im Gebüsch, wo ich ausruhen und etwas essen konnte. Den Käse konnte ich beißen, das steinharte Brot mußte ich jedoch mit Wasser aufweichen, um ein Stück abreißen und kauen zu können. - Erschöpft und sehr müde wollte ich mich ausruhen und etwas schlafen, um dann im Schutz der Dunkelheit den Weg fortsetzen zu können. Ich legte mich unter einen Baum, konnte jedoch in der Kälte nicht einschlafen. Nach kurzer Zeit packte mich die Angst, und ich wurde unruhig.

So setzte ich meinen Weg fort. Die Nacht war hell, und ich konnte, ohne zu straucheln, durch die kahlen Felder gehen. Wahrscheinlich bewegte ich mich in einem ausgedehnten landwirtschaftlichen Gebiet, dessen Felder (die von der Straße aus gesehen auf einer leichten Anhöhe lagen) damals im April noch nicht oder für mich nicht erkennbar bestellt waren. - Die spärlichen Lichter der Fahrzeuge ständig im Auge behaltend, bewegte ich mich jetzt in einem

größeren Abstand zur Straße in die Richtung, wo ich die Stadt Engen vermutete.

Plötzlich ertönten Alarmsirenen. Von einem Moment auf den anderen verschwanden alle Lichter, und kein Fahrzeuggeräusch war mehr zu hören. Ich konnte noch einige hundert Meter in die eingeschlagene Richtung zurücklegen, als ich Flugzeuglärm hörte. Minuten später flogen Flugzeuge über mich hinweg. Jetzt änderte ich die bisherige Richtung und ging in die senkrecht von der Straße wegführende Richtung: Nur möglichst weit weg von der Straße!, war der einzige Gedanke, den ich fassen konnte. - Ich hörte zuerst Flak und dann Bombeneinschläge. Die Siedlung, die ich vorher nur undeutlich sah, brannte. Der Bombenangriff auf die Ortschaft dauerte etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten. Dann drehten die Flugzeuge ab und flogen wieder über mich hinweg in die gleiche Richtung, aus der sie gekommen waren. - Während der ganzen Zeit, in der die Flugzeuge ihre Bombenlast abwarfen und über mich hinwegflogen, rannte ich in panischer Angst von der Straße weg, ohne zurückzuschauen. Als die Flugzeuge nicht mehr zu hören waren, streckte ich mich erschöpft und außer Atem auf dem Boden aus.

Als ich mich umdrehte, sah ich die Stadt oder jedenfalls eine größere Ortschaft in Flammen. Sogar die Konturen der brennenden Häuser konnte ich im Flammenmeer erkennen. Auf der Straße sah ich Fahrzeuge in Flammen. Auf der anderen Seite der Ortschaft war ebenfalls eine Reihe brennender Fahrzeuge zu sehen.

Ich nahm an, daß die brennenden Fahrzeuge auf der anderen Seite der bombardierten Siedlung sich auf der Straße befanden, die nach Singen führen sollte. Ich ging also in diese Richtung, ohne mich allerdings der Straße und der brennenden Ortschaft zu nähern. Wie lange ich noch in dieser Nacht gegangen bin, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich jedoch, daß ich das Morgenrot zu sehen glaubte, bevor ich in einem Gebüsch neben einem Baum zu Boden fiel und einschlief.

Ich schlief nicht sehr lange und erwachte mit einem Gefühl von panischer Angst. Es war wieder ein schöner, aber sehr kalter Frühlingsmorgen. Ich stellte fest, daß ich in einem Gebüsch lag, von wo ich die Straße nicht mehr sehen konnte. Ich verspürte einen starken Hunger, aß die Käsereste und das mit Wasser aufgeweichte Brot. In meiner Stofftasche hatte ich jetzt nur noch die Glasflasche mit etwas Wasser.

Als ich mich aus den Büschen hervorwagte, sah ich Felder mit Gras oder aufkeimendem Getreide. In ziemlich großer Entfernung sah ich Rauchschwaden, die über der in der Nacht bombardierten Ortschaft hingen. Die Straße, die

mir am Tag und in der Nacht zuvor als Orientierungshilfe diente, war nicht mehr zu sehen. Ich wagte jetzt nicht, über die freien Felder zu gehen und Ausschau nach der Straße zu halten. Warum ich tags zuvor keine Bedenken hatte, über die Felder zu marschieren und jetzt Angst hatte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich saß mir die Angst noch tief in den Knochen, die mir der nächtliche Bombenangriff eingejagt hatte.

Hinter dem einige Meter breiten Gebüsch, wo ich geschlafen hatte, lag ein Wald. Die Büsche trennten in einer geraden Linie die Felder von diesem Wald, den ich nun betrat. Einen Weg oder Pfad konnte ich nicht finden, suchte auch nicht lange danach. Ich ging zwischen den Bäumen, die noch von weitem sichtbaren Rauchschwaden hinter mir lassend. Das Gelände stieg allmählich an. Darüber war ich einerseits froh, weil ich hoffte, an einen Punkt zu gelangen, von wo ich eine gute Sicht haben würde. Andererseits bereitete mir der Aufstieg zwischen den Bäumen erhebliche Mühe, so daß ich oft Ruhepausen einlegen mußte. Im Wald herrschte Stille. Außer Vogelgezwitscher war nichts zu hören, kein Mensch oder Tier zu sehen. Zwischen den Baumwipfeln sah ich die Sonne. Langsam legte sich die Angst, mit der ich am Morgen aufgewacht war.

Etwa vier Stunden lang, vielleicht auch länger, ging ich durch den Wald. Die Zeitdauer konnte ich weder damals genau schätzen, noch kann ich sie heute rekonstruieren. Orientieren konnte ich mich höchstens am Sonnenstand. Der Begriff der Zeit, sofern er damals überhaupt zum Bestand meines Denkens gehörte, war weniger durch den effektiven Zeitverlauf oder durch die zurückgelegte Strecke als durch die Gefühle der Erschöpfung und des Hungers bestimmt. - Es mußte, nach dem Sonnenstand geurteilt, noch vor der Mittagszeit gewesen sein, als ich den Waldrand erreichte. Völlig erschöpft trat ich in die helle Sonne hinaus und legte mich auf den Boden. Woran ich mich noch erinnern kann, ist ein Zustand des Dösens und der Benebelung, der mich befiel. Zum ersten Mal seit meiner Flucht konnte ich nicht mehr klar denken und wurde von einem Gefühl der Apathie und Resignation erfaßt. Wie lange ich in diesem Zustand verblieb, weiß ich nicht mehr.

Das Heulen von Sirenen riß mich aus meinem Dämmerzustand heraus. Ich wurde wieder hellwach, war schnell auf den Beinen und lief, ohne mich umzuschauen, etwa hundert Meter voraus. Die Kräfte verließen mich jedoch schnell, ich konnte nicht weiterlaufen und fiel zu Boden. Ich lag jetzt in der Mitte eines Feldes auf einer leichten Anhöhe, von wo ich das vor mir liegende Gelände gut überschauen konnte. Direkt vor mir sah ich auf einem abfallenden Gelände, soweit das Auge reichte, Wiesen, gepflügte Felder und dazwischen

Bauernhäuser. Rechts oder links vor mir in einer ziemlich großen Entfernung glaubte ich, einen größeren Ort zu sehen, höchstwahrscheinlich die Stadt Singen.

Während ich noch am Boden lag und die Landschaft beobachtete, verstummten die Alarmsirenen. Kein Flugzeug war zu sehen und kein Motorengeräusch zu hören. Es war offenbar ein Falschalarm. Erschöpft und hungrig blieb ich noch eine Zeitlang am Boden liegen und überlegte mir mein weiteres Vorgehen. - Ich entschloß mich, geradeaus durch die Felder zu gehen. Nach kurzer Zeit befand ich mich auf einem schmalen Feldweg zwischen den Feldern. Einige Bauern, die auf den Feldern arbeiteten, schauten in meine Richtung, beachteten mich jedoch nicht weiter. - So ging ich durch die Felder, am Dorf vorbei, ohne mich den Bauernhäusern zu nähern. Ich bemühte mich, ziemlich schnell zu gehen und ruhte mich nur einmal aus, nachdem ich das Dorf aus den Augen verloren hatte. - Es war Nachmittag, als ich in die Nähe einer Straße kam. In gehöriger Entfernung zu ihr setzte ich mich hinter einem Baum auf den Boden und beobachtete die Straße.

Auf Fahrrädern fuhren zwei Grenzschutzsoldaten vorbei. Die Uniformen des deutschen Grenzschutzes kannte ich noch von Nowy Targ. Ich wußte jetzt, daß ich mich in Grenznähe befand. Ich wartete ab, bis die beiden Soldaten vorbeigefahren waren, die Straße leer war und überquerte dann langsam die Straße, um nicht aufzufallen. - Jetzt befand ich mich auf einem Feld oder einer Wiese auf der anderen Straßenseite. Ich ging noch einige hundert Meter weiter, die Straße hinter mir lassend, als ich einen schmalen Weg sah, der parallel zur vorher überquerten Straße verlief. Auf der anderen Seite des Weges sah ich ein freies Feld und in einiger Entfernung, aber noch gut erkennbar, einen grobmaschigen Drahtzaun. Ich legte mich ins Gras und beobachtete den vor mir liegenden schmalen Weg. Niemand war zu sehen. Jetzt näherte ich mich dem Weg und setzte mich neben dem Wegrand auf den Boden. Ich war vor Hunger und durch die Strapazen völlig erschöpft.

Von weitem sah ich hinter dem Drahtzaun einen Fahnenmast samt Fahne mit einem Schweizerkreuz. In der Nähe des Fahnenmastes bewegten sich einige Soldaten, deren Uniformen ich jedoch nicht erkennen konnte. Ich erinnere mich noch, daß ich unsicher war, ob das Kreuz auf der Fahne ein Schweizerkreuz oder das Rote Kreuz war. Eine Schweizer Fahne sah ich in voller Größe zum ersten Mal in meinem Leben; ich kannte sie nur von kleinen Abbildungen in meinem Schulatlas und von Briefmarken. Als ich damals vollständig erschöpft am Wegrand saß und zum ersten Mal diese Fahne sah, war mein Erinnerungsvermögen mehr als angeschlagen.

Nach einer Weile stand ich auf, betrat den schmalen Weg und schaute mich rechts und links um. Es war niemand zu sehen. Ich ging langsam den Weg entlang und konnte mich nur noch mit Mühe auf den Beinen halten. Von weitem sah ich eine Gruppe Zivilisten, Frauen und Männer, die am Schweizer Zollposten standen. Zum ersten Mal sah ich Schweizer Uniformen.

Deutsche Grenzschutzsoldaten waren nicht zu sehen. Wie ich später erfuhr, hatten sie einen Tag zuvor ihre Posten am Grenzübergang bei Ramsen - wo ich mich befand - geräumt und sich nach Singen zurückgezogen.

Ich ging auf die Zivilisten zu. Es waren russische Arbeiter, z.T. auch Ehepaare (aus der Ukraine, wie ich später erfuhr), die in der Nähe auf deutschen Bauernhöfen arbeiteten und jetzt beim Zusammenbruch des Deutschen Reiches in die Schweiz kommen wollten. Sie waren alle gut und warm gekleidet und sahen gut ernährt aus. Ich bemerkte, wie sie der Reihe nach am Zollposten vorbeigelassen wurden.

Ich stellte mich ans Ende der Reihe, konnte mich jedoch nicht mehr auf den Beinen halten und fiel ohnmächtig zu Boden. Das letzte, was ich noch hörte, war der Ruf: "Sanitäter!"

Auf einer Straßenkarte, nach Luftlinie gemessen, beträgt die Entfernung zwischen Geisingen und Ramsen etwa 25 bis 26 km. Unter Berücksichtigung der Umwege, die ich sicher gemacht haben mußte, hatte ich in knapp zwei Tagen und zum Teil in der Nacht wahrscheinlich 40 bis 50 km zurückgelegt. Wie das bei meinem körperlichen Zustand (36 kg Körpergewicht) möglich war, gehört auch zu den Fragen, die ich nicht beantworten kann.

*

40 Jahre später, im April 1985, fuhr ich mit der Bahn von Bern über Basel und Freiburg im Breisgau nach Offenburg. Auf dem Bahnhof angekommen, konnte ich nichts entdecken, was mich an meinen letzten Aufenthalt auf dem Bahnhof im Jahre 1945 hätte erinnern können. Ich schaute mir die Stadt in Bahnhofsnähe an und nahm den nächsten Zug nach Donaueschingen, der letzten Bahnstation des Bahnmeisterei-Kommandos, aus dem ich 40 Jahre zuvor entflohen war.

Am Bahnhof Donaueschingen, der etwas außerhalb des Stadtzentrums liegt, glaubte ich, mich an das Bahnhofsgebäude erinnern zu können. Ich ging zuerst in die Stadt, kehrte jedoch zum Bahnhof zurück und mietete mir ein Zimmer für die Nacht in einem alt aussehenden kleinen Hotel, das direkt neben dem Bahnhofsgebäude lag. In der Gaststube des Hotels, wo ich mein Abendessen

bestellte, war ich der einzige Gast. Ich kam mit den älteren Wirtsleuten ins Gespräch. Von diesen erfuhr ich, daß das Bahnhofsgebäude im Krieg beschädigt und nach dem Krieg wieder aufgebaut worden war. Der Wirt konnte mir auch sagen, wo sich in unmittelbarer Nähe des Bahnhofsgebäudes die Baracke für die russischen Kriegsgefangenen befand, die jetzt noch als Lagerschuppen diente.

Ich ging zu dieser Baracke, wo "mein" Bahnmeisterei-Kommando anderthalb Nächte verbracht hatte, bevor die Stadt bombardiert wurde. Ich schaute mir die verschlossene Baracke an und ging zurück ins Hotel, wo ich die Nacht verbrachte.

Am anderen Morgen fuhr ich mit dem Autobus nach Geisingen. Dort angekommen, ging ich an die Donau und kam in die Nähe einer Brücke. Nicht weit vom Flußufer stand eine Anzahl von neuen Häusern. Einen Bauernhof oder ein Bauernhaus konnte ich nicht erblicken. Ich ging zur Gemeindeverwaltung, um mich nach dem Donauufer zu erkundigen. Eine junge Beamtin schaute in alten Grundstücksverzeichnissen nach und erteilte mir bereitwillig die gewünschte Auskunft. In unmittelbarer Nähe der nach dem Krieg neu gebauten Brücke hatte im Jahre 1945 tatsächlich ein einsames Bauernhaus gestanden.

Von Geisingen fuhr ich mit dem Autobus nach Engen, und von dort nahm ich den Zug nach Singen. Von Singen setzte ich meine Reise mit einem Autobus über Ramsen nach Winterthur fort.

Am 23. April 1985, genau 40 Jahre nach meiner Ankunft in der Schweiz, passierte ich spätnachmittags den Zollposten bei Ramsen.

3.2. Ankunft in der Schweiz (Ramsen) am 23. April 1945

Es war Montag, der 23. April 1945, irgendwann nachmittags, als ich bei Ramsen (Kanton Schaffhausen) ohnmächtig und auf einer Bahre getragen die Schweizer Grenze "überschritten" habe.

Ich wachte in einem Sanitätszimmer der Sammelstelle für Flüchtlinge bei Ramsen auf, wo ich auf einem weißbezogenen Sanitätsbett lag. Neben mir standen ein Arzt und zwei Krankenschwestern. Ihre Fragen - ich glaube, sie haben mich nach meinem Namen gefragt - konnte ich zuerst nicht beantworten. Als ich jedoch hörte, wie der Arzt sagte, daß ich sofort "ins Spital" gebracht werden müsse, erwachte mein "KZ-Reflex". Offenbar noch ganz verwirrt, schrie ich, daß ich nicht ins Spital gebracht werden wolle und versuchte aufzustehen. Obwohl ich damals nur 36 kg wog, hatten der Arzt und die Schwestern Mühe, mich auf dem Bett festzuhalten. Der Arzt verstand wahrscheinlich mei-

ne Reaktion, versuchte mich zu beruhigen und sagte mir, daß ich jetzt in der Schweiz sei und keine Angst zu haben brauche. Ich bestand jedoch darauf, daß ich nicht ins Spital gebracht werden wolle. Darauf meinte der Arzt, daß ich weder stehen noch gehen könne. "Ich will es versuchen", sagte ich, stand auf und machte ein paar Schritte im Sanitätszimmer.

Dann setzte ich mich an den Schreibtisch, der dort stand, und verkündete, daß ich Hunger habe. Man brachte mir sofort heißen Tee, Zwieback, Butter und Konfitüre. Während ich meinen Hunger stillte, setzte sich der junge Arzt zu mir an den Tisch. Er sagte mir, daß er mich nicht zwingen könne, ins Spital zu gehen. Ich würde jetzt in ein Sammellager für Flüchtlinge nach Bülach gebracht, um ärztlich untersucht zu werden. Zuerst jedoch, meinte der Arzt, müsse ich duschen, meine Wäsche und die Kleider wechseln. Eine Krankenschwester half mir beim Entkleiden und brachte mich unter die Dusche der Sanitätsbaracke. Dann wurde ich gewogen. Die Waage zeigte knapp 36 kg. Man brachte mir frische Wäsche, eine Jacke, eine Hose, einen Pullover und ein paar neue Schuhe. Meinen ledernen Hosengurt durfte ich behalten.

Ich fühlte mich wie neu geboren. Jetzt wurde ich ins Sanitätszimmer zurückgebracht, um meine Personalien aufzunehmen. Der Arzt verabschiedete sich von mir und übergab mich einem Soldaten. Mit diesem ging ich zum Sammelplatz vor der Sanitätsbaracke, wo eine Gruppe von Flüchtlingen auf den Abtransport wartete.

Plötzlich hörte ich meinen Namen rufen. Es war Ackerman, dem auch die Flucht bei Donaueschingen gelungen war, der einige Stunden vor mir in die Schweiz kam und jetzt auf mich zulief. Wir waren die einzigen Juden und KZler in der Flüchtlingsgruppe. Die anderen waren ukrainische Arbeiter, die auf den deutschen Bauernhöfen gearbeitet und bei Kriegsende die Schweizer Grenze bei Ramsen überschritten hatten.

Ackerman, bereits neu eingekleidet, war in einer besseren physischen Verfassung als ich, weil er kürzere Zeit als ich im KZ verbracht hatte. Ich bat den mich begleitenden Soldaten namens Reto, mit Ackerman zusammen reisen zu dürfen, womit er einverstanden war.

Es war bereits Abend, als wir in die für die Flüchtlingsgruppe reservierten Wagen im Zug nach Bülach einsteigen durften. Ackerman und ich bekamen ein separates Abteil. Unterwegs nach Bülach kamen abwechselnd Reto und eine Krankenschwester zu uns und fragten nach unserem Befinden.

In Bülach angekommen, wurden wir in einem Schulhaus untergebracht, wo ein Flüchtlingslager eingerichtet war. Dort bekamen wir noch ein Nachtessen

und gingen schlafen; in einem großen Schlafraum bezogen Ackerman und ich benachbarte Betten.

Etwa eine Woche lang blieb ich in Bülach. Ich fühlte mich gut. Die in Ramsen angekündigte ärztliche Untersuchung sollte in den nächsten Tagen stattfinden. Am Eingang zum Schulareal, auf welchem sich die Flüchtlinge während des Tages aufhielten, stand ein Wachposten. Ich unterhielt mich mit den Soldaten, die in der Flüchtlingssammelstelle ihren Dienst verrichteten und wollte von ihnen Näheres über die Schweiz und über das erfahren, was man mit uns vorhatte.

Eines Morgens wachte ich aus dem Schlaf nicht auf, ich war während der Nacht ins Koma gefallen. Was weiter mit mir geschah, erfuhr ich später von Dr. Keiser, damals Chefarzt am Kantonsspital Winterthur. Als man meine Ohnmacht bemerkte, wurde ich sofort zuerst in das für die Flüchtlinge eingerichtete Notspital nach Winterthur gebracht. Als man mich dort nicht zu Bewußtsein bringen konnte, wurde ich in das Kantonsspital Winterthur transportiert. Dort lag ich etwa 10 Tage lang im Koma, so daß ich das Kriegsende am 8. Mai 1945 "verschlafen" habe.

Erwacht bin ich an einem Sonntagnachmittag. Ich lag allein in einem sonnigen Krankenzimmer im Erdgeschoß, umgeben von Schläuchen und Apparaten, und hörte Musik, die von draußen kam. Die Krankenschwester, die sich im Zimmer aufhielt, bemerkte mein Erwachen, noch bevor ich ein Wort sagen konnte, und rief sofort den diensthabenden Arzt. Er war über mein Erwachen sichtlich erfreut, setzte sich auf mein Bett und sagte mir, daß man sich Sorgen um mich gemacht habe. Ich fragte ihn, woher die Musik käme, und er erklärte mir, es sei heute Sonntagnachmittag, ein Besuchstag; die Patienten und ihre Besucher vergnügten sich mit Grammophonmusik im Garten. Das Lied, das ich höre, erklärte er, heiße "Nach dem Regen scheint Sonne".

Von nun an ging es mir jeden Tag besser. Eine direkte Ursache des plötzlich eingetretenen und lang andauernden Komas konnte nicht ermittelt werden. "Allgemeine psychische und physische Erschöpfung" lautete die Diagnose. Dr. Keiser sagte mir noch, daß ich nur dank der erstaunlich gut funktionierenden Herz-, Verdauungs- und Immunsysteme überlebt habe.

Konkreter lautete die Diagnose "rechtsseitige, offene Lungentuberkulose". Bald nachdem die Diagnose feststand, wurde ein Pneumothorax angelegt, das bis zum Jahr 1949 regelmäßig nachgefüllt werden mußte; ein Verfahren, das heute, nach der Einführung wirksamer Chemotherapie, nicht mehr angewandt wird.

Für jedes Kilogramm, das ich an Gewicht zunahm, erhielt ich von den Krankenschwestern im Spital eine Tafel Schokolade geschenkt. Schokolade war damals in der Schweiz noch rationiert. - Drei Monate verbrachte ich im Kantonsspital Winterthur, bevor ich in ein Sanatorium nach Davos (zuerst Waldsanatorium, dann Etania) überwiesen wurde.

Als Andenken an das Kantonsspital Winterthur sandte mir Dr. Keiser später mein Ganzkörperbild, auf dem ich bei einem bereits fortgeschrittenen Körpergewicht von 40 kg im Röntgenzimmer neben der Röntgenapparatur nackt stehend zu sehen bin. Das Foto bewahre ich zusammen mit dem früher erwähnten Ledergurt und der Brille als Andenken an meine KZ-Zeit auf.

Noch in Winterthur schrieb ich an das Rote Kreuz in Genf und erkundigte mich nach dem Schicksal meines Bruders Jerzyk. Nachdem ich ihn das letzte Mal im KZ Flossenbürg gesehen hatte, war ich nicht sicher, ob mein Bruder noch am Leben war. Daß es mir gelang, in die Schweiz zu flüchten, konnte Jerzyk (der vom KZ Flossenbürg kurz vor der Liquidierung des Lagers nach Dachau abtransportiert wurde) nicht ahnen.

Aus Genf erhielt ich die Antwort, daß über das Schicksal meines Bruders keine Angaben vorlägen. Man tröstete mich jedoch, daß sich infolge der Wirren der Nachkriegszeit das Rote Kreuz noch nicht im Besitz aller Namen der KZ-Überlebenden befände und die Suche nach meinem Bruder fortgesetzt würde.

Von Davos aus schrieb ich zwei Briefe an Jerzyk, ohne zu wissen, ob er noch am Leben war. Die Briefe steckte ich in zwei Umschläge. Mit Begleitschreiben in deutscher und englischer Sprache bat ich um Hilfe bei der Suche nach meinem Bruder und sandte einen Brief an die päpstliche Nuntiatur in Bern. Den anderen Brief, adressiert "to whom it may concern", übergab ich einem amerikanischen Soldaten, der in Davos zu Ferien weilte, mit der Bitte, ihn den amerikanischen Militärbehörden in Deutschland zu übergeben. Einen geregelten Postverkehr zwischen der Schweiz und Nachkriegs-Deutschland gab es noch nicht.

Mein Bruder Jerzyk erhielt beide Briefe im Abstand von zwei Tagen; er befand sich damals im DP(Displaced Persons)-Lager Dachau. Unmittelbar danach setzte er sich mit mir in Verbindung. Jerzyk schrieb mir, daß er in den nächsten Tagen nach Gailingen kommen würde, also direkt an die Schweizer Grenze, wo sich eine Gruppe ehemaliger KZ-Häftlinge auf die Ausreise nach Palästina vorbereite.

Kurze Zeit danach erhielt ich von Herrn Isaac, einem Juden aus Diessenhofen, der sich um die Gruppe in Gailingen kümmerte, die Nachricht, daß sich mein Bruder in Gailingen aufhalte.

Ich fuhr von Davos nach Kreuzlingen, wo es mir mit Mühe und Not gelang, einen Tages-Passierschein nach Gailingen zu bekommen. Dort sah ich Jerzyk wieder. Später besuchte ich Jerzyk noch einmal in Gailingen.

Als Jerzyk einmal versuchte, schwarz über die Grenze (eine Einreisebewilligung für ihn wurde mir abgeschlagen) in die Schweiz zu kommen, um mich zu besuchen, wurde er am Bahnhof in Schaffhausen, von wo er den Zug nach Davos nehmen wollte, bei einer Polizeikontrolle angehalten, für eine Nacht ins Gefängnis gesperrt und am anderen Tag nach Deutschland abgeschoben.

Jerzyk ging später mit der Alija B (illegale Einwanderung) nach Palästina. Das Schiff ("Theodor Herzl"), auf welchem sich die Gruppe aus Gailingen befand, wurde von den Engländern auf dem Meer gekapert, und die ehemaligen KZ-Häftlinge wurden auf Zypern interniert. Unmittelbar vor Ausrufung des Staates Israel im Jahre 1948 kam Jerzyk mit seiner Frau Ela von Zypern nach Israel. Ela Färber aus Krakau, die als Krankenschwester das Ghetto Krakau und die Konzentrationslager Płaszów und Auschwitz überlebte, und Jerzyk haben auf Zypern geheiratet.

Jerzyk nahm am Befreiungskrieg im Jahre 1948 und am Sinaifeldzug im Jahre 1956 teil. 30 Jahre lang arbeitete er in Israel als Techniker im Außendienst bei der Wasserversorgung von landwirtschaftlichen Siedlungen in Galil für die Mekorot-Gesellschaft. Ela und Jerzyk leben heute im Ruhestand in Haifa. Ihr Sohn Avi lebt mit seiner Frau Schoschana und seinen zwei Söhnen Assi und Jossi in Rischon Le-Zion.

3.3. Die Nachkriegsjahre

Den weiteren Verlauf meines Lebens in der Schweiz fasse ich kurz zusammen: Nach einem einjährigen Kuraufenthalt in Davos besuchte ich die Schweizerische Tropenschule in Basel, die ich im September 1947 mit einem Diplom für Pflanzer abschloß (Certificate of the Tropical School Planter Course).

Ich wollte damals weg - weg von Europa und seiner Zivilisation, auch weg von den Juden und vom jüdischen Schicksal und glaubte, das durch die "Flucht" in die Tropen bewerkstelligen zu können. Offenbar wirkte mein "Fluchtreflex" immer noch nach. Aus dem Vorhaben ist nichts geworden. In Basel verliebte ich mich in Frymka, meine zukünftige Frau.

Frymeta (Frymka) Weinstock (Wajnsztok) wurde in Bedzin (Bendsburg) in Oberschlesien geboren. Ihre Eltern und ihre jüngste Schwester wurden im Jahre 1943 nach der Liquidierung des Ghettos von Bedzin ermordet. Zusammen mit ihren zwei Schwestern und ihrem Bruder (der an den Folgen der in Auschwitz an ihm durchgeführten medizinischen Versuche in Israel starb) wurde sie als Kind nach Auschwitz deportiert. Sie überlebte den Todesmarsch im März 1945 und wurde im April 1945 von den Amerikanern bei Leipzig befreit. Von dort kam sie nach Buchenwald, von wo sie zusammen mit ihrer Schwester im Mai 1945 mit einem Kindertransport des Schweizerischen Roten Kreuzes in die Schweiz gebracht wurde.

Im Herbst 1948 wurde ich nach bestandener Aufnahmeprüfung an der philosophisch-naturwissenschaftlichen (phil. nat.) Fakultät der Universität Bern immatrikuliert. Finanziert wurde mein Studium zuerst durch ein Stipendium des Verbandes der Jüdischen Studenten in der Schweiz. Später, nach der Ratifizierung der Internationalen Flüchtlingskonvention und Anerkennung meiner Person als politischer Flüchtling, wurde das Stipendium vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement übernommen.

Am 19. Februar 1950 heiratete ich in der Synagoge zu Bern die beste und schönste aller Frauen, mit der ich seit 49 Jahren eine glückliche Ehe führe. Getraut hat uns Rabbiner Dr. Messinger. Unsere Hochzeitsgäste waren jüdische und christliche Studenten der Universität Bern. Die Liebe meiner Frau und ihre einmalige, unvergleichliche, ausgeglichene Natur, die - für mich unerklärlich - trotz der schrecklichen Erlebnisse ihrer Kindheit erhalten blieb, haben mir in manchen schweren Stunden meines Lebens geholfen, das seelische Gleichgewicht zu bewahren.

Am 24. Februar 1952 kam unsere Tochter Debi (Debora, nach Frymkas Mutter benannt) zur Welt und erfüllte unser Leben mit neuem Inhalt. Nicht immer einfach für Debi war der Umgang mit ihren von der Vergangenheit geprägten Eltern. Sie hat aber bereits als Kind und später als junges Mädchen mit Klugheit, Verständnis und Liebe die Schwierigkeiten überwinden können und immer den richtigen Weg gefunden. Wir sind stolz auf unsere Tochter.

1954 legte ich meine Doktorprüfungen ab, und zwar im Hauptfach Chemie und in den Nebenfächern Physik und Bakteriologie; fakultativ habe ich den Lehrgang in Pharmakologie für Mediziner absolviert.

Im Jahre 1958 wurde ich eingebürgert und somit samt meiner Familie Bürger der Stadt und des Kantons Bern.

35 Jahre lang arbeitete ich als Chemiker in der Lebensmittelindustrie, die letzten 17 Jahre als Abteilungsleiter und Vizedirektor bei der ALPURA KO-

RECO AG in Konolfingen, einer Forschungsgesellschaft (Research Company) der NESTLE SA in Vevey. Meine Tätigkeit umfaßte vor allem die Forschung und Entwicklung (Research and Development) von neuen Produkten für Säuglings-, Kleinkind- und klinische Ernährung. Seit 1988 bin ich im Ruhestand.

Am 1. April 1979 heiratete Debi, die das Lizenziat und ein Diplom in klinischer Psychologie an der Universität Genf erwarb, in der Synagoge zu Bern, Dr. Jean-Jacques Didisheim aus La Chaux-de-Fonds. Getraut hat sie Rabbiner Dr. Gradwohl, am Hochzeitsfest nahmen 132 Gäste teil, es war das schönste Fest meines Lebens.

Zwei kleine Mädchen, unsere lieben Enkelkinder, sind unser Glück und Stolz. Esther wurde am 26. Juli 1986 geboren, Sophie-Navona kam am 19. Oktober 1988 zur Welt. Den hebräischen Namen Navona, der gleichbedeutend mit Sophie ist (griech. die Weise), habe ich - nicht offiziell - meiner Enkelin verliehen, als ich die Geburt meiner zweiten Enkeltochter an einem Samstag in der Synagoge von Bern verkünden ließ. Sie kann, wenn sie älter sein wird, den zweiten Namen behalten oder darauf verzichten.

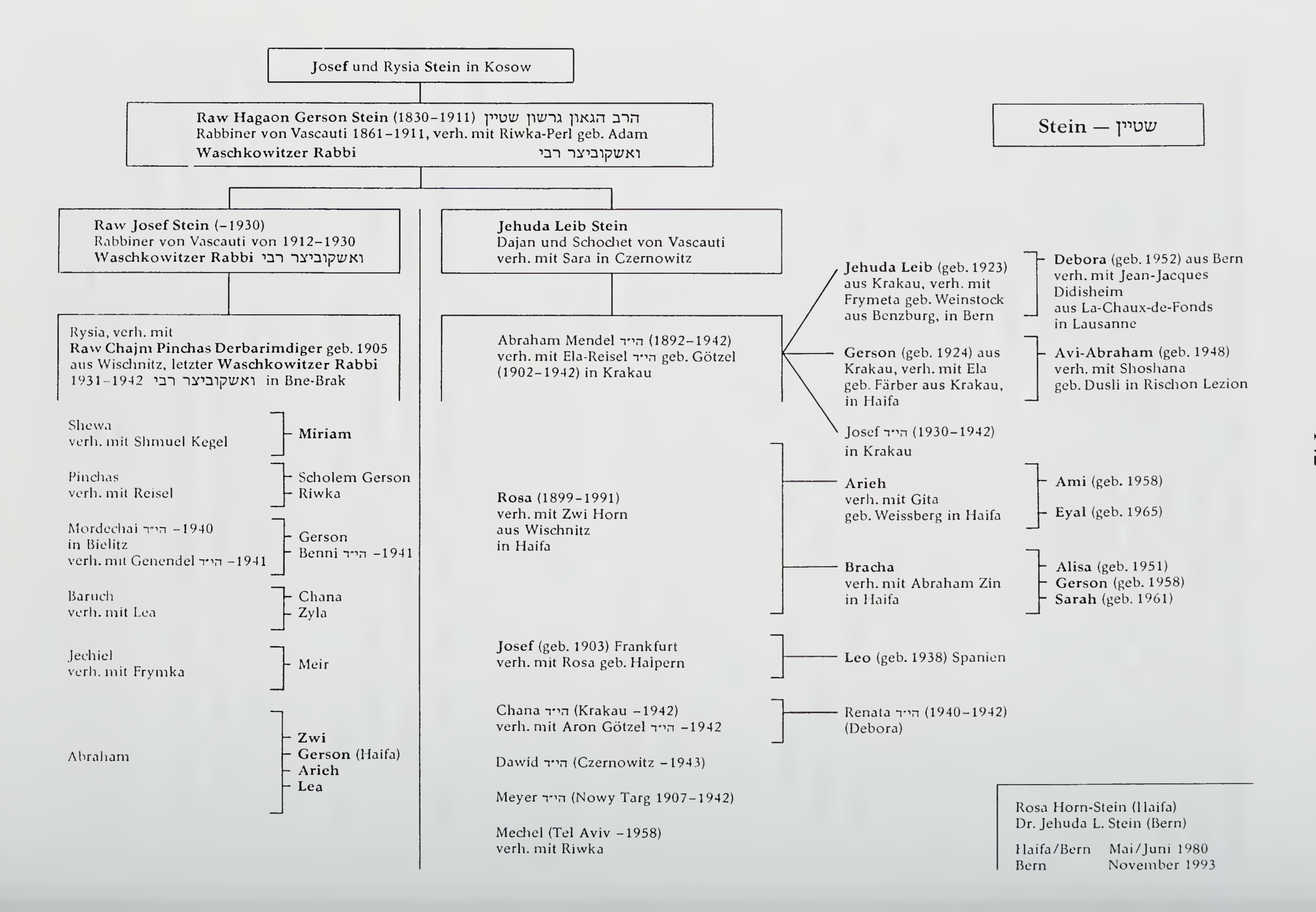
Kurz nach meiner Pensionierung reiste ich im Mai 1988 - erstmals seit Kriegsende - nach Krakau. Allein wollte ich nicht reisen, und meine Frau wollte - aus für mich verständlichen Gründen - weder das Land noch die Leute in Polen sehen. So begleitete mich mein Schwiegersohn Jean-Jacques auf meiner ersten Reise nach Krakau.

Die Stadt, wenn damals auch stark vernachlässigt, war durch den Krieg weitgehend unversehrt geblieben. So fand ich alles an Ort und Stelle, was mich an meine Kindheit und Jugend erinnerte: das Haus, in dem unsere Familie wohnte, den Park, in dem ich als Kind spielte; die Schulen, die ich besuchte; den Maccabi-Sportplatz, wo ich Schlittschuh lief; und nicht zuletzt die Synagogen, die ich alle kannte. In vernachlässigtem Zustand waren in Krakau - jetzt praktisch "judenrein" - alle Synagogen noch da. Mein erster Besuch in Krakau belastete mich eine Zeitlang sehr; ich war jedoch froh, daß ich diese Reise gemacht hatte.

Im April 1990 reiste ich zum zweiten Mal nach Krakau, um an einem Festival der Jüdischen Kultur teilzunehmen. Eine Gedenktafel zu Ehren von Mordechai Gebirtig, dem letzten jüdischen Troubadour, den ich persönlich kannte - 1942 im Ghetto Krakau von den Deutschen ermordet -, wurde am Haus angebracht, wo er gelebt hatte.

Zum dritten Mal besuchte ich Krakau im August 1992 zusammen mit meinem Bruder Jerzyk und seiner Frau Ela. An einem Freitagabend-Gottesdienst habe ich in der ehrwürdigen Remu-Synagoge aus dem Jahre 1557 nach den

alten Krakauer Melodien vorbeten dürfen, die ich aus der Ahavat-Reim-Spitalgasse-Synagoge meiner Eltern kannte. Obwohl ich bis ins Innerste aufgewühlt war, konnte ich bis zum Schluß korrekt vorbeten. Außer mir, meinem Bruder Jerzyk und meiner Schwägerin Ela haben nur drei weitere Personen vor dem Krieg in Krakau gelebt. Die anderen Gottesdienstteilnehmer waren amerikanische Touristen mit ihrem Rabbi.


Stein — שטיין
Josef und Rysia Stein in Kosow
Raw Hagaon Gerson Stein (1830–1911) הרב הגאון גרשון שטיין
Rabbiner von Vascauti 1861–1911, verh. mit Riwka-Perl geb. Adam
Waschkowitzer Rabbi ואשקוביצר רבי
Raw Josef Stein (–1930)
Rabbiner von Vascauti von 1912–1930
Waschkowitzer Rabbi ואשקוביצר רבי
Rysia, verh. mit
Raw Chajm Pinchas Derbarimdiger geb. 1905
aus Wischnitz, letzter Waschkowitzer Rabbi
1931–1942 ואשקוביצר רבי in Bne-Brak
Shewa
verh. mit Shmuel Kegel
Miriam
Pinchas
verh. mit Reisel
Scholem Gerson
Riwka
Mordechai הי״ד –1940
in Bielitz
verh. mit Genendel הי״ד –1941
Gerson
Benni הי״ד –1941
Baruch
verh. mit Lea
Chana
Zyla
Jechiel
verh. mit Frymka
Meir
Abraham
Zwi
Gerson (Haifa)
Arieh
Lea
Jehuda Leib Stein
Dajan und Schochet von Vascauti
verh. mit Sara in Czernowitz
Abraham Mendel הי״ד (1892–1942)
verh. mit Ela-Reisel הי״ד geb. Götzel
(1902–1942) in Krakau
Jehuda Leib (geb. 1923)
aus Krakau, verh. mit
Frymeta geb. Weinstock
aus Benzburg, in Bern
Debora (geb. 1952) aus Bern
verh. mit Jean-Jacques
Didisheim
aus La-Chaux-de-Fonds
in Lausanne
Gerson (geb. 1924) aus
Krakau, verh. mit Ela
geb. Färber aus Krakau,
in Haifa
Avi-Abraham (geb. 1948)
verh. mit Shoshana
geb. Dusli in Rischon Lezion
Josef הי״ד (1930–1942)
in Krakau
Rosa (1899–1991)
verh. mit Zwi Horn
aus Wischnitz
in Haifa
Arieh
verh. mit Gita
geb. Weissberg in Haifa
Ami (geb. 1958)
Eyal (geb. 1965)
Bracha
verh. mit Abraham Zin
in Haifa
Alisa (geb. 1951)
Gerson (geb. 1958)
Sarah (geb. 1961)
Josef (geb. 1903) Frankfurt
verh. mit Rosa geb. Halpern
Leo (geb. 1938) Spanien
Chana הי״ד (Krakau –1942)
verh. mit Aron Götzel הי״ד –1942
Renata הי״ד (1940–1942)
(Debora)
Dawid הי״ד (Czernowitz –1943)
Meyer הי״ד (Nowy Targ 1907–1942)
Mechel (Tel Aviv –1958)
verh. mit Riwka
Rosa Horn-Stein (Haifa)
Dr. Jehuda L. Stein (Bern)
Haifa/Bern Mai/Juni 1980
Bern November 1993

Jehuda Leib Stein

Geboren: 5.2.1923 in Kraków (Krakau, Cracovie, Cracow) Polen.

Vater: Abraham Mendel, Sohn des Dajans Jehuda Leib Stein und Enkel des Rav Hagaon Gerschon Stein; Bankangestellter in Krakau; ermordet im Alter von 52 Jahren durch die Deutschen am 30.8.1942 in Nowy Targ (Neumarkt am Dunajec) Polen.

Mutter: Ela Reisel, geb. Götzel, Tochter des Aaron Götzel aus Krakau. Ermordet im Alter von 42 Jahren durch die Deutschen im September 1942 im Vernichtungslager Bełżec, Polen.

Geschwister: Gerschon (Jerzyk), geb. am 1.3.1924 in Krakau. Seit 1948 in Haifa, Israel.
Josef (Josiu), geb. 1930 in Krakau.
Ermordet im Alter von 12 Jahren durch die Deutschen im September 1942 im Vernichtungslager Bełżec/Polen.

Schulen: Volksschule und Gymnasium in Krakau.

Kriegsjahre 1939-1945:
1939 bis zur Errichtung des Ghettos in Krakau (1941), Zwangsarbeit in Krakau und Umgebung.
1941: Flucht der Familie nach Nowy Targ (Neumarkt am Dunajec) in Südpolen.
1941 bis zur Ermordung der Juden in Nowy Targ (August 1942): Zwangsarbeit in Nowy Targ und Czarny Dunajec.
1942-1943: Zwangsarbeitslager Czarny Dunajec.
1943-1944: Konzentrationslager Krakau-Płaszów.
1944: Konzentrationslager Groß-Rosen, Kommando Wüstegiersdorf.
1944-1945: Konzentrationslager Flossenbürg, zuletzt mobiles Kommando: Bahnmeisterei.
21.4.1945: Flucht aus dem Häftlingstransport bei Donaueschingen.
23.4.1945: Ankunft in der Schweiz bei Ramsen/Schaffhausen.

Mai 1945 - August 1945: Kantonsspital Winterthur.
August 1945 - September 1946: Sanatorien in Davos (Waldsanatorium, Etania).
Oktober 1946 - September 1947: Besuch der Schweizerischen Tropenschule in Basel. Abschluß mit Certificate of the Tropical School - Planter Course.
1948-1954: Studium an der Universität Bern. Juni 1954 Promotion zum Dr. phil. nat. in Chemie als Hauptfach, Physik und Bakteriologie als Nebenfächer.

Februar 1950: Heirat mit Frymeta Weinstock aus Bedzin (Bendsburg, Oberschlesien/Polen) in der Synagoge von Bern.
24. Februar 1952: Geburt der Tochter Debora (Debi).
11. September 1958: Erwerb des schweiz. Bürgerrechtes.
1. April 1979: Heirat von Debi mit Dr. Jean Jacques Didisheim aus La Chaux-de-Fonds, in der Synagoge von Bern.

Berufliche Tätigkeit:

1954-1971: Abteilungsleiter des Zentrallaboratoriums und Vizedirektor bei URSINA AG Bern in Konolfingen.
1971-1988: Abteilungsleiter und Vizedirektor bei ALPURA KORECO AG Konolfingen, R&D (Research & Development-Center) der NESTLE AG in Vevey.

Tätigkeitsbereiche:

Lebensmittelchemie und Analytik. Forschung und Entwicklung von neuen Produkten (Diätetik, Säuglings- Kleinkind- und klinische Ernährung).

Seit 1. März 1988: im Ruhestand.
- Mitarbeit an der Encyclopedia of Industrial Chemistry;
- Mitarbeit am Schweiz. Lebensmittelbuch des BAG (Bundesamt für Gesundheitswesen);
- Gerichtsübersetzer für Polnisch an den Gerichten des Kantons Bern;
- Vizepräsident der Bnei-Brith-Albert-Einstein-Loge in Bern;
- Vizepräsident der Jüdischen Gemeinde Bern.

Dr. Drs. h.c. Erhard Roy Wiehn, M.A.

Professor für Soziologie der Universität Konstanz, Honorarprofessor der Universität Iaşi/ Rumänien; jüngere Schriften vor allem zur Schoáh und Judaica.

Ausgewählte Literatur[*]

M. Akavia, Herbsttage. Das Schicksal eines jüdischen Jungen 1942. Gütersloh 1983.

A.J. Berndt u. von Wedel (Hg.), Deutschland im Kampf. Erste Septemberlieferung, Nr. 1 der Gesamtlieferung. Berlin 1939 (kursive Titel stammen aus der NS-Zeit!).

A. Bieberstein, Zaglada Zydów w Krakowie. Krakau 1985.

A. Bielowski (Hg.), Monumenta Poloniae Historica, 2, Lemberg 1872.

M. Brocke (Hg.), Beter und Rebellen. Aus 1000 Jahren Judentum in Polen. Frankfurt a.M. 1983.

M. Broszat, Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945. Stuttgart 1961 (kursiv: Literatur zur NS-Zeit).

M. Broszat, Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik. (1963) Frankfurt 1981.

A. Corbea-Hoisie, Czernowitz - Jüdisches Städtebild. Frankfurt 1998.

J. Croitoru, "Mythos einer Nation im Widerstand. Kollaboration im Plural: Ethnische Auseinandersetzungen im mehrfach besetzten Polen während des Zweiten Weltkriegs." In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 28, 3.2.1999, S. N 6.

Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, Bände V u. XVIII, Nürnberg 1947.

Die Wehrmachtsberichte 1939-1945. Band 1, München 1985.

A. Döblin, Reise in Polen. (1926) Olten 1968.

M. Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945. Band II, Erster Halbband, Wiesbaden 1973.

H. Eichelbaum (Hg.), Schlag auf Schlag. Die deutsche Luftwaffe in Polen. Berlin 1939.

H. Frank, Im Angesicht des Galgens. München 1953.

M. Fuks, Z. Hoffman, M. Horn, J. Tomaszewski, Polnische Juden. Geschichte und Kultur. Warschau o.J.

M. Gilbert, Endlösung. Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas. Reinbek 1982 u. 1995.

J. Goldkorn, Im Kampf ums Überleben - Jüdische Schicksale in Polen 1939-1945. Konstanz 1996 (fett: aus der Edition 'Shoáh & Judaica').

D. Guttmann, Schwierige Heimkehr - Leben und Leiden in Ungarn, dann auf der 'Exodus' und zurück über Bergen-Belsen nach Tel Aviv. Jüdische Schicksale 1944-1948. Konstanz 1997 [Aufbringung durch die britische Flotte].

---

[*] Vom Herausgeber zusammengestellt.

Ha-Jehudim be-Krakow (hebr. Juden in Krakau. Das Leben und der Untergang einer alten Gemeinde). Haifa 1981/1983.

L.J. Hartog, Der Befehl zum Judenmord. Hitler, Amerika und die Juden. Bodenheim 1997.

H. Heer u. K. Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht. Hamburg 1995.

M. Hellman, Daten der polnischen Geschichte. München 1985.

G. Heuberger (Hg.), Im Kampf gegen Besatzung und 'Endlösung'. Widerstand der Juden in Europa 1939-1945. Frankfurt a.M. 1995.

R. Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. (1961) Band 1 u. 2, Frankfurt 1990.

H. Hirsch, "Zwischen allen Fronten in Lodz. Das Schicksal einer polnischen Familie deutscher Herkunft unter der Gestapo." In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 25, 30.1.1999 (Beilage).

W. Hubatsch, Hitlers Weisungen für die Kriegsführung 1939-1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht. 2. Auflage, Koblenz 1983.

E. Jäckel et al. (Hg.), Enzyclopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden. Band II, München u. Zürich o.J.

Jüdisches Historisches Institut Warschau (Hg.), Faschismus - Ghetto - Massenmord. (Ausgewählt, bearbeitet und eingeleitet von T. Berenstein et al.) Frankfurt o.J.

J. Kalter, Eine jüdische Odyssee/A Jewish Odyssey - Von Leipzig nach Polen abgeschoben und deutsche Lager überlebt. Ein Bericht 1938-1946. Konstanz 1997.

Th. Keneally, Schindlers Liste. Roman. (1983) München 1993.

M. Korber, Deportiert - Jüdische Schicksale aus Rumänien. 1941-1944. Konstanz 1993 [Transnistrien].

M. Krajewska, Time of stones. Warsaw 1983.

Krzysztofory 15. Zeszyty naukowe muzeum historycznego miasta Krakowa (poln. Wissenschaftliche Hefte des historischen Museums der Stadt Krakau), Nr. 15, Krakau 1988.

E. Kuby, Als Polen deutsch war. 1939-1945. München 1986.

A. Lustiger (Ed.), The black book of Polish Jewry. An account of the martyrdom of Polish Jewry under Nazi occupation. (1943) Bodenheim 1995.

M. Merón alias Wladimir Mautner, Wir müssen es alleine schaffen - Von Zagreb durch deutsche Kriegsgefangenschaft und Jugoslawien nach Israel 1915-1997. Konstanz 1997 [Stalag].

H. Moll, "Der blaue Stern. Ein Krakauer Ghetto-Tagebuch." (Zu Halina Nelken) In: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 250, 26./27.10.1996, S. 65.

'Mordechaj Gebirtig - Jiddische Lieder.' Edition Künstlertreff, Wuppertal 1992 u. 1994.

H. Nelken, Freiheit will ich nocn erleben. Krakauer Tagebuch. Gerlingen 1996 (dazu Heinz Moll).

M. Niezabitowska, Remnants. The last Jews of Poland. New York 1986.

K. Pätzold u. G. Rosenfeld, Sowjetstern und Hakenkreuz 1938-1941. Dokumente zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen. Berlin 1990.

T. Pankiewicz, Die Apotheke im Krakauer Ghetto. (1982) Essen u. München 1995.

L. Picard, Vom Bodensee nach Erez Israel - Pionierarbeit für Geologie und Grundwasser seit 1924. Konstanz 1996 [Mekorot-Wassergesellschaft].

B. Pimpl u. E.R. Wiehn (Hg.), Was für eine Welt - Jüdische Kindheit und Jugend in Europa 1933-1945. Konstanz 1995.

L. Poliakov u. J. Wulf, Das Dritte Reich und die Juden. (1955) Frankfurt, Berlin, Wien 1983.

L. Poliakov u. J. Wulf, Das Dritte Reich und seine Diener. (1956) Frankfurt, Berlin, Wien 1983.

E. Porat, Stimme der toten Kinder - Von den Karpaten durch Auschwitz, Nordhausen und Bergen-Belsen nach Israel 1928-1996. Konstanz 1996 [Zypern und Atlit].

W. Präg u. W. Jacobmeyer (Hg.), Das Diensttagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen 1939-1945. Stuttgart 1975.

M. Prel, Freiherr du (Hg.), Das Generalgouvernement. Würzburg 1942.

B. Rosenberg, "Versuch zu überleben." Polen 1941-1945. Frankfurt a.M. 1996.

J.N. Rudel, Das waren noch Zeiten - Jüdische Geschichten aus Tschernowitz und Bukrarest. Konstanz 1997.

J.H. Schoeps (Hg.), Neues Lexikon des Judentums. Gütersloh u. München 1998.

L. Shinar, Wie ein Becher Tränen - Jüdische Familiengeschichten aus Krakau. Leben und Leiden in Polen 1939-1945. Konstanz 1999 [Ghetto Krakau, Plaszow, Ordnungsdienst etc.].

W. Simsohn, Juden in Gera I - Ein geschichtlicher Überblick. Konstanz 1997 [Deportationen nach Polen].

W. Simsohn, Juden in Gera II - Jüdische Familiengeschichten. Konstanz 1998 [Deportationen nach Polen].

J.L. Stein, Juden in Krakau - Ein geschichtlicher Überblick 1173-1939. Konstanz 1997.

T. Szarota, Warschau unter dem Hakenkreuz. Paderborn 1985.

St. Szende, Der letzte Jude aus Polen. Zürich 1945.

N. Tamir, The Polish Jews before the Holocaust. Jerusalem 1963.

N. Tamir, The Polish Jews 1914-1939. Tel Aviv 1983.

E.R. Uderstädt, 18 Tage Weltgeschehen. Der Feldzug gegen Polen. Berlin 1940.

M. Weinmann (Hg.), Das nationalsozialistische Lagersystem. Frankfurt 1990.

E.R. Wiehn, Kaddisch - Totengebet in Polen. Reisegespräche und Zeitzeugnisse gegen Vergessen in Deutschland. Darmstadt 1984, 2. Auflage 1987.

E.R. Wiehn, Ghetto Warschau - Aufstand und Vernichtung 1943 fünfzig Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 1993.

E.R. Wiehn (Hg.), Totengebet - 60 Jahre Beginn des Zweiten Weltkriegs und der Schoáh in Polen. Konstanz 1999.

E. Wisshaupt, Der große deutsche Feldzug gegen Polen. Eine Chronik des Krieges in Wort und Bild. Geleitwort Generalfeldmarschall von Reichenau. Wien 1940.

K. Wolff (Hg.), Hiob 1943. Ein Requiem für das Warschauer Ghetto. Neukirchen-Vlyn 1993.

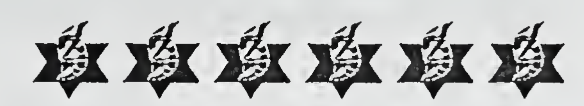
S. Wojaka (Ed.), Kazimierz. Krakow wedrowki w przeszlosc (Cracow. A Jouney in the Past). Warszawa - Krakow 1987.

B. Wyrozumska, The Jews in Poland, Vol. I, pp. 27-37. Research Center on Jewish History and Culture in Poland. Jagiellonian University, Cracow 1992.

L. Yahil, Die Shoáh. Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden. (1987) München 1998.

Chr. Zentner, Der Kriegsausbruch 1. September 1939. Daten, Bilder, Dokumente. Frankfurt 1979.



Shoáh & Judaica/Jewish Studies
von/by Erhard Roy Wiehn 
Hartung-Gorre Verlag/Publishers, Konstanz, Germany
6/1999 http://www.uni-konstanz.de/FuF/SozWiss/fg-soz/ag-ung/unhoju-i.html

1. Israelia und Judaica/Jewish Studies (nach Erscheinungsjahr) verfaßt oder bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn



Erhard Roy Wiehn u. Heide Mirjam Wiehn, Dajénu - Tagebuch einer Israelreise. Konstanz 1986, 2. Auflage 1987, 326 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89191-079-7

Erhard Roy Wiehn, Dajénu II - Eine denkwürdige Dienstreise nach Israel. Konstanz 1988, 464 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89191-186-6 (vergriffen).

Josef N. Rudel, Wir schöpfen Kraft aus Tränen - Leitartikel aus 'Die Stimme' Tel Aviv, Monatsschrift der Bukowiner Juden 1993-1997. Konstanz 1997, 83 Seiten, DM 19,80/10,12 Euro. ISBN 3-89649-139-3

Yoel Sher, Zum Frieden unterwegs - Botschaften eines israelischen Botschafters in Österreich, der Slowakei und Slowenien 1995-1998. Konstanz 1998, 108 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-263-2

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Judenfeindschaft - Eine öffentliche Vortragsreihe an der Universität Konstanz 1989. Konstanz 1989, 303 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89191-272-2

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Juden in der Soziologie - Eine öffentliche Vortragsreihe an der Universität Konstanz 1989. Konstanz 1989, 350 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89191-312-5

Israel A. Ben Yosef, Lebendiges Judentum - Betrachtungen eines Rabbiners 1990-1995. Gedenkschrift. Konstanz 1995, 213 Seiten, DM 29,50/15,08 Euro. ISBN 3-89191-927-1

Israel A. Ben Yosef, Lebendiges Judentum II - Predigten und Betrachtungen eines Rabbiners 1990-1995. Bearbeitet von Rafael u. Ursula-Hava Rosenzweig. Konstanz 1999, 219 Seiten, DM 44,--/22,50 Euro. ISBN 3-89649-382-5: Neu!

Dmitry B. Peisakhov, Jewish Faces - Jüdische Gesichter. Eine Fotodokumentation. (Vorwort in deutsch, englisch u. russisch) Konstanz (geplant). ISBN 3-89191-798-8

Erhard Roy Wiehn, Schriften zur Schoáh und Judaica (I). Konstanz 1992, 595 Seiten, DM 68,-/34,77 Euro. ISBN 3-89191-536-5

Erhard Roy Wiehn, Gewarnt - Kolumnen zur Lage, Vorworte und Rezensionen. Schriften zur Schoáh und Judaica (II) 1991-1994. Konstanz 1994, 136 Seiten, DM 18,--/9,20 Euro. ISBN 3-89191-753-8

Erhard Roy Wiehn, Keine Entwarnung - Kolumnen zur Lage, Schriften zur Schoáh und Judaica (III) 1994-1997. Konstanz 1997, 285 Seiten, DM 48,--/24,54 Euro. ISBN 3-89649-111-3

Erhard Roy Wiehn, Bleibende Warnungen I - Schriften zur Schoáh und Judaica 1997-1999 (IV). Konstanz 1999, 222 Seiten, DM 36,--/18,41 Euro. ISBN 3-89649-414-7: Neu!

2. Jüdische Geschichte/Jewish History (according to year of publication) bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn



Dmitry B. Peisakhov, Jüdisches Leben in Kiew - Eine Fotodokumentation. (Einführung in deutsch, **englisch u. russisch**) Konstanz 1992/93, 200 Seiten, DM 36,--/18,41 Euro. ISBN 3-89191-551-9

Hans Nothnagel u. Ewald Dähn, Juden in Suhl - Ein geschichtlicher Überblick. Konstanz 1995, 310 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89191-742-2

Werner Simsohn, Juden in Gera I - Ein geschichtlicher Überblick. Konstanz 1997, 286 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-112-1

Jehuda L. Stein, Juden in Krakau - Ein geschichtlicher Überblick 1173-1939. Konstanz 1997, 137 Seiten, DM 30,--/15,34 Euro. ISBN 3-89649-201-2

Itzik Schwarz-Kara, Juden in Podu Iloaiei - Zur Geschichte eines rumänischen Schtetls. Konstanz 1997, 103 Seiten, DM 26,--/13,29 Euro. ISBN 3-89649-202-0

Josef N. Rudel, Das waren noch Zeiten - Jüdische Geschichten aus Czernowitz und Bukarest. Konstanz 1997, 70 Seiten, DM 16,--/8,18 Euro. ISBN 3-89649-138-5

Werner Simsohn, Juden in Gera II - Jüdische Familiengeschichten. Konstanz 1998, 334 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-260-8

Hans David Blum, Juden in Breisach - Von den Anfängen bis zur Schoáh. 12.-19. Jahrhundert. Band 1. Konstanz 1998, 275 Seiten, DM 39,--/19,94 Euro. ISBN 3-89649-362-0

Fritz Joseph Heidecker, Die Brunnenbauer - Jüdische Pionierarbeit in Palästina 1934-1939. Konstanz 1998, 258 Seiten, DM 45,--/23,01 Euro. ISBN 3-89649-342-6

Israel A. Glück, Kindheit in Lackenbach - Jüdische Geschichte im Burgenland. Konstanz 1998, 83 Seiten, DM 25,--/12,78 Euro. ISBN 3-89649-370-1

Werner Simsohn, Juden in Gera III - Judenfeindschaft in der Zeitung 1933-1945. Konstanz 1999 (in Vorbereitung). ISBN 3-89649-413-9

Schlomo Atamuk, Juden in Litauen - Ein geschichtlicher Überblick. Aus dem Litauischen von Zwi Grigori Smoliakov. Konstanz 1999/2000 (in Vorbereitung). ISBN 3-89649-200-4.

3. Jüdische Biographien und Familiengeschichten/Jewish Biographies bearbeitet und herausgegeben vom Erhard Roy Wiehn



Mirjam Bercovici-Korber, Was aus ihnen geworden ist - Jüdische Familiengeschichten aus Rumänien 1855-1995. Konstanz 1996, 124 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-002-8

Leo Picard, Vom Bodensee nach Erez Israel - Pionierarbeit für Geologie und Grundwasser seit 1924. Konstanz 1996, 290 Seiten, DM 39,--/19,94 Euro. ISBN 3-89191-799-6 (auch hebräisch).

Hedwig Brenner, Jüdische Frauen in der bildenden Kunst - Ein biographisches Verzeichnis. Geleitworte von Pnina Navè Levinson und Margarita Pazi s.A. Konstanz 1998, 236 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89649-199-7

Bernhard Mayer, Interessante Zeitgenossen/Interesting Contemporaries - Lebenserinnerungen eines jüdischen Kaufmanns und Weltbürgers/Memoirs of a Jewish merchant and cosmopolitan 1866-1946 (deutsch u. **englisch**). Konstanz 1998, 378 Seiten, DM 48,--/US$ 30/24,54 Euro. ISBN 3-89191-888-7

Erwin Rehn & *Marie-Elisabeth Rehn*, Die Stillschweigs - Von Ostrowo über Berlin und Peine nach Heide in Holstein bis zum Ende in Riga, Theresienstadt und Auschwitz. Eine jüdische Familiensaga 1862-1944. Konstanz 1998, 216 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89649-259-4

Mirjam Bercovici & Beno Hoisie, Die Letzten vielleicht - Alte jüdische Menschen in Bukarest und Jassy. Vorwort von Andrei Corbea-Hoisie. Konstanz 1998, 104 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-328-0

Uri Toeplitz, Und Worte reichen nicht - Von der Mathematik in Deutschland zur Musik in Israel. Eine jüdische Familiengeschichte 1812-1998. Mit einem Vorwort von Niels Hansen. Konstanz 1999, 276 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89649-351-5: Neu!

Marcel Pauker, Ein Lebenslauf - Jüdisches Schicksal in Rumänien 1896-1938. Mit einer Dokumentation zu Ana Pauker. Herausgegeben von William Totok und Erhard Roy Wiehn. Konstanz 1999, 194 Seiten, DM 34,--/17,38 Euro. ISBN 3-89649-371-X: Neu!

Jerry Lindenstraus, Eine unglaubliche Reise - Von Ostpreußen über Schanghai und Kolumbien nach New York. Jüdische Familiengeschichte 1929-1999. Konstanz 1999, 108 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-441-4: Neu!

***Tutti Jungmann-Bradt*, Die Bradts - Jüdische Familiengeschichte aus Berlin 1870-1999/ The Bradts - History of a Jewish Family from Berlin 1870-1999. Konstanz 1999, 130 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-392-2: Neu!**

Jehuda L. Stein, Die Steins - Jüdische Familiengeschichte aus Krakau 1830-1999. Konstanz 1999, 148 Seiten, DM 32,--/16,36 Euro. ISBN 3-89649-417-1: Neu!

Matei Gall, Finsternis - Durch Gefängnisse, KZ Wapniarka, Massaker und Kommunismus. Ein Lebenslauf in Rumänien 1920-1990. Konstanz 1999, 338 Seiten, DM 48,--/24,54 Euro. ISBN 3-89649-416-3: Neu!

Wolfgang Herzberg, Die Herzbergs - Von Hannover in die Welt. Eine deutsch-jüdische Familiensaga. Konstanz 1999/2000 (geplant).

4. Gedenkschriften zur Schoáh/Shoáh Memorial Books verfaßt oder bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn



Erhard Roy Wiehn, Kaddisch - Totengebet in Polen. Reisegespräche und Zeitzeugnisse gegen Vergessen in Deutschland. [Anläßlich des 40. Jahrestages des Aufstands im Warschauer Ghetto] *Darmstadt (Verlag Darmstädter Blätter, Haubachweg 5, 64285 Darmstadt) 1984, 2. Auflage 1987. 903 Seiten, DM 88,--. ISBN 3-87139-080-1*

Erhard Roy Wiehn, Novemberpogrom 1938 - Die 'Reichskristallnacht' in den Erinnerungen jüdischer Zeitzeugen der Kehilla Kedoscha Konstanz 50 Jahre danach als Dokumentation des Gedenkens. Konstanz 1988, 314 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89191-173-4

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Oktoberdeportation 1940 - Die sogenannte 'Abschiebung' der badischen und saarpfälzischen Juden in das französische Internierungslager Gurs und andere Vorstationen von Auschwitz 50 Jahre danach zum Gedenken. Mit einer Dokumentation. Konstanz 1990, 1024 Seiten, DM 68,--/34,77 Euro. ISBN 3-89191-332-X

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Die Schoáh von Babij Jar - Das Massaker deutscher Sonderkommandos an der jüdischen Bevölkerung von Kiew 1941 fünfzig Jahre danach zum Gedenken. Mit einer Dokumentation. (Deutsche, **englische, russische** Texte) Konstanz 1991, 850 Seiten, DM 78,--/39,88 Euro. ISBN 3-89191-430-X

Erhard Roy Wiehn, Ghetto Warschau - Aufstand und Vernichtung 1943 fünfzig Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 1993, 300 Seiten, DM 48,--/24,54 Euro. ISBN 3-89191-626-4 (Ab sofort wieder lieferbar!)

Max Kaufmann, Churbn Lettland - Die Vernichtung der Juden Lettlands. (Reprint zum Gedenken an Max Kaufmann) Konstanz 1999, 579 Seiten, DM 68,-/34,77 Euro. ISBN 3-89649-396-5: Neu!

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Totengebet - 60 Jahre Beginn des Zweiten Weltkriegs und der Schoáh in Polen. Konstanz 1999, 79 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-415-5: Neu!

Jiří Weil, Elegie für 77.297 Opfer - Jüdische Schicksale in Böhmen und Mähren 1939-1945. (Aus dem Tschechischen von Avri Salamon). Konstanz 1999, 36 Seiten, DM 18,--/9,20 Euro. ISBN 3-89649-440-6: Neu!

Mordecai Paldiel, Es gab auch Gerechte - Retter und Rettung jüdischen Lebens im deutschbesetzten Europa 1939-1945. Konstanz 1999, 134 Seiten, DM 29,--/14,80 Euro. ISBN 3-89649-412-0: Neu!

Erhard Roy Wiehn (Hg.), Die Abschiebung nach Gurs 1940 - Das Ende des jüdischen Lebens in Südwestdeutschland 60 Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 2000 (geplant).

5. Jüdische Überlebens- und Nichtüberlebensschicksale/Jewish Fate bearbeitet und herausgegeben von Erhard Roy Wiehn



Schmuel Brand u. Erhard Roy Wiehn (Hg.): Hermann Brand, Die Tournee geht weiter - Ein jüdisches Schauspielerschicksal in Deutschland [Karlsruhe] und der Schweiz 1898-1966. Mit einer Dokumentation. Konstanz 1990, 270 Seiten, DM 34,80/17,79 Euro. ISBN 3-89191-369-9

Louis Dreyfuss, Emigration nur ein Wort? - Ein jüdisches Überlebensschicksal [aus Breisach am Rhein] in Frankreich 1933-1945. Konstanz 1991, 148 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89191-399-0

Jan Wiener, Immer gegen den Strom - Ein jüdisches Überlebensschicksal aus Prag 1939-1950. Konstanz 1992, 144 Seiten, DM 32,--/16,36 Euro. ISBN 3-89191-571-3

Grigorijus Smoliakovas, Die Nacht die Jahre dauerte - Ein jüdisches Überlebensschicksal in Litauen 1941-1945. Mit einer Dokumentation. Konstanz 1992, 223 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89191-557-8

Mirjam Korber, Deportiert - Jüdische Überlebensschicksale aus Rumänien 1941-1944. Mit einem Bericht über das Massaker in Jassy 1941 von Henry L. Eaton (englisch). Konstanz 1993, 303 Seiten, DM 48,--/24,54 Euro. ISBN 3-89191-617-5 (auch rumänisch).

Jacques Stroumsa, Geiger in Auschwitz - Ein jüdisches Überlebensschicksal aus Saloniki 1941-1967. Konstanz 1993, 108 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89191-652-3

Dorothee Freudenberg-Hübner u. Erhard Roy Wiehn (Hg.), Abgeschoben - Jüdische Schicksale aus Freiburg 1940-1942. Briefe der Geschwister Liefmann aus Gurs und Morlaas an Adolf Freudenberg in Genf. Konstanz 1993, 213 Seiten, DM 38,--/19,43 Euro. ISBN 3-89191-665-5

Dawid Budnik/Jakow Kaper, Nichts ist vergessen/Nothing is forgotten - Jüdische Schicksale in Kiew/Jewish Fate in Kiev 1941-1943. (Deutsch, **englisch, russisch**) Kiew u. Konstanz 1993, 317 Seiten, DM 12,--/6,14 Euro. ISBN 3-89191-666-3

Zdenko Levental, Auf glühendem Boden - Ein jüdisches Überlebensschicksal in Jugoslawien 1941-1947. Mit einer Dokumentation. Konstanz 1994, 296 Seiten, DM 48,--/24,54 Euro. ISBN 3-89191-644-2

Marianne Ahlfeld-Heymann, Und trotzdem überlebt - Ein jüdisches Schicksal: aus Köln durch Frankreich nach Israel 1905-1955. Konstanz 1994, 122 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89191-730-9

Brigitte Pimpl u. Erhard Roy Wiehn (Hg.): Was für eine Welt - Jüdische Kindheit und Jugend in Europa 1933-1945. Ein Lesebuch. Konstanz 1995, 171 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89191-816-X

Sonja Palty, Jenseits des Dnjestr - Jüdische Deportationsschicksale aus Bukarest in Transnistrien 1942-1943. Konstanz 1995, 233 Seiten, DM 38,--/19,43 Euro. ISBN 3-89191-868-2 (auch rumänisch).

Gerschon Monar, Verpflanzt und neu verwurzelt - Eine jüdische Familiengeschichte aus Leipzig und Halle in Israel 1924-1994. Konstanz 1995, 147 Seiten, DM 22,--/11,25 Euro. ISBN 3-89191-887-9

Ludwig Mühlfelder, Weil ich übriggeblieben bin - Ein jüdisches Überlebensschicksal aus Suhl in Thüringen und Amerika 1924-1994. Konstanz 1995, 214 Seiten, DM 39,50/20,20 Euro. ISBN 3-89191-812-7

Martha und Else Liefmann, Helle Lichter auf dunklem Grund - Die 'Abschiebung' aus Freiburg nach Gurs 1940-1942 (Reprint). Mit Erinnerungen an Professor Dr. Robert Liefmann sowie weiteren Beiträgen und Dokumenten. Konstanz 1995, 221 Seiten, DM 34,50/17,64 Euro. ISBN 3-89191-815-1

Friedel Bohny-Reiter, Vorhof der Vernichtung - Eine Schweizer Schwester im französischen Internierungslager Rivesaltes 1941-1942. Konstanz 1995, 167 Seiten, DM 25,--/12,78 Euro. ISBN 3-89191-917-4

Ruth Felix, Diese Hölle überlebt - Ein jüdisches Familienschicksal aus Mähren 1924-1994. Konstanz 1995, 110 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89191-950-6 (auch tschechisch).

Jacques Stroumsa, Violinist in Auschwitz - From Salonica to Jerusalem 1913-1967. Translated by James Stuart Brice. **(Englisch)** Konstanz 1996, 110 Seiten, DM 19,80/US$ 14.50/10,12 Euro. ISBN 3-89191-869-0

Gretel Baum-Meróm & Rudy Baum, Kinder aus gutem Hause/Children of a Respectable Family - Von Frankfurt am Main nach Israel und Amerika/ From Frankfurt to Israel and America 1913/15-1995. (Deutsch u. **englisch**) Konstanz 1996, 263 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89191-813-5

Helmut Grünfeld, Gerechte gab es nicht viele - Ein deutsch-jüdisches Überlebensschicksal in Mainz 1928-1945. Konstanz 1996, 102 Seiten, DM 19,80/10,12 Euro. ISBN 3-89191-993-X

Erika Myriam Kounio-Amariglio, Damit es die ganze Welt erfährt - Von Saloniki nach Auschwitz und zurück 1926-1996. Konstanz 1996, 171 S., DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-003-6 (auch griechisch u. französisch).

Josef Goldkorn, Im Kampf ums Überleben - Jüdische Schicksale in Polen 1939-1945. Konstanz 1996, 180 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89649-005-2 (auch jiddisch).

Margit Bartfeld-Feller, Dennoch Mensch geblieben - Von Czernowitz durch Sibirien nach Israel 1923-1996. Konstanz 1996, 121 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-029-X

Klara Schächter, Woss ich hob durchgelebt - Was ich durchgemacht habe. Brief einer Jüdin aus der Bukowina, verfaßt in Transnistrien 1943. Jiddisch und deutsch, aus dem Jiddischen und eingeleitet von Othmar Andrée. Konstanz 1996, 133 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-078-8

Eitan Porat, Stimme der toten Kinder - Von den Karpaten durch Auschwitz, Nordhausen und Bergen-Belsen nach Israel 1928-1996. Konstanz 1996, 88 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-056-7 (auch englisch u. hebräisch).

Fritz Ottenheimer, Wie hat das geschehen können - Von Konstanz in die USA durch den Krieg und zurück. Jüdische Schicksale 1925-1996. Konstanz 1996, 230 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89649-006-0

Wolfgang Hadda, Knapp davongekommen - Von Breslau nach Schanghai und San Francisco. Jüdische Schicksale 1920-1947. Konstanz 1997, 258 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89649-090-7

Michael Merón alias Wladimir Mautner, Wir müssen es alleine schaffen - Von Zagreb durch deutsche Kriegsgefangenschaft und Jugoslawien nach Israel 1915-1997. Konstanz 1997, 83 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-089-3

Eitan Porat, Voice of the dead children - From the Carpathian Mountains via Auschwitz and Bergen-Belsen to Israel 1928-1996 **(englisch u. hebräisch).** Konstanz 1997, 92/63 (155) Seiten/pages, DM 28,--/USD 17,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-123-7

Joachim Kalter, Eine jüdische Odyssee/A Jewish Odyssey - Von Leipzig nach Polen abgeschoben und deutsche Lager überlebt. Ein Bericht/Deportation from Leipzig to Poland and Survival in German Camps. A Report 1938-1946. Vorwort von/Preface by Edgar Hilsenrath. (Deutsch u. **englisch**) Konstanz 1997, 142 Seiten, DM 32,--/16,36 Euro. ISBN 3-89649-161-X

Marga L. Randall, Als sei es erst gestern geschehen - Jüdische Schicksale aus Schermbeck 1930-1997. Mit einem Vorwort von Ignatz Bubis. Konstanz 1997, 124 Seiten, DM 32,--/16,36 Euro. ISBN 3-89649-171-7

Martin Ruch, In ständigem Einsatz - Das Leben Siegfried Schnurmanns. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden 1907-1997. Mit einem Geleitwort von Nathan Peter Levinson. Konstanz 1997, 112 Seiten, DM 30,--/15,34 Euro. ISBN 3-89649-196-2

Manfred Wildmann u. Erhard Roy Wiehn (Hg.), Und flehentlich gesegnet - Briefe der Familie Wildmann aus Rivesaltes und Perpignan. Jüdische Schicksale aus Philippsburg 1941-1943. Mit einem Vorwort von Margot Wicki-Schwarzschild. Konstanz 1997, 204 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89649-067-2

Pavel Stránský, Als Boten der Opfer - Von Prag durch Theresienstadt, Auschwitz, Schwarzheide und zurück. Tschechisch-jüdische Schicksale 1939-1997. Konstanz 1997, 90 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-203-9

Grete Beck-Klein, Was sonst vergessen wird - Von Wien nach Schanghai, England und Minsk. Jüdische Schicksale 1918-1996. Konstanz 1997, 114 Seiten, DM 26,80/13,70 Euro. ISBN 3-89649-172-5

David Guttmann, Schwierige Heimkehr - Leben und Leiden in Ungarn, dann auf der 'Exodus' und zurück über Bergen-Belsen nach Tel Aviv. Jüdische Schicksale 1944-1948. Konstanz 1997, 128 Seiten, DM 29,--/14,83 Euro. ISBN 3-89649-218-7

Martin Ruch, Aus der Heimat verjagt - Zur Geschichte der Familie Neu. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden 1874-1998. Konstanz 1998, 240 Seiten, DM 32,80/16,77 Euro. ISBN 3-89649-284-5

Margit Bartfeld-Feller, Nicht ins Nichts gespannt - Von Czernowitz nach Sibirien deportiert. Jüdische Schicksale 1941-1990. Konstanz 1998, 108 Seiten, DM 24,80/12,68 Euro. ISBN 3-89649-327-2

Jack Scott, Nie wieder in Deutschland leben - Von Gelsenkirchen, Gera und Fürth durch Belgien, Frankreich, Spanien mit der britischen Armee nach Deutschland zurück. Konstanz 1998, 191 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89649-343-4

Basja Zin, Wie ein grauenhafter Traum - Vier Jahre zwischen Leben und Tod. Jüdische Schicksale in Lettland 1941-1945. Konstanz 1998, 48 Seiten, DM 19,80/10,12 Euro. ISBN 3-89649-363-9

***Leah Shinar,* Wie ein Becher Tränen - Jüdische Familiengeschichten aus Krakau. Leben und Leiden in Polen 1939-1945. Konstanz 1999, 124 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-388-4: Neu!**

***Lilli Bernhard-Ithai,* Erinnerung verpflichtet - Von Berlin über Brüssel nach Lyon in die Schweiz und durch Gurs nach Auschwitz. Jüdische Schicksale 1933-1945. Konstanz 1999, 83 Seiten, DM 28,--/14,32 Euro. ISBN 3-89649-372-8: Neu!**

***Mali Chaimowitsch-Hirsch,* Kindheit und Jugend im Schatten der Schoáh - Jüdische Schicksale aus der Bukowina 1928-1990. Konstanz 1999, 61 Seiten, DM 26,--/13,30 Euro. ISBN 3-89649-442-2: Neu!**

Felix Hermann Oestreicher, Ein jüdischer Arzt-Kalender - Durch Westerbork und Bergen-Belsen bis Tröbitz. Konzentrationslager-Tagebuch 1943-1945. Konstanz 1999 (in Vorbereitung). ISBN 3-89649-411-2

Jeanne Levy-Rosenberg, Durch die Hölle und zurück - Von Holland durch Auschwitz-Birkenau, Ravensbrück, Malchow, Taucha, zurück und nach Israel 1944-1949. Konstanz 1999/2000 (in Vorbereitung). ISBN 3-89649-410-4

Schaul Sagiv, Ende der Illusionen - Von Köln durch Westerbork und Paris nach Israel. Konstanz 1999/2000 (geplant).

Inka Wajsbort, Im Angesicht des Todes - Von Chorzów über Zawiercie, Tarnowitz, Tschenstochau durch Auschwitz nach Malchow und Oschatz. Jüdische Schicksale in Oberschlesien 1939-1945. Konstanz 1999 (in Vorbereitung).

Anna Cwiakowska, Verstecken vor dem Tod - Jüdische Schicksale in Polen 1939-1945. Konstanz 2000 (geplant).

6. Konstanzer Schriften zur Schoáh und Judaica
Herausgegeben von/Edited by Erhard Roy Wiehn



1 Matthias Messmer, Die Judenfrage in der Sowjetunion - Ideologische Voraussetzungen und politische Realität 1953-1985. Mit einem Vorwort von Felix Philipp Ingold. Konstanz 1992, 102 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89191-594-2

2 Markus A. Weingardt, Deutsch-israelische Beziehungen - Zur Genese bilateraler Verträge. Konstanz 1997, 195 Seiten, DM 48,--/24,54 Euro. ISBN 3-89649-104-0

3 Matthias Messmer, Sowjetischer und postkommunistischer Antisemitismus - Entwicklungen in Rußland, der Ukraine und Litauen. Mit einem Vorwort von Walter Laqueur. Konstanz 1997, 533 Seiten, DM 72,--/36,81 Euro. ISBN 3-89649-159-8

4 Stefan Baumeister, NS-Führungskader - Rekrutierung und Ausbildung bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs 1933-1939. Konstanz 1997, 118 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89649-160-1

5 Axel Meier, Die kaiserliche Palästinareise 1898 - Theodor Herzl, Großherzog Friedrich I. von Baden und ein deutsches Protektorat in Palästina. Konstanz 1998, 122 Seiten, DM 29,80/15,24 Euro. ISBN 3-89649-331-0

6 *Nina Klein*, Die polnische Erinnerung an Auschwitz im staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau. Konstanz 1999 (geplant). ISBN 3-89649-409-0

Shoáh & Judaica nach Ländern/According to Countries
Verfasserinnen und Verfasser in alphabethischer Mehrfachnennung/
Authors in Alphabetical Order



1. China

G. Beck-Klein [Schanghai] 5/ 1997; W. Hadda [Schanghai] 5/1997; J. Lindenstraus, [Schanghai] 3/1999 ***(kursiv: Frauenliteratur; die Ziffer vor der Jahreszahl bezeichnet die Teilreihe 1-6 von Shoáh & Judaica, worin sich der jeweilige Titel in der Abfolge der Erscheinungsjahre findet);***

2. Belgien

L. Bernhard-Ithai 5/1999; M. Paldiel 4/1999; J. Scott 5/1998;

3. Deutschland

M. Ahlfeld-Heymann [Köln] 5/1994; G. Baum-Merón u. R. Baum [Frankfurt] 5/1996; St. Baumeister 6/1997; *L. Bernhard-Ithai [Berlin] 5/1999;* H.D. Blum [Breisach] 2/1998; H. Brand [Karlsruhe] 5/1990; *H. Brenner [versch. Orte] 3/1998;* D. Budnik u. J. Kaper [Stuttgart] 5/1993; L. Dreyfuss [Breisach] 5/1991; *D. Freudenberg-Hübner* u. E.R. Wiehn [Freiburg] 5/1993; J. Goldkorn [Oberschlesien] 5/1996; H. Grünfeld [Mainz] 5/1996; D. Guttmann [versch. Orte] 5/1997; W. Hadda [Breslau] 5/1997; F.J. Heidecker [Georgensgmünd/Mittelfranken] 2/1998; *T. Jungmann-Bradt [Berlin] 3/1999;* J. Kalter [Leipzig] 5/1997; *M. u. E. Liefmann [Freiburg] 5/1993 u. 5/1995;* J. Lindenstraus [Ostpreußen] 3/1999; B. Mayer [Laufersweiler etc.] 3/1997; M. Merón [Stalag XI B] 5/1997; G. Monar [Leipzig u. Halle] 5/1995; L. Mühlfelder [Suhl] 5/1995; H. Nothnagel u. E. Dähn [Suhl] 2/1995; F.H. Oestreicher [Bergen-Belsen, Tröbitz] 5/1999; F. Ottenheimer [Konstanz] 5/1996; M. Paldiel [versch. Orte] 4/1999; L. Picard [Wangen u. Konstanz] 3/1996; *B. Pimpl* u. E.R. Wiehn (Hg.) [versch. Orte]

5/1995; *M.L. Randall [Schermbeck, Lehmförde, Berlin] 5/1997;* E. u. *M.-E. Rehn* [Heide u. andere Orte] 3/1998; M. Ruch [Offenburg u. Südbaden] 5/1997 u. 5/1998; J. Scott [Gelsenkirchen, Gera, Fürth] 5/1998; W. Simsohn [Gera] 2/1997, 2/1998, 2/1999; J.L. Stein [Südbaden] 3/1999; P. Stránský [Schwarzheide/Sachsenhausen] 5/1997; U. Toeplitz [Breslau, Kiel, Frankfurt, Bonn] 3/1999; M.A. Weingardt 6/1996; E.R. Wiehn [Kaiserslautern] 1982; E.R. Wiehn [Konstanz] 4/1988; E.R. Wiehn (Hg.) [versch. Orte] 1/1989; E.R. Wiehn (Hg.) [versch. Orte in Baden, der Pfalz u. im Saarland] 4/1990; E.R. Wiehn [versch. Orte] 1/1992, 1/1994, 1/1997; M. Wildmann u. E.R. Wiehn [Philippsburg] 5/1997;

4. England

G. Beck-Klein 5/1997; M. Paldiel 4/1999; J. Scott 5/1998; J. Wiener 5/1992;

5. Frankreich

M. Ahlfeld-Heymann 5/1994; L. Bernhard-Ithai 5/1999; F. Bohny-Reiter 5/1995; L. Dreyfuss 5/1991; *D. Freudenberg-Hübner* u. E.R. Wiehn 5/1993; *M. u. E. Liefmann 5/1993 u. 5/1995;* M. Paldiel 4/1999; M. Ruch 5/1998; J. Scott 5/1998; J. Stroumsa 5/1993 u. 5/1996; E.R. Wiehn (Hg.) 4/1990; E.R. Wiehn 1/1992; M. Wildmann u. E.R. Wiehn 5/1997;

6. Griechenland

E.M. Kounio-Amariglio 5/1996; M. Paldiel 4/1999; J. Stroumsa 5/1993 u. 5/1996;

7. Israel

M. Ahlfeld-Heymann 5/1994; G. Baum-Merón u. R. Baum 5/1996; *L. Bernhard-Ithai 5/1999; M. Chaimowitsch-Hirsch 5/1999;* F.J. Heidecker 2/1998; A. Meier 6/1998; M. Merón 5/1997; G. Monar 5/1995; M. Paldiel [Yad Vashem] 5/1999; L. Picard 3/1996; E. Porat 5/1996 u. 5/1997; M. Ruch 5/1997; J.N. Rudel 1/1997; J. Stroumsa 5/1993 u. 5/1996; U. Toeplitz 3/1999; M.A. Weingardt 6/1996; E.R. Wiehn u. *H.M. Wiehn 1/*1986/87; E.R. Wiehn 1/1988, 1/1992, 1/1994, 1/1997;

8. Italien

M. Paldiel 4/1999; J. Wiener 5/1992;

9. Japan

M. Paldiel 4/1999;

10. Jugoslawien

Z. Levental 5/1994; M. Merón 5/1997; M. Paldiel 4/1999;

11. Kolumbien

J. Lindenstraus 3/1999;

12. Lettland

M. Kaufmann 4/1999; M. Paldiel 4/1999; *B. Zin 5/1998;*

13. Litauen

S. Atamuk 2/1999; M. Messmer 6/1997; M. Paldiel 4/1999; G. Smoliakovas 5/1992;

14. Niederlande

J. Levy-Rosenberg 5/1999; F.H. Oestreicher 5/1999; M. Paldiel 4/1999;

15. Österreich

G. Beck-Klein [Wien] 5/1997; M. Bercovici-Korber 5/1996; I.A. Glück [Lackenbach/Burgenland, Wien] 2/1998; D. Guttmann [Wien] 5/1997; M. Paldiel 4/1999; *B. Pimpl* u. E.R. Wiehn 5/1995; Y. Sher 1/1998; in: E.R. Wiehn [Baden bei Wien] 1/1988;

16. Polen

R. Felix [Auschwitz] 5/1995; J. Goldkorn 5/1996; J. Kalter 5/1997; *E.M. Kounio-Amariglio [Auschwitz] 5/1996; N. Klein [Auschwitz-Birkenau] 6/1999; J. Levy-Rosenberg [Auschwitz] 5/1999;* M. Paldiel [versch. Orte] 4/1999; *B. Pimpl* u. E.R. Wiehn [Auschwitz] 5/1995; E. Porat [Auschwitz] 5/1996 u. 5/1997; *L. Shinar [Krakau etc.] 5/1999;* J.L. Stein [Krakau] 2/1997 u. 3/1999; P. Stránský [Auschwitz] 5/1997; J. Stroumsa [Auschwitz] 5/1993 u. 5/1996; E.R. Wiehn [Auschwitz, Majdanek, Treblinka, Warschau, etc.] 4/1984/87; E.R. Wiehn 1/1992; E.R. Wiehn [Warschau] 4/1993; E.R. Wiehn [1.9.1939, versch. Orte] 4/1999; *B. Zin 5/1998*;

17. Portugal

M. Paldiel 4/1999;

18. Rumänien

M. Bartfeld-Feller [Czernowitz] 5/1996 u. 5/1998; M. Bercovici-Korber [Cimpolung, Transnistrien] 3/1996; M. Bercovici & B. Hoisie 3/1998; *M. Chaimowitsch-Hirsch [Bukowina] 5/1999;* M. Gall [Wapniarka] 5/1999; *M. Korber [Cimpolung etc.] 5/1993;* M. Paldiel 4/1999; *S. Palty [Bukarest, Transnistrien] 5/1995;* M. Pauker 3/1999; *B. Pimpl* u. E.R. Wiehn 5/1995; J.N. Rudel [Czernowitz, Bukarest etc.] 2/1997; *K. Schächter [Czernowitz etc.] 5/1996;* I. Schwarz-Kara [Podu Iloaiei] 2/1997;

19. Rußland

M. Bartfeld-Feller [Sibirien] 5/1996 u. 5/1998; M. Messmer 6/1992 u. 6/1997;

20. Schweiz

L. Bernhard-Ithai 5/1999; F. Bohny-Reiter 5/1995; H. Brand 5/1990; B. Mayer 3/1998; M. Paldiel 4/1999; E.R. Wiehn 4/1990; M. Wildmann u. E.R. Wiehn 5/1997;

21. Slowakei

M. Paldiel 4/1999; E. Porat [Huszt] 5/1996 u. 5/1997; Y. Sher 1/1998;

22. Slowenien

Y. Sher 1/1998;

23. Sowjetunion

M. Bartfeld-Feller [Sibirien] 5/1996 u. 5/1998; D. Budnik u. J. Kaper [Kiew] 5/1993; M. Messmer 6/1992 u. 6/1997; M. Paldiel 4/1999; M. Pauker 3/1999; E.R. Wiehn (Hg.) [Kiew] 4/1991;

24. Spanien

O. Althausen in: E.R. Wiehn 4/1990; M. Paldiel 4/1999; J. Scott 5/1998;

25. Tschechien

R. Felix [Strassnitz/Strasnice] 5/1995; M. Paldiel 4/1999; P. Stránský [Prag] 5/1997; J. Weil 4/1999; J. Wiener [Prag] 5/1992;

26. Ukraine

M. Bartfeld-Feller [Czernowitz] 5/1996 u. 5/1998; D. Budnik u. J. Kaper [Kiew] 5/1993; *M. Korber 5/1993;* M. Messmer 6/1997; M. Paldiel 4/1999; *S. Palty 5/1995;* D. Peisachov 2/1992/93; *B. Pimpl* u. E.R. Wiehn 5/1995; E. Porat [Huszt] 5/1996 u. 5/1997; J.N. Rudel [Czernowitz, Bukarest etc.] 2/1997; *K. Schächter [Czernowitz etc.] 5/1996;* E.R. Wiehn (Hg.) [Kiew] 4/1991; E.R. Wiehn 1/1992;

27. Ungarn

A. Barzel in: E.R. Wiehn u. H.M. Wiehn 1/1986/87; D. Guttmann [Budapest] 5/1997; M. Paldiel 4/1999;

28. USA

G. Baum-Meróm u. R. Baum 5/1996; J. Lindenstraus 3/1999; L. Mühlfelder 5/1995; F. Ottenheimer 5/1996; M.L. Randall 5/1997.

(Einige Schriften auch in englisch, französisch, griechisch, hebräisch (ivrit), jiddisch, rumänisch, russisch, spanisch, tschechisch)

Schriften weiterer Autorinnen und Autoren/Books of Other Authors

Wenda Focke, Barfuß nach Oudenaarde - Briefe an Jean Améry. Konstanz 1984, 188 Seiten, DM 25,--/12,78 Euro. ISBN 3-923200-30-7

Wenda Focke, Begegnung: Herta Seidemann Psychiatrin-Neurologin 1900-1984. Konstanz 1986, 276 Seiten, DM 35,--/17,90 Euro. ISBN 3-89191-073-8

Hildegard Schultz-Baltensperger (Hg.), Clara von Bodman u. Elazar Benyoetz, Solange wie das eingehaltene Licht - Briefe 1966-1982. Konstanz 1989, 302 Seiten, DM 39,80/20,35 Euro. ISBN 3-89191-257-9

A. Corbea u. M. Astner (Hg.), Kulturlandschaft Bukowina. Studien zur deutschsprachigen Literatur des Buchenlandes nach 1918. Jassyer Beiträge zur Germanistik v. Jassy u. Konstanz 1990, DM 49,--/25,05 Euro. ISBN 3-89191-541-1

Jacques Picard, Berthold Rothschild, Walter Schmid, Michael Kohn: Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus. 1991, 74 Seiten, DM 12,--/6,14 Euro. ISBN 3-89191-470-9

Paul Mühsam: Mein Weg zu mir. Aus Tagebüchern. 1992, 252 Seiten, DM 35,--/17,90 Euro. ISBN 3-89191-535-7

Carola Buchwald u.a.: Die Reichenau im Sommer 1945 - Erholung für KZ-Häftlinge aus Dachau, Evakuierung der Einwohner. Konstanz 1994, 110 Seiten, DM 14,80. ISBN 3-89191-841-0 (vergriffen).

Gertrude Schneider (Ed.), The Unfinished Road - Jewish Survivors of Latvia Look Back. New York (Praeger Publishers) 1991 beim Hartung-Gorre Verlag Konstanz, 207 pages/Seiten, DM 48,--/24,54 Euro. ISBN 3-89649-431-7: 1999 neu im Programm!

Weitere Schriften von/Other Publications by Erhard Roy Wiehn

Ungleichheit unter Menschen als soziologisches Problem. Konstanzer Universitätsreden Nr. 61, herausgegeben von Gerhard Hess. *Universitätsverlag.* Konstanz 1973, 63 Seiten. ISBN 3-87940-071-7

Kaiserslautern - Leben in einer pfälzischen Stadt. *Meininger Verlag,* Neustadt/Weinstraße 1982, 1056 Seiten, darin jüdisches Leben in Kaiserslautern. ISBN 3-87524-024-3

Erhard Roy Wiehn (Hg.), 1984 und danach - Utopie, Realität, Perspektiven. Beiträge zum 'Orwell-Jahr' von Horst Baier, Helmut Dahmer, Eduard Goldstücker, Detlef Kantowsky, Hans Mayer, Wilhelm Voßkamp. *Universitätsverlag.* Konstanz 1984, 148 Seiten. ISBN 3-89940-264-7

Gesammelte Schriften zur Soziologie I. Hartung-Gorre Verlag. Konstanz 1986, 762 Seiten, DM 58,--/29,65 Euro. ISBN 3-89191-037-1

Gesammelte Schriften zur Soziologie II. Hartung-Gorre Verlag. Konstanz 1987, 798 Seiten, DM 62,--/31,70 Euro. ISBN 3-89191-142-4

Avital Gasith & Roy Wiehn (Eds.), On the Future of Water - A joint Konstanz University - Tel Aviv University Workshop on Water as a Limited Resource. Tel Aviv March 24 - 28, 1996. Hartung-Gorre Verlag. Konstanz 1997, 168 Seiten, DM 38,--/19,43 Euro. ISBN 3-89649-117-2

Leah Shinar

Wie ein Becher Tränen

Jüdische Familiengeschichten aus Krakau
Leben und Leiden in Polen
1939-1945

Aus dem Hebräischen von Inés Hülse
und Hanna Kinan s.A.

Herausgegeben
von Erhard Roy Wiehn

Hartung-Gorre Verlag
Konstanz

Jehuda L. Stein

Juden in Krakau

Ein historischer Überblick
1173-1939



Herausgegeben
von Erhard Roy Wiehn

Hartung-Gorre Verlag
Konstanz

Erhard Roy Wiehn (Hg.)

Totengebet

60 Jahre Beginn des Zweiten Weltkriegs und der Schoáh in Polen

Hartung-Gorre Verlag
Konstanz



ISBN 3-89649-417-1